Ingenieur Horstmann

Von Wilhelm Hegeler ist in demselben Verlage erschienen:

Mutter Bertha. Roman.
Und alles um die Liebe. Aufzeichnungen eines Philologen.
Pygmalion. Novellen.
Sonnige Tage. Roman.
Nellys Millionen. Ein fröhlicher Roman.
Pastor Klinghammer. Roman.
Pietro der Korsar und die Jüdin Cheirinca. Roman.

Ingenieur Horstmann

Roman

von

Wilhelm Hegeler

Vierte Auflage

E F & Co

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1908

MÂIN

I.

Frau Regierungsrat Düsbach und ihre Tochter Anna saßen am Fenster des Parterrezimmers einander gegenüber. Anna las die Zeitung. Frau Regierungsrat starrte unentwegt auf die Straße. Draußen war nichts Besonderes zu sehen. Das Wetter war schauderhaft schlecht: Wind, Regen und Schnee. Im Schaufenster des Papierladens auf der anderen Straßenseite waren einige fratzenhafte Pappmasken ausgestellt, als Zeichen, daß man bald Fastnacht feiern würde in Düsseldorf.

Das Gesicht der alten Frau aber hatte einen Ausdruck, als wenn bereits Aschermittwoch wäre. In ihrem schwarzen Kleid, mit dem Kränzchen von falschen schwarzen Haaren auf dem dürren Vogelkopf glich sie einem gerupften alten Raben. Die Gedanken, die sie beschäftigten, waren trübselig und düster. Sie hatte tausend Mittel und Wege erwogen, wie sie sich vor den schlimmen Ereignissen, die die Zukunft bringen würde, retten könnte. Aber all diese Kombinationen hinkten, waren schief und lahm. Was Rechtes fiel ihr nicht mehr ein. Seitdem sie vor einigen Tagen erfahren hatte, daß ihre letzte Spekulation fehlge-

schlagen und alles Geld verloren war, hatte ihr Geist gänzlich die Schwungkraft verloren. Sie fühlte sich der Lage nicht mehr gewachsen, alt geworden, flügelmüde. Sie dachte sogar ans Sterben und hatte sich schon die Worte zurechtgelegt, die der Pastor an ihrem Sarge sprechen würde.

Dabei blickte sie unbeweglich auf die Masken in dem Schaufenster. Seit acht Tagen hingen diese dort und hatten sie jeden Tag von neuem geärgert. Die eine war ein schwarzes Mohrengesicht, die zweite ein Engländer mit Monocle und blonden Koteletts aus Werg, die dritte, die allerhäßlichste, eine alte Weibsmaske, ein wahres Scheusal von Gesicht, mit hervorstehenden Backenknochen und klaffendem Mund, aus dem ein einziger langer Zahn herortrat. Beim Anblick dieser Karrikatur dachte Frau Regierungsrat — vom Lächerlichen bis zum Erhabenen ist nur ein Schritt — plötzlich an ihre eigene Großmutter.

Zuerst erschrak sie, aber dann erwuchs ihr aus dieser Erinnerung ein wahrhafter Trost. Sie entsann sich ihrer Großmutter noch ganz deutlich.

Als wenn es erst vor kurzem gewesen wäre, sah sie sich als kleines Mädchen, wie sie die humpelnde Greisin auf dem Weg zum Bankier begleitete. Dorthin trug die Alte alle Vierteljahr die Zinsen ihres Vermögens. Es war jedesmal eine große Procedur. Sonst hockte sie meistens in ihrem Sorgenstuhl und nörgelte von dort aus den ganzen Tag. Nur ihr jüngstes Enkelkind liebte sie, vielleicht weil dieses so gern Pfennige sammelte. Aus dem Leben der Großmutter hatte Frau Regierungsrat nur

wenig erfahren, aber das war um so bedeutsamer. Sie war schwer reich gewesen und dann verarmt. Ihr Mann hatte sich erhenkt, und sie hatte mehrere Jahre sitzen müssen, Ihre Familie hatte sich ihrer geschämt; nur dem äußersten Zwange gehorchend, hatte man sie aufgenommen. Doch das lag längst vor Frau Regierungsrats Zeiten. In deren Kinderjahren war die Alte, Gott weiß durch welche Teufelskünste, wieder reich geworden, längst das Prunkstück der Familie geworden. Besonders das Enkelkind war stolz auf sie. Wenn man sie nach dem Alter der Greisin fragte, pflegte sie zu antworten: „Meine Großmutter ist siebenundneunzig. Wir möchten sie aber gern auf hundert bringen.“ Mit neunundneunzig war die Alte gestorben. Die halbe Stadt war hinter ihrem Sarge hergelaufen: daß ihr Mann sich erhenkt, daß sie einmal im Gefängnis gesessen, daß sie später die dunkelsten Geschäfte gemacht hatte, war vergessen — das Verdienst beinahe hundert alt geworden zu sein, hatte alle ihre Sünden ausgelöscht.

Wie den Weisen aus dem Morgenlande der Stern von Bethlehem in dunkler Nacht erstrahlte, so erschien der Frau Regierungsrat das Gesicht der alten Großmutter als Trost in ihrem grauen Elend. Sie fühlte sich von dieser Erinnerung frisch gestärkt und entwarf neue Pläne für die Zukunft.

Derweil war Anna in die Annoncen des Generalanzeigers vertieft. Endlos und kunterbunt war die Reihe der „fast wie neuen“ Gegenstände, die von Privatleuten zum Verkauf angeboten wurden. Eine allgemeine Geldnot schien zu herrschen. Auf der nächsten Seite aber waren Vergnügungen ange-

zeigt, so zahlreich, daß die Bevölkerung einer Großstadt damit hätte befriedigt werden können. Ein solches Aussehen hatte die Zeitung stets, wenn der Karneval vor der Thür stand. Seit Wochen befand sich Düsseldorf in einem angenehmen Taumel, der sich in den drei ersten Tagen der kommenden Woche, am Fastnachtssonntag, Rosenmontag und Fastnachtsdienstag, zu einer wilden allgemeinen Raserei steigern würde, bis dann am Aschermittwoch von den Kirchen und Klöstern das Armensünderglöckchen bimmelte, und der Priester auf die bleichen übernächtigen Gesichter das schwarze Aschekreuzchen malte.

Als es zu dunkel geworden war, lehnte Anna sich schließlich zurück und sagte:

„Du könntest wohl die Lampe anstecken."

„Was meinst du?"

„Lampe anstecken, Mama! Man verdirbt sich ja die Augen."

„Der Petroleummann ist doch nicht mehr gekommen."

„Ach Gott, ist ja wahr! Na, das kann recht nett werden."

Sie gähnte und schlang die Hände um ein Knie, indem sie ihre Mutter mit interessiertem Gesicht, zwischen Verwunderung und Grauen betrachtete. Dann sprang sie auf:

„Nun sag' bloß, was soll werden?"

„Ja, was soll werden?"

„Der Petroleummann kommt nicht mehr, der Fleischer will nicht mehr borgen, von morgen ab bleibt der Bäcker aus. Wir sollen wohl von der Luft leben?"

„Unsere Lage ist eben schrecklich, aber wir müssen uns drin finden.“

„Wie denn?“

Frau Regierungsrat rieb sich die dürren, wohlgepflegten Hände, deren Finger mit kostbaren alten Ringen besetzt waren, und sagte langsam:

„Ich habe gethan, was ich konnte, Anna. Ich habe mit allen meinen Kräften das Schreckliche ferngehalten, so lange es nur möglich war. Bis zum letzten Augenblicke sind wir standesgemäß aufgetreten, niemand kann uns in der Beziehung etwas nachsagen. Nun ist es eben zu Ende. Wir müssen ruhig zusehen, was kommt. Und wenn die Katastrophe hereinbricht, nun so müssen wir eben beweisen, daß auch Leute wie unsereins Unglück haben können, aber daß sie trotzdem ihren Takt bewahren.“

„Hm,“ meinte Anna nachdenklich, „also du meinst, daß wir gepfändet werden?“

„Ja.“

„Was ist denn das eigentlich für eine Procedur? Dann kommt so ein Kerl, klebt auf alle Sachen sein Siegel, und nachher wird die ganze Einrichtung verkauft. Nicht wahr?“

„Quäl' mich doch nicht! Ich weiß das selbst nicht.“

„Wie fühlst du dich eigentlich, Mama?“

Anna selbst ging den kommenden Tagen ohne allzugroße Angst entgegen. Sie glaubte nicht recht an die wirkliche Nähe der Katastrophe und hoffte, auch diese würde noch vorübergehen, wie schon so manches drohende Ungemach sanft an ihr vorübergegangen war. Und wenn selbst

wirklich alles zusammenkrachte, daß sie arm wie zwei Kirchenmäuse das Haus verlassen müßten: sie besaß etwas, was kein Gerichtsvollzieher ihr nehmen konnte. Gleich jenem griechischen Weisen dachte sie: meinen Besitz trage ich mit mir. Ihr reiches rotbraunes Haar, das Entzücken der Maler, wie es dergleichen in ganz Düsseldorf nicht zum zweiten Mal gab, ihr Gesicht, das die alten Herren klassisch und die jungen pikant nannten, ihre ganze stolze Schönheit, mit der sich die kokette Grazie einer Katze verband, wirkte wie ein Talisman, unter dessen Zauber sich ihr ganzes Leben bis jetzt heiter, glücklich und leicht gestaltet hatte. Einem Lächeln von ihr gewährte man das, was man den bittersten Thränen einer anderen versagt hätte. Niemals hatte jemand streng gegen sie sein können. Deshalb vertraute sie auf ihre Schönheit, und ihr angeborener Leichtsinn konnte sie nicht zu wirklicher Sorge vertiefen. Aber immerhin war sie verdrießlich und vor allem wütend auf ihre Mutter.

„Es ist unglaublich," fuhr sie fort, „wir sollen gepfändet werden! Ein Gerichtsvollzieher kommt in unser Haus, wie bei ordinären Leuten! Wenn das Papa erlebt hätte! Und Dehwitz, die werden dir eine nette Scene machen. Und der Skandal in der Gesellschaft. Na ich danke — einen so kolossalen Skandal haben sie in Düsseldorf überhaupt noch nicht erlebt."

Frau Regierungsrat hatte die schwarzen funkelnden Augen auf die Tochter gerichtet und erwiderte leise:

„Alle, welche uns kennen, werden tiefes Mitleid mit uns haben. Und die übrigen — verachte ich."

„Wirklich? Glaubst du, unsere Bekannten, denen du Geld abgepumpt hast, werden dich bemitleiden? Mir scheint das zweifelhaft."

Die Mutter erwiderte nichts, und Anna fuhr fort:

„Du hast uns da was Schönes eingebrockt, mit deinem elenden Börsenspiel. Warum läßt du aber auch die Finger nicht davon, da du nichts davon verstehst. Gieb mal das Blatt her!"

Sie trat rasch auf den Nähtisch zu und wollte den dort liegenden Börsenkourier herunternehmen. Aber die alte Frau legte krampfhaft ihre Hand darauf.

„Laß, laß! Ich brauche die Nummer noch."

„In den Ofen sollte man das Blatt stecken. Wenn ich nur mal dem Bankier meine Meinung sagen könnte, dem ekelhaften Isidor Schöbel. Der hat dich schön hereingelegt mit seinen Ratschlägen."

„Er hat's selbst nicht besser gewußt. Er hat noch viel größere Verluste gehabt als ich."

„Warum in aller Welt spielst du eigentlich an der Börse? Du verlierst ja doch nur."

„Anna sei nicht undankbar! Jahrelang habe ich doch gewonnen. Wie hätten wir sonst leben können mit dem bißchen Geld von deinem Vater?"

Die Tochter hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und sagte nachdenklich: „Ich hätte eben schon längst heiraten sollen."

„Aber du hast doch nicht gewollt. Die besten Partien hast du ausgeschlagen."

„Die besten Partieen? Klapprige Kommispartieen!

Ne, ne! Du hast dir keine Mühe gegeben. Sonst säße ich nicht hier."

Nun sprang die Frau Regierungsrat aber auf und kam aufgeregt auf Anna zu:

„Wie kannst du das sagen! Seitdem Alice verheiratet ist, ist doch mein ganzes Leben in Sorge für dich aufgegangen. Alles hat sich um dich gedreht."

„Du hast eben zu spät angefangen. Wie Papa tot war, hast du selbst noch auf einen Mann spekuliert. Na, schweigen wir davon! Die alten Junggesellen, die du gefüttert hast — von denen dachte keiner an's Heiraten."

Die Mutter kniff schmerzlich die Lippen zusammen.

„Das solltest du doch nicht so ohne weiteres sagen!"

Die beiden wurden in ihrem Streit durch das eintretende Dienstmädchen unterbrochen. Die stämmige Person, die zum ersten Mal in einem herrschaftlichen Hause diente, hatte geräuschvoll die Thür aufgerissen, und sagte, indem sie die Petroleumkanne hochhielt:

„Frau Düsbach, das Brennöl ist ausgegangen."

Anna war nervös aufgefahren.

„Klopfen Sie gefälligst an, ehe sie hereinkommen. Und dann sollen Sie nicht Frau Düsbach, sondern gnädige Frau oder Frau Regierungsrat sagen. Verstehen Sie das!"

Die dicke Magd schlug die Augen nieder und wagte nicht zu mucksen. Erst als Anna sagte: „Also, was giebt's?" schüttelte sie die leere Kanne ein wenig.

„Es ist kein Brennöl mehr im Hause. Soll ich was holen?"

„Der Mensch wird schon morgen welches bringen,"

erwiderte Frau Regierungsrat. „Heute Abend müssen wir uns so behelfen. Nehmen Sie die beiden Stehlampen und gießen Sie das Öl daraus in unsere alte. Damit werden wir schon noch reichen."

Minna folgte und trug mit großer Vorsicht eine Lampe nach der anderen hinaus.

„Hast du denn gar kein Geld mehr?"

„Nichts."

„Unglaublich!" murmelte Anna. „Na mir soll's recht sein. Ich geh' heut Abend zu Dehwitz."

Hauptmann a. D. von Dehwitz war der Schwiegersohn der Frau Regierungsrat, der Mann ihrer ältesten Tochter Alice. Er steckte selbst in ziemlich mißlichen Vermögensverhältnissen, aber vom Gerichtsvollzieher war er doch immer noch weit entfernt.

Die alte Frau rang angstvoll die Hände.

„Thu mir das nicht an, Kind. Geh' nicht zu Dehwitz. Er darf's nicht erfahren."

„Aber in ein paar Tagen erfährt's ja die ganze Welt. Warum soll ich heut Abend im Dunkeln hocken?"

Sie wiegte sich aufgeregt in dem grünen Plüschsessel. Der Gedanke, daß sie diese Tage, wo die ganze Stadt lustig war, zu Haus sitzen würde, ohne Zerstreuung, ohne Essen, ohne Licht, machte sie hartherzig und wild.

„Man könnte etwas versetzen," sagte Frau Regierungsrat nach einer Weile.

„Auf's Leihamt gehen?" fragte Anna erstaunt. „Warst du da schon?"

„Bis jetzt noch nicht. Aber — wenn's sein muß.

Ich könnte ja deine Taufbecher versetzen. Die stehen doch nutzlos herum."

„Ne, Mama! Was mir gehört, bleibt mein! Aber deinen Schmuck wollen wir versetzen. Was thust du in deinen Jahren noch mit Schmuck? Gieb mir mal den Schlüssel."

Die Mutter bereute ihren Vorschlag bereits. In den letzten Jahren hatte sie, wenn Geldnot war, schon öfter diesen Ausweg erwogen. Doch der Gedanke, daß sie, die Witwe eines Regierungsrats, in deren Hause die beste Gesellschaft Düsseldorfs verkehrte, auf's Leihamt wandern sollte, war ihr stets unerträglich vorgekommen. Nun stand die eigene Tochter vor ihr und forderte ungeduldig den Schlüssel zum Sekretär, worin der Schmuck verwahrt lag.

„Flugs, flugs, Mama! Du gehst geschwind in die Rattingerstraße. Gerade über der Post, in demselben Hause, steht groß dran: Pfandleihe. Zieh' dich nur gleich an!"

Sobald Anna den Schlüssel hatte, lief sie in's Eßzimmer und kam nach einer Weile mit einer kleinen Truhe aus blauem Plüsch wieder. Sie schüttelte die lüderlich darin verwahrten Gegenstände auf den Tisch.

Unförmige Broschen, Gemmen, zerbrochene Armbänder, die nicht wieder repariert waren, altmodische Ohrringe, aus denen die Steine abhanden gekommen, eine ganze Jettgarnitur, die aus der Zeit der Witwentrauer stammte, Korallenketten, die Frau Düsbach noch als Kind getragen, alles lag da durcheinander. Ein grimmiger Schmerz quoll aus dem Herzen der alten Frau empor beim Anblick dieser Gegenstände, von denen die meisten teure Andenken waren,

und die sie alle an eine Zeit des Wohlstandes, an glückliche Stunden, an Erfolge erinnerten. Jetzt taxierte Anna pietätlos ein Stück nach dem anderen und meinte, viel Rares sei nicht dabei.

Sie ließ forschend die Blicke über ihre Mutter schweifen und entdeckte die kostbaren Ringe an deren Hand.

„Mama, den Brillantring mußt du noch drauf thun, der hat wenigstens Wert."

Aber die Alte hatte die beringten Finger mit der anderen Hand umkrallt.

„Laß' mir den Ring, Anna, du weißt, daß ich dran hänge."

„Der altmodische Ring! Sei doch nicht einfältig!"

„Einerlei, aber ich will ihn behalten, es ist ein Andenken."

„Von einem Verehrer! Papa hat sich immer drüber geärgert. Also gieb ihn nur her!"

Sie hielt graziös die Hand ihrer Mutter fest, und indem sie mit ihrer Zunge den dürren Finger benetzte drehte sie ihr geschmeidig den Ring herunter. Dann gab sie ihr einen Kuß.

„So Mamachen, es thut kein bißchen weh. Und das ist das einzige vernünftige Stück in dem ganzen Gelump. Was magst du wohl dafür bekommen?"

„Der Juwelier hat ihn seiner Zeit auf hundert Thaler taxiert."

„Hundert Thaler!" schrie Anna erfreut, — „wenn wir soviel für den ganzen Bettel bekämen, könnten wir ja acht Tage lang das lustigste Leben führen. Mama, wenn du

das nach Hause bringst, dann gehen wir am Samstag auf's Malkastenfest!"

Aber Frau Regierungsrat, die bis jetzt zu allem stillgeschwiegen hatte, fuhr bei den letzten Worten in die Höhe. Während ihre Augen funkelten, und ihre blassen Lippen vor Wut bebten, stieß sie hervor:

„Untersteh' dich und sag' das noch mal!"

„Das dümmste wär's nicht," meinte Anna harmlos. „Dieser Ball ist vielleicht die letzte Gelegenheit, wo ich mich hier amüsieren kann."

„Und ich soll auf den Ball gehen, während der Gerichtsvollzieher in der Wohnung ist?"

„Einstweilen ist er ja noch nicht da."

„Ich verpfände meinen Schmuck, damit das notwendigste in's Haus kommt, damit wir nicht hungern müssen, aber nicht damit du dich amüsierst. Jetzt gehe ich überhaupt nicht; ich lege mich in's Bett, und du kannst im Dunkeln sitzen bleiben. Zur Strafe bekommst du kein Abendbrot. O, ich schwache Mutter, ich habe mein Herzblut hingegeben für dich, ich lege alle Rücksichten beiseit, indem ich dies infame Haus betreten will — und du denkst an einen Ball! Was willst du dort?"

„Mich verloben," erwiderte Anna ruhig.

Gerade wollte die Mutter etwas erwidern, als es draußen schellte. Beide fuhren zusammen. Frau Regierungsrat lief auf den Hausflur und wies stumm das Dienstmädchen in die Küche zurück. Der Korridor war dunkel, so daß sie durch die Milchscheiben von draußen nicht gesehen werden konnten. Anna blickte durch's Schlüsselloch.

„Wer ist da?"

„Bert und noch ein Herr, den ich aber nicht erkennen kann. Laß sie nur ruhig herein."

Anna eilte in die Küche und befahl dem Mädchen, die Thür zu öffnen. Frau Düsbach hatte gerade noch Zeit ihrer Tochter zuzuflüstern, sie sollte sofort das Petroleum aus der alten Lampe in eine der neuen zurückgießen, als Minna mächtig anklopfend zwei Karten hereinbrachte. Gustav Horstmann, Ingenieur, stand auf der einen, Bert Holleder auf der anderen.

In der Dunkelheit waren die Eintretenden kaum zu erkennen. Holleder, ein Freund der Familie, war vorangegangen und sagte nun in seinem ungezwungenen leichten Ton, der sofort die Verlegenheit beseitigte:

„Herr Horstmann hatte den begreiflichen Wunsch, Ihnen seine Aufwartung zu machen, gnädige Frau."

Dann küßte er den beiden Damen die Hand.

„Wollen die Herren, bitte, Platz nehmen! Wir haben eben noch Schummerstündchen gefeiert. Hol' doch, bitte, die Lampe, Anna."

Diese ging in die Küche, und während sie zusah, wie Minna zum zweiten Mal das Petroleum umfüllte, sann sie darüber nach, wer der Fremde sein könne? Sie erinnerte sich in einer Gesellschaft einen ähnlich ungeschlachten Menschen getroffen zu haben, der, die Fäuste in den Taschen vergraben, eine ganze Weile stumm an der Thür gestanden und sie angestarrt hatte. Da er ihr aufgefallen war, hatte sie sich bei Bert nach ihm erkundigt. Dieser sagte, es sei ein Bauspekulant, der vor kurzem nach Düsseldorf gekommen

sei, aus der Polackei oder irgend woher, ein schwerreicher Kerl, der im Malkasten eine Menge Geld beim Jeu verloren habe. Und zwei junge Maler, die sich zu Bert gesellten, hatten über das barbarische Äußere des Fremden gewitzelt, der Handschuhe von noch nicht dagewesener Größe und Kragen gleich Tonnenreifen um seinen Stiernacken trug.

Ob es derselbe ist? dachte Anna. Aber wie kommt Bert in dessen Gesellschaft? Und warum führt er ihn bei uns ein?

Als sie mit der Lampe zurückkam, führte ihre Mutter eifrig das Wort und verkniff ihr blutleeres Gesicht zu jenem eigentümlichen Lächeln, das sie stets bei der Unterhaltung aufsetzte, und um dessenwillen es in der Düsseldorfer Gesellschaft hieß, sie litte am Grinsekrampf.

Horstmann drehte sich nach der eintretenden Anna um, deren Haar bei dem Lampenschein einen rubinroten Schimmer hatte.

Findet mich der alte Tölpel etwa nicht schön? dachte sie bei seinem finstern Ausdruck. — Aber es ist derselbe. — Was mag er nur wollen?

Bert war mit komischen Entsetzen aufgesprungen. „Alle Wetter, hier liegt ja 'n ganzer Juwelierladen auf dem Tisch. Wenn ich das vorher gewußt hätte! .. Sie suchen sich wohl den Schmuck für Samstag aus?"

„Anna geht dies Jahr nicht aufs Malkastenfest."

„Ach Mamachen," sagte diese, mit ihren weißen Pfötchen die runzligen Wangen der Alten streichelnd, „du wirst noch ein Einsehen haben. Alle meine Freundinnen gehn hin."

„Nein! Ich bin fest entschlossen. Da hilft kein Bitten und Flehen.“

Horstmann, der bis jetzt seit seinem Eintritt nicht einmal zu einer höflichen Phrase den Mund aufgethan, sondern in sich versunken den Zuschauer gespielt hatte, sagte plötzlich, fast im Ton einer schmerzlichen Enttäuschung:

„Was! Sie wollen nicht dies Fest besuchen?“

„Denken Sie, Herr Ingenieur, meine Mutter bekommt plötzlich Anwandlungen. Den ganzen Karneval über soll ich zu Haus bleiben.“

„Wir haben den Winter schon so viel mitgemacht. Allzuviel ist ungesund. Körperlich und auch in moralischer Beziehung.“

Bert lächelte ganz unmerklich in sich hinein und dachte: denen müssen die Schulden aber bis zum Halse sitzen.

Anna hatte plötzlich Lust bekommen, mit der alten Bulldogge — so nannte sie im stillen schon den Besucher — zu kokettieren. Sie warf ihm einen ihrer strahlenden Blicke zu und sagte:

„Bitten Sie mal meine Mama! Ich will dann auch zum Dank den ersten Walzer mit Ihnen tanzen.“

Horstmann lächelte, und sein gefurchtes Gesicht, auf dem der trotzige Grimm eines Menschen eingegraben war, der sein Leben lang nichts gethan hat, als arbeiten und ringen, dies häßliche finstere Gesicht eines stierköpfigen Plebejers, bekam dadurch einen Zug von Gutherzigkeit.

„Sie mit mir tanzen! Ich glaube, das hielten Sie nicht lange aus. Aber sie sollten wirklich hingehen.“

Er nickte ihr zu, als wenn er sagen wollte: meinet-

wegen kommen Sie hin! Frau Regierungsrat fing jetzt an ein Langes und Breites über Töchtererziehung zu schwatzen. Anna beobachtete währenddem den Ingenieur und zerbrach sich den Kopf, warum er sie besucht habe? Sie warf einen Blick zu Bert hinüber, der sie mit seinen schwarzen Augen listig anblinzelte. Horstmann hörte der Frau Regierungsrat so aufmerksam zu, daß Anna der Gedanke durchfuhr: er sei vielleicht eine Partie für ihre Mutter ... Sie wäre bei dieser Vorstellung beinah in Lachen ausgeplatzt. Aber gleich darauf bekam sie von dem Ingenieur einen heißen, verstohlenen Blick, und sie erinnerte sich, wie er schon bei dem ersten Zusammentreffen auf jener Gesellschaft sie angestarrt hatte.

Ob er wirklich meinetwegen hierher gekommen ist? dachte sie. Aber er muß wohl verrückt sein, daß er mit seiner Häßlichkeit, mit seinen fünfzig Jahren, die er auf dem Buckel hat, es wagt, nach mir auszuschauen! Gott, hat er Ohren! Und die aufgestülpte Nase! Und die Warzen auf der Stirn!

Ihr stieg der Ekel auf bei dem Gedanken, daß sie vielleicht eines Tages mit ihm allein in einem Zimmer sein, und daß er mit seinem ordinären breiten Mund, den der ungepflegte dünne Schnurrbart nur wenig verbarg, sie küssen würde. Und indem sie, wie um ihren Haß noch zu steigern, ihn mit Bert verglich, schwor sie: Wenn ich diesen Menschen heirate, er soll es mir teuer bezahlen!

Während sie dies dachte, lächelte sie, und auf ihren pfirsichroten Wangen waren zwei reizende Grübchen sichtbar.

Vom Thema der Töchtererziehung war Frau Regierungsrat auf ihren verstorbenen Mann zu sprechen gekommen. Je länger dieser tot war, eine desto größere Bewunderung legte sie für ihn an den Tag. Sie wandte sich an Bert, der ebenfalls die Tugenden des Verstorbenen pries, seine Liebenswürdigkeit, seine umfassende Bildung, seine vielseitigen Interessen.

„In dem Mann hätten Sie einen vorurteilslosen Förderer für Ihre Ideen gefunden, Herr Ingenieur," sagte er zu Horstmann.

„Also sind Sie mit besonderen Ideen nach Düsseldorf gekommen?" fragte Frau Regierungsrat.

Der Ingenieur brummte eine undeutliche Antwort.

„Herr Horstmann will über die Wupper eine große Eisenbahnbrücke bauen. Es stand ja jetzt viel darüber in den Zeitungen."

„Ach ja!" bestätigte Anna, „diese Brücke, die vier Millionen kostet."

Sie warf unwillkürlich einen bewundernden Blick auf den Ingenieur und fügte hinzu!

„Es muß ein herrliches Werk sein!"

„Ja . . ." meinte Horstmann nachdenklich. Ich habe manchen Auftrag gehabt, bei dem mehr zu verdienen war. Aber nun will ich mal was machen, da soll meine Heimat stolz drauf sein."

„Sind Sie Rheinländer?" fragte Frau Regierungsrat.

„Wupperthaler. Ganz in der Nähe geboren, wo ich jetzt die Brücke baue. Mein Vater war dort Schmied."

‚Warum nicht gleich Maurer oder Metzger?' dachte Anna.

Eine Weile unterhielt man sich noch von den Plänen des Ingenieurs, dann brachen die beiden Herren auf.

„Wir dürfen wohl hoffen, Sie recht bald bei uns zu sehen!“ sagte Frau Düsbach mit etwas krampfhaftem Lächeln, indem sie unwillkürlich an den Gerichtsvollzieher dachte.

„Ich glaube, Mama, daß Herr Horstmann lieber einmal ganz zwanglos bei uns ist als in großer Gesellschaft.“

Der Ingenieur nickte.

„Vielleicht kommen Sie Sonntag Abend zu uns, wenn Sie nichts Besseres vorhaben. Sie erzählen mir dann gleich vom Malkastenfest.“

Frau Regierungsrat warf ihrer Tochter einen wütenden Blick zu und ließ bedeutsam ihr Auge auf die Lampe gleiten, in deren Glasbehälter nur noch ein trübes Restchen Petroleum schwamm. Aber ehe sie einen höflichen Einwand machen konnte, hatte Holleder gesagt:

„Ich darf doch mitkommen? Ich sehne mich für Sonntag auch nach einem stillen Winkel.“

„Selbstverständlich,“ sagte Anna, „Sie braucht man doch nicht extra einzuladen.“

Die beiden verabschiedeten sich. Als der Ingenieur Anna seine plumpe Hand reichte, blickte er ihr noch einmal ins Gesicht. Sein finsterer Trotz war verschwunden, die gefurchten Züge hatten noch immer etwas Wildes und Barbarisches, aber jetzt lag in seiner Miene zugleich ein Zug von Unterwürfigkeit und verborgener Angst. Anna erwiderte seinen Blick mit diesem strahlenden Aufleuchten

ihrer Augen, das ihr eigen war. Aber im Augenblick, wo er den Rücken wandte, sandte sie ihm kaum merklich eine höhnische Grimasse nach und dankte für Berts Handkuß mit einem Lächeln, das etwas Süßeres als bloße Freundschaft verriet.

II.

Bert Holleder war der Sohn des berühmten, erst vor wenigen Jahren gestorbenen Genremalers Holleder, dessen Bilder aus dem bäuerlichen und kleinstädtischen Familienleben in den sechziger Jahren der Ruhm der Düsseldorfer Schule gewesen waren, und die heute noch in den Gallerien und Privatsammlungen ehrenvolle Plätze einnehmen. Der Sohn war seinem Vater gefolgt und auch Maler geworden, nachdem man ihn von der Offizierspresse geschaßt, und er die Architektenlaufbahn aus freien Stücken als zu langwierig und unfein aufgegeben hatte. Aber die Malerei war bei ihm, wie bei vielen Malersöhnen, nur ein Vorwand zum Nichtsthun. Er besaß alle möglichen Talente, aber statt der Arbeitskraft seines Vaters hatte er die Trägheit und Genußsucht seiner gräflichen Mutter geerbt. Diese hatte ihn, als er noch in der Wiege lag, als Wunderknaben behandelt, der einst den Ruhm seines Vaters überschatten würde. „Wenn Bert nur wollte!“ war ihre stete

Redensart. Aber er dachte gar nicht zu wollen. Mit einer grenzenlosen Oberflächlichkeit, die ihn vor jedem Katzenjammer bewahrte, verband er eine gewisse Geschicklichkeit sich durchs Leben zu schlängeln, sich auf anderer Leute Kosten gütlich zu thun und überall Freunde zu gewinnen, die ihm forthalfen. Der Nimbus des großen Namens umschwebte ihn, er hatte die aristokratischen Manieren seiner Mutter und diese gewisse falsche Genialität, die die Leute noch immer an seine einstige Größe glauben und die Redensart der Mutter: „Wenn Bert nur wollte!“ auch nach deren Tode weiter leben ließ.

So zählte er, siebenundzwanzig Jahre alt, trotzdem er nichts war, nichts leistete und kaum noch etwas besaß, zu den beliebtesten jungen Männern der Düsseldorfer Gesellschaft.

Horstmann hatte ihn im Malkasten kennen gelernt. Der Ingenieur, in Düsseldorf fremd, bestochen von dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Trägers eines so bekannten Namens, hatte sich ziemlich schnell an Bert angeschlossen. Er hatte ihn schon in seinem Atelier besucht und ihm auch schon ein Bild abgekauft, sehr stolz, für ein paar hundert Mark einen echten „Holleder“ zu bekommen.

Draußen wehte den Herren der naßkalte Sturm ins Gesicht. Bert drückte seinen Cylinderhut tiefer aufs Ohr, und seinen Arm unter den seines Begleiters schiebend, sagte er:

„Ist doch 'ne charmante alte Dame, die Frau Regierungsrat!“

„Hm“ .... brummte Horstmann einsilbig, in Nachdenken versunken.

Das Laternenlicht unter den triefenden Scheiben warf zuckende Lichter über den Morast der Straße. Der Wind heulte noch immer in den Baumkronen. Zerbrochene Äste waren bis aufs Trottoir geflogen, in den blechernen Rinnen gluckste das mit Eisstücken vermischte Wasser, und von den Dächern ergoß sich ein dichter Sprühregen. Die beiden gingen schweigend und gegen den Wind ankämpfend bis zur Jakobistraße.

Bert hatte den Kragen aufgeschlagen und verfluchte innerlich dies scheußliche Wetter, das ihm den Glanz seines Cylinders verdarb. Aber auf den Ingenieur schienen Sturm und Nässe keinen Eindruck zu machen. Mit wuchtigen Schritten, daß der Schmutz unter seinen schweren Stiefeln in die Höhe spritzte, ging er gemächlich weiter den Kopf in den Nacken geworfen. Von seinen roten Backen, aus den dünnen Strähnen seines Schnurrbartes rann das Wasser hinunter. Plötzlich fragte er:

„Wohnen die Leute schon lange in Düsseldorf?“

„So lange ich denken kann.“

„Nach dem Leben, das sie führen, sollte man annehmen, daß sie ziemlich vermögend sind.“

„Darüber kann ich Ihnen wirklich keinen Aufschluß geben.“

„Ich fragte auch nur so obenhin,“ erwiderte der Ingenier. „Jedenfalls machen sie einen soliden Eindruck.“

Holleder lachte.

„Solide!? Wenn die nicht solide sind, dann weiß

ich überhaupt nicht, wer solide sein soll. Die Düsbachs gehören zu den besten Familien. Sie haben ja gehört, was die alte Dame für Grundsätze hat. Als junger Mann kommt man sich ganz zerknirscht vor."

Horstmann nickte bedächtig:

„Manchmal freilich trügt der Schein."

Sie waren in die Viktoriastraße eingebogen. Auf ihrer Seite hatte ein Photograph seinen Laden. Holleder blieb stehen und zeigte in das hell erleuchtete Schaufenster, wo auf dunklem Plüschgrund hinter verschiedenen männlichen Bildnissen ein weiter Halbkreis Düsseldorfer Damen ausgestellt war.

„Hübsch, nicht wahr? Da soll sich mal einer anderswo umsehn, ob er da auch so viel nette Mädchen findet. Alle zum küssen — leider keine zum heiraten."

„Warum nicht?"

Zu wenig Moneten," erwiderte Bert. „Wenn ich mal heirate, muß mindestens 'ne Million herausschaun. Das habe ich meiner Mutter auf dem Totenbette geschworen."

Der Ingenieur hatte die Reihe der Bilder mit gleichgültigen Blicken überflogen. Plötzlich deutete er auf eins:

„Das ist ja Fräulein Düsbach!"

„Richtig!" versetzte Bert leichthin.

Horstmann ließ den Blick nicht ab von der Photographie, die Anna in einem reichen, tief ausgeschnittenen Ballkleide darstellte.

„Ich möchte das Bild haben."

„Aber der Photograph wird's Ihnen kaum verkaufen. Ich glaube, das ist nicht mal erlaubt."

„So . . .“

„Wenn Ihnen viel daran liegt,“ fuhr Bert fort, „mich kennt der Photograph.“

„Sie thäten mir einen großen Gefallen,“ sagte der Ingenieur, während seine Augen vor Freude glänzten.

Zugleich griff er in die Tasche, Holleder schien diese Bewegung zu übersehen und ging rasch in den Laden. Als er zurückkam, gab er Horstmann das Bild.

„Ich werde es gut verwahren. Sie haben mir einen großen Gefallen gethan.“

Sie waren schweigend weiter gegangen, bis Horstmann unter einer Laterne stehen blieb.

„Ich möchte Sie etwas fragen, Herr Holleder.“

„Bitte.“

„Fräulein Düsbach ist aus guter Familie, ihre Mutter lebt in geordneten Verhältnissen, sie ist in dem Alter, wo die jungen Mädchen sich verloben. Warum ist sie noch frei?“

Bert zuckte die Achseln.

„Keine Ahnung . . . Ich weiß nur, daß sich schon mancher bei ihr einen Korb geholt hat. Die nimmt nicht den ersten besten.“

„Sie wartet auf irgend einen adligen Leutnant,“ sagte Horstmann traurig.

Bert fühlte, wie der Haß in ihm aufstieg gegen den Menschen an seiner Seite, dessen geheime Wünsche er immer deutlicher erriet. Er war überzeugt, daß Anna die Hand des Ingenieurs festhalten würde, wenn er nur den kleinen Finger nach ihr ausstreckte. Ebenso war er überzeugt,

daß Anna, wenn sie auch seine beste Freundin war, nie seine Frau werden würde. Sie brauchte einen reichen Mann, und für Bert war es noch ein Glück, wenn diese Verbindung durch seine Vermittlung zu Stande kam. Aber in diesem Augenblick war ihm der Gedanke, daß Anna dem häßlichen brutalen Bauern angehören sollte, fast unerträglich. Er hätte gern seinem Begleiter irgend eine kränkende Bosheit ins Gesicht geschleudert, daß ihm die Liebesgedanken vergingen. Aber er bezwang sich, schluckte Haß und Neid hinunter.

„Einen Leutnant? . . . Ah bah, über die Naivität ist sie hinaus. Die nimmt jemanden, an den kein Mensch gedacht hat — irgend 'nen reichen Protzen."

Auf der Königsallee pfiff der Wind noch ärger als vorher. Der Ingenieur stapfte schweigend und eigensinnig weiter, immer grade aus, der Himmel mochte wissen wohin. Schließlich verlor Bert die Geduld.

„Ich möchte nach Hause gehn. Ich bin wirklich naß wie 'ne Katze."

Horstmann blieb stehn, seine zwinkernden Augen weit aufreißend, den Arm seines Begleiters wie mit einem eisernen Bande umpressend, polterte er heraus:

„Ich will Fräulein Düsbach heiraten — wenn sie mich nimmt."

Das Blut war ihm ins Gesicht geschossen, das Weiße in seinen Augen hatte einen grellen Glanz, und in dem ganzen Ausdruck des Mannes lag eine Wildheit, als wenn er gesagt hätte: ‚Die Börse her, oder es geht ans Leben!'

„Sie werden mich für verrückt halten, Herr Holleder, daß ich noch an dergleichen denke. Aber bis jetzt habe ich all meine Tage geschuftet und mich abgeplagt und habe vielleicht mehr hinter mir gebracht als ein Dutzend andere. Ich bin kein schöner Mann, kein eleganter Schwerenöter, wie sie hier herumlaufen. Aber dafür kann ich meiner Frau was bieten, ich kann ihr ein reiches Leben im großen Stil schaffen, wenn sie sich darnach sehnt. Ich bin nicht mehr jung, schon fünfzig, aber was die Arbeit nicht abgenutzt hat, das ist noch da. Die Knochen sind gesund. Hinterm Ofen zu hocken, hab ich kein Verlangen, ich bin frisch und stark. In der Beziehung kann ich einer jungen lebenslustigen Frau schon genügen. — Nun sagen Sie, ob sie mich nimmt?"

„Das kann ich doch nicht wissen," stieß Bert unwillig hervor.

„Das ist der Haken. Sie wissen es nicht, und ich weiß es nicht. Niemand kann wissen, was solch ein Geschöpf im Kopf hat. Wenn ich hingehe und sage ihr mit dürren Worten: ‚Fräulein Düsbach, wollen Sie mich zum Mann?' dann dreht sie sich um und lacht mich aus. Und davor hab ich Angst. Angst, wissen Sie, Angst!! Jetzt sollten zehn Kerle mich anfallen, ich wollte ihnen schon meine Fäuste zeigen. Aber dies Mädchen, dies halbe Kind, das nichts von der Welt versteht — das schnürt mir den Atem zu und macht mich zum dummen Jungen."

„Na, so schlimm ist das doch nicht."

„Sie sind jung und können das nicht verstehn. Aber ich bin alt. Und mit dem Alter wird man hart und

mißtrauisch. Wenn mir dies Mädchen geringschätzig wie dem ersten besten ‚nein‘ sagte — ich .... ich glaube, ich schlüge sie um die Ohren.“

Bert mußte unwillkürlich lachen.

„Sie brauchen doch nicht gleich mit der Thür ins Haus zu fallen. Ich würde erst mal vorsichtig die Fühlhörner ausstrecken.“

Aber der Ingenieur schüttelte heftig den Kopf.

„Darauf verstehe ich mich nicht. Ja oder nein!“

Bert grinste still vor sich hin. Da legte Horstmann schwer die Hand auf seine Schulter und sagte:

„Herr Holleder, Sie haben mir heute schon einen Gefallen gethan. Sprechen Sie mal mit dem Mädchen!“

Der Maler wurde blaß, und das Lächeln um seine hübschen Lippen bekam einen bösen Ausdruck.

„Glauben Sie, das wäre von Vorteil?“

„Ja. Ich verstehe nicht, andere Leute zu überreden. Die Dinge machen, das kann ich. Aber so lange es sich um schöne Worte handelt, habe ich immer jemand anderes vorgeschickt. Seien Sie in diesem Fall mein Fürsprecher.“

„Ich will mein Möglichstes versuchen.“

Horstmann streckte seinem jungen Freunde die Hand hin.

„Ich danke Ihnen.“

Am Corneliusplatze trennten sie sich. Bert versprach Anna am nächsten Tage aufzusuchen. Als er schon den Hut lüftete und sich mit konventionellem Lächeln verabschiedete, sagte der Ingenieur mit einem Blick auf die glänzend schwarzen Haare des jungen Mannes, auf die

weißen Zähne, die hinter dem krausen Schnurrbart blitzten:

„Herrgott, so'n Kerl wie Sie! ... Na, machen Sie Ihre Sache gut."

Gedankenvoll und wie im Traum stieg Horstmann die breite Hoteltreppe des Breidenbacher Hofes hinauf. Während er das geräumige Wohnzimmer durchschritt, atmete er tief auf. Seine Werbung lag in guter Hand. Das Mädchen mußte thöricht sein, wenn sie ihn ausschlug.

Er zündete das Gas an und setzte sich bequem in einen der breiten Lehnstühle von rotem Plüsch. Auf dem Tisch lag ein großes Couvert mit amtlichen Siegeln. Horstmann legte die Zeichnungen und Berechnungen beiseit und las noch einmal das Schreiben, das ihm den Bau der Brücke übertrug. Dann holte er aus seiner Brusttasche Annas Photographie und legte sie neben den Brief.

Den Kopf auf seinen Arm gestützt, starrte er beides an. Vielerlei Gedanken gingen durch seinen Geist. Er dachte an Bert und wunderte sich über das Vertrauen, das er diesem halbfremden Menschen entgegengebracht hatte.

Er dachte an das Mädchen, dessen große, strahlende Augen gerade in seine sahen. Aber nach einer Weile richtete er sich auf. Er steckte sich eine schwere Havannacigarre an, der einzige Luxus, an den er sich gewöhnt hatte. Den plumpen Kopf mit den noch nassen Haaren gegen den roten Sammet lehnend, starrte er traumverloren zu dem hellen Licht empor. Ein ungeheures Glücksgefühl überkam ihn mit einem Mal — das Gefühl, daß er jetzt

an einem Wendepunkt seines Lebens stand. Aus den Einöden eines halbverwilderten Landes war er in die Heimat zurückgekehrt, berufen zu einem Werk, dessen Ausführung seinen Namen in die der ersten Ingenieure Deutschlands reihen würde. Es war vorbei mit der Erniedrigung und Knechtschaft, er stand nicht mehr auf schwankem Boden, war nicht mehr der zweifelhafte Baumeister unsicherer Unternehmer. Der Platz, auf dem er von nun ab stehen würde, war sicher wie ein Fels, die Regierung war sein Auftraggeber, und ebenso wie ihre Lauterkeit würde auch die seine über allen Zweifel erhaben sein. Ihm war, als hätte er den tiefen dunklen Tunnel, in dessen trüber Stickluft er bis jetzt gehaust hatte, endlich durchbohrt, und vor ihm lag im Sonnenglanz ein neues Land. Er reckte die Brust und breitete die Arme aus wie ein befreiter Titan. Dann dachte er an das Mädchen, das er sich zum Weibe nehmen wollte. Sie war schön, er konnte sich voll Stolz mit ihr zeigen.

Die Zukunft that sich vor ihm auf in glänzenden Bildern, und sein nach Ehren und Genuß dürstendes Herz trank sich satt in weitschweifenden Phantasien, die all seine heißen Wünsche erfüllten. Die Vergangenheit lag hinter ihm in tiefem Dunkel . . .

Es war mehr als dreißig Jahre her, daß Horstmann einen Eindruck erlebt hatte, der für sein ganzes Leben entscheidend sein sollte.

Der Pfiff einer Lokomotive, das dumpfe Prasseln auf den Schienen, das die Nähe eines Zuges ankündigte, das Heransausen der Eisenkolosse, unter deren Gewalt der

Boden erzitterte, und die im nächsten Augenblick schon wie Phantome der Luft verschwunden waren — diese Eindrücke, gegen die wir am Ende unseres Jahrhunderts fast gänzlich abgestumpft sind, hatten es dem vierzehnjährigen Buben, der an der Hand seines Vaters vor der damals seit wenigen Jahren eröffneten Bergisch-Märkischen Eisenbahnlinie stand, so mächtig angethan, daß er von dem Augenblick an keinen anderen Gedanken mehr hatte, als den, solch ein eisernes Tier zu besteigen und selbst zu lenken. Es war, als wenn das Schicksal ihn in diesem Augenblick mit mächtiger Hand aufgerüttelt und ihm den Weg gewiesen hätte, wo seine Bestimmung lag.

Aus den einsamen, weltentlegenen Höhen des bergischen Dorfes Luringen war der Vater nach Elberfeld hinuntergestiegen, um sich dort neues Werkzeug zu kaufen. Er war Schmied, weit und breit bei den Bauern bekannt als ein Mann, der kräftiger den Hammer zu führen vermochte als irgend ein Schmied in der weiten Umgegend.

Sein Bub sah aus, als würde er seinem Vater einmal gleichkommen, vielleicht ihn gar übertreffen. Derselbe Bau des freilich noch unentwickelten Körpers, breite Brust und kurze stämmige Beine, dazu zwei Arme, die jetzt schon tüchtig zuschlagen konnten und manch ungefügiges Stück Eisen breit gehämmert hatten. Auch lag in dem Gesicht des Jungen schon etwas von dem trotzigen Grimm des Vaters, der ein jähzorniger Mann und ein gefährlicher Gegner im Wirtshausstreit war. Aber das erstaunte Aufblitzen der Augen, der Zug eines sehnsüchtigen, bis zur Wildheit gesteigerten Wunsches, der das Gesicht des Jungen

beseelte, hätte sich in den grob geschnittenen Zügen des Vaters nie ausprägen können.

"Ob das die Eisenbahn sei, wohin sie führe, woher sie käme? hatte der Bub gefragt, aber der Alte, der das Ding heute selbst zum ersten Male sah, wußte keine Antwort und sagte deshalb nur: „Halt die Schnauze!" ... Als er aber nach Besorgung seiner Einkäufe den Sohn in der kleinen Gastwirtschaft, wo er ihn gelassen hatte, wieder aufsuchen wollte, fand er ihn nicht mehr. Der Junge war an jene Stelle, wo der Bahndamm die Chaussee durchschnitt, zurückgeschlichen, von da fand er, immer den Gleisen folgend, den Weg zum Bahnhof, wo er einen Zug abdampfen sah. Jetzt konnte er der Lust nach einer Fahrt nicht mehr widerstehen. In der Dunkelheit kletterte er in einen der Güterwaggons und machte am nächsten Morgen eine Reise mit, die ihn viele Meilen ostwärts brachte. Ein Bremser entdeckte ihn, er wurde halb ohnmächtig und ganz steif von dem geduckten Sitzen zwischen den Bohlen nach Hause transportiert.

Sein Vater schlug ihn halb tot. Aber es war, als wenn der Bub durch das Stückchen Welt, das er gesehen hatte, über Nacht zum Mann erwachsen wäre, er schrie nicht mehr wie früher vor Schmerz, sondern nahm stillschweigend die Prügel hin, mit einem Ausdruck grimmer Wildheit im Gesicht. Gegen seine Wanderlust und den Drang nach jenen schwarzen Ungetümen gab es von nun an kein Halten mehr. Wenn der Vater zur Dämmerstunde im Dorf war, erzählte er seiner Mutter von den Erlebnissen auf der Eisenbahn, beschrieb, wie er unter den

Balken gehockt hatte, und wie die Bäume, Felder, Wiesen und Häuser an ihm vorbeigeflogen waren, bis auf einmal die weiße Gischt der Lokomotive ihn umhüllte, daß er nur das Getöse der rollenden Räder vernahm. Sein letztes Wort war stets: „Ich will auch so einer werden, so'n Eisenbahner." Wenn seine Mutter ihn dann aber fragte, wie er das anfangen wollte? dann konnte er nach langem Brüten nur die Antwort geben: „Wie ichs mache, weiß ich nicht. Aber ich machs!"

Doch er mußte sich noch gedulden. Tag aus, Tag ein standen Vater und Sohn mit rauchgeschwärzten Gesichtern am Amboß sich gegenüber, in dem Halbdunkel der Werkstatt, die im Sommer durch die geöffnete Thür, im Winter durch das unter dem Blasebalg glühende Feuer Licht empfing. Sie wechselten selten ein Wort, außer daß der Alte in dem Getöse der Hammerschläge seinem Sohn einen Befehl zuschrie. Und dann schwang er seinen Hammer, als wenn er irgend eine große Wut in seinem Innern hätte, die er an dem Eisen auslassen müßte. Mit seinem Sohne ging er womöglich noch schlechter um als mit den fremden Lehrbuben, die er früher gehabt. Oft genug stieß er ihn mit dem glühenden Eisen gegen das Schurzfell oder schlug ihm die Zange um die Ohren. Aber der Junge fing jetzt an trotzig aufzumucken, und wenn er einen Knuff bekommen hatte, ließ er den Hammer mit solchem Ingrimm niedersausen, daß dem Vater die glühenden Spähne ins Gesicht spritzten.

Das ging so beinah ein Jahr lang. Über die Eisenbahn hatten die beiden nie ein Wort miteinander gewechselt.

Der alte Schmied war nur durch seine Frau mit Gustavs Plänen bekannt geworden. Aber eines Tages kam dieser später als gewöhnlich herunter. Er hatte Sonntagskleider an, sich ein Bündel geschnürt und trug in der Hand einen derben Eichenstock. So trat er in die Werkstatt ein.

„Ich geh jetzt, Vater."

Der Alte sah ihn groß an und erwiderte nur:

„Du bist wohl geck!"

„Ich bin nicht geck. Ich will jetzt gehn. Ich kann mir mein Brot selber verdienen."

Der Schmied ließ den Hammer sinken, ging auf seinen Sohn zu, riß ihm das Bündel aus der Hand und gab ihm selbst einen Stoß, daß er aus der Thür flog.

„Nun ziehst du dich aus und gehst an die Arbeit!"

Aber der Junge hatte sich aufgerichtet und wiederholte seine Worte.

„Ich geh, Vater. Ich bin alt genug."

Und mit dem Fuß aufstampfend, schrie er in einem Laut, in dem seine ganze wilde Sehnsucht zum Ausdruck kam:

„Ich muß gehn. Ich halts hier nicht mehr länger aus."

Nun wurde der Alte wirklich wütend, er ergriff einen schweren Feuerhaken und stürzte sich mit einem Fluch auf seinen Sohn. Doch ehe er zuschlagen konnte, hatte dieser den Hammer ergriffen und schwang ihn über seines Vaters Kopf.

„Vater laß los, sonst — — ich schlag dich kaputt."

Ein Ausdruck so furchtbarer, sinnloser Wut lag in seinem Gesicht, daß der alte Schmied furchtsam zurückwich, als wenn er in dem Sohn den Meister gefunden

hätte. Er warf den Feuerhaken beiseit und sagte ruhig:

„Thu den Hammer weg!"

Im Augenblick aber, wo dieser den Hammer hatte sinken lassen, stürzte er sich auf ihn. Der Sohn wich dem Schlage aus und schrie: „Schlag mich nicht! Schlag mich nicht!!" Dann hielten die beiden Männer sich umschlungen, sie sagten jetzt kein Wort mehr, bald waren ihre Gesichter dunkelrot vom Widerschein der Glut, bald starrten sie sich mit weißleuchtenden Augen an, während einer den andern unterzukriegen suchte. Schließlich gelang es dem Alten, den Sohn in einen Haufen eiserner Reifen hineinzuwerfen, dann kniete er auf ihn und schlug zu, daß das Blut hinuntertroff, jeden Schlag mit einem kräftigen Fluch begleitend. Darauf warf er den halb Ohnmächtigen zur Thür hinaus und sagte ihm, er solle sich an der Pumpe waschen.

In der nächsten Nacht brannte Gustav durch.

„Wie ichs mache, weiß ich nicht. Aber ich machs!" Dies Wort wurde der Wahlspruch seines Lebens. Mit diesem Wort bahnte er sich von nun ab seinen Weg durch Dick und Dünn, überwand er die Vorurteile derer, die nichts von ihm wissen wollten, legte er Hindernisse nieder, die unüberwindlich schienen, errang er Erfolge auf Erfolge, die man kaum für glaubhaft hielt, die man am allerwenigsten aber ihm zugetraut hätte. Denn der finstere, wortkarge Bursche mit den trotzigen Augen unter buschigen Brauen, mit der buckligen Stirn, die wie aus Metall getrieben schien, machte auf alle Leute den Eindruck eines Dummkopfes.

Als gewöhnlicher Erdarbeiter bei der Bahn fing er an. Mehrere Jahre führte er ein elendes Dasein. Aber in dem Zusammenleben mit diesen bunt durcheinandergewürfelten Haufen lernte er seine Leute kennen und beherrschen. Ohne je eine Grammatik in der Hand gehabt zu haben, lernte er doch so viel polnisch und italienisch, daß er sich notdürftig verständigen konnte. Abends saß er noch lange wach in seiner Erdhütte, wo die andern längst auf ihren Strohsäcken schnarchten, und brütete über technischen Lehrbüchern, die er sich von seinen Ersparnissen gekauft hatte. Den ganzen Tag über wälzte er bei der Arbeit die halb verstandenen Probleme in seinem Kopf hin und her. Eine finstere Schwermut lastete während dieser ganzen Jahre auf ihm, die ihn viel älter erscheinen ließ, als er war. Er litt unter seiner Stellung, er litt darunter, daß er sich auf einem falschen Platz befand. In einer wahren Berserkerwut schwang er seine Hacke und riß die Erdschollen herunter, als wenn er selber dort unten noch im tiefen Dunkel begraben läge und sich auf diese Weise zum Licht emporarbeiten könne. Nie war er eigentlich fröhlich, auch nie betrunken. Aber wenn irgend einer ihn reizte, so ergriff ihn ein Jähzorn, daß er in seiner Nüchternheit sinnloser und bestialischer war als andere im tollsten Rausch. Nachdem er mehrere Jahre lang auf diese Weise gearbeitet, hatte er sich die Mittel erspart, in Zürich ein technisches Institut zu besuchen. In einem Alter, wo die jungen Leute vom herkömmlichen Bildungsgang schon als fertige Ingenieure in den praktischen Dienst eintreten, fing er erst an zu lernen. Und wie gering die

Vorkenntnisse auch waren, die man damals von den Schülern verlangte, so wurde ihm der Weg durch die Hörsäle doch fast noch schwerer als der Weg dahin. Er zeichnete sich durch nichts aus als durch die dumpfe Entschlossenheit, womit er Tag und Nacht arbeitete, freilich ohne äußere Erfolge zu erzielen. Nur seine konstruktiven Arbeiten waren derart, daß die Lehrer einerseits über die naive Einfalt des Phantasten, der von der ungeheuren Kompliziertheit wirklicher Verhältnisse keine Ahnung zu haben schien, lachten, und ihn auf der anderen Seite doch wegen seiner Originalität und einer gewissen grandiosen Kühnheit in seinen Entwürfen verwundert ansahen. Diejenigen von seinen Lehrern, welche ihm wohlwollten und ihn nicht ganz verwarfen, meinten, er sei in seiner Art ein Genie, aber ein dumpfes Genie, ohne den erleuchtenden Funken des Verstandes, das nie etwas Realisierbares schaffen würde. Er hatte darauf nur immer die verzweifelte Antwort: „Gebt mir einen Mathematiker, der die Rechnungen in den Einzelheiten richtig stellt, machen werde ich es schon selbst!“

Mit Mühe und Not bestand er seine Examina und führte dann wieder ein vagabondierendes Leben, jetzt aber wenigstens als Unteringenieur. Damals in der Zeit der rapiden Eisenbahnbauten fand jeder, der einigermaßen verwendbar war, eine Stellung. Jahrelang glückte es ihm nicht, sich irgendwie hervorzuthun. Da schlug endlich seine Stunde. Er hatte eine Stelle als Ingenieur der Union-Bank, die damals den Bau der schon einmal verkrachten ungarischen Nordostbahn fortsetzte. Wegen eines großen

Sumpfes sollte die Schienentrace in einem meilenlangen Bogen geführt werden, was nicht nur die Herstellung um Hunderttausende verteuerte, sondern auch die Linie selbst unrentabel machen mußte. Horstmann reichte ein Projekt ein, zur Überbrückung des Sumpfes. Zum Glück hatte er einen Freund gefunden, der seinem hülflosen, plumpen Entwurf einen wissenschaftlichen Anstrich gab. Er reiste nach Budapest und trat persönlich für seinen Vorschlag ein. Einem Verhör von Finanzleuten und Ingenieuren unterzogen, wußte er auf all deren Kreuz -und Querfragen nur die halsstarrige Antwort zu geben: „Wie ichs mache, weiß ich nicht. Aber ich machs."

Die halbe Verzweiflung der Unternehmer, die am Ende ihrer Mittel standen, und denen jede Tollkühnheit besser schien als der sichere Ruin, machte sie für das Projekt gefügig. Horstmann führte seinen Willen durch. Die scheinbare Unergründlichkeit des Sumpfes, der immer neues Material verschluckte, ein Ausbruch von Typhus, wiederholte Meutereien der Arbeiter, nichts konnte ihn zur Umkehr bewegen. Am festgesetzten Tage glitt die Maschine über die Eisenstränge hin, leicht schwankend auf dem moorigen Grunde, während zu beiden Seiten des Dammes trübe Wasserblasen aus dem Sumpf aufstiegen. Die Bahn wurde von staatlichen Sachverständigen abgenommen. Der tollkühne Ingenieur lachte über die Blindheit dieser Leute, die pedantisch einige Kleinigkeiten beanstandeten und nicht merkten, daß an manchen Stellen der Bahndamm ein hohles Bretterwerk war, um das nur lockere Erdmassen geschüttet waren. Er wußte wohl, daß in

absehbarer Zeit das Holz verfaulen würde, doch inzwischen hoffte er, würde sich der darüber geschüttete Erdkörper genügend konsolidiert haben, um die Bahn zu tragen.

Von nun an gab es keinen begehrteren Ingenieur als ihn. Er war mit seiner Rücksichtslosigkeit, die ohne Bedenken das eigene wie fremdes Leben aufs Spiel setzte, der gefundene Mann für diese großen, oft auf Schwindel gegründeten Gesellschaften, die nach dem Wie nicht fragten, denen es nur darauf ankam, daß eine Bahn möglichst billig und bis zur festgesetzten Zeit gebaut wurde. Er wich vor nichts mehr zurück. Keine Aussicht auf Durchbohrung tiefer Berge, nicht die Notwendigkeit haushoher Dämme, nicht Flüsse, noch Sümpfe, noch Felsen schreckten ihn zurück. Da wo die anderen zaghaft wurden, setzte seine Kraft ein. Er verlachte alle Regeln der Schule und richtete eine förmliche Revolution an durch seine Art zu bauen.

Wenn früher die Herbeischaffung des Materials in diese der Kultur entlegenen Gegenden eine der größten Schwierigkeiten gewesen war, so stellte er den Grundsatz auf, die Bauweise müsse sich nach der Beschaffenheit des Landes richten, und man müsse das Material verwenden, das man vorfände. Wenn es früher geheißen hätte, der Kies, den man als Unterlage verwendete, dürfe nicht kleiner als eine Erbse, nicht größer als ein Taubenei sein, so sagte er, daß Kies überhaupt nicht nötig sei, und verwendete statt dessen Sand oder Asche oder irgend ein anderes Stopfungsmaterial. Ebenso machte er es mit den Ziegelsteinen und mit anderen Dingen. Aber es war weder

Gewissenlosigkeit noch Gewinnsucht, die ihn so handeln ließen, sondern vor allem die Empörung gegen alle hergebrachten Lehren, gegen alle Autoritäten, für die er, der Selfmademan, eine fast gehässige Verachtung bewies. Und dann war es auch das stolze Vertrauen auf seine Kraft, das Bewußtsein, daß ihm alles zu wagen erlaubt sei, wovor die kleinen Geister zurückschreckten. Oft wenn er sich selbst in seinem Inneren zaghaft fühlte, waren es gerade die wohlwollenden Abmahnungen seiner Freunde und die Angriffe seiner Neider, die seinen Eigensinn aufstachelten, daß er nur noch trotziger und vermessener vorging.

Und das Glück war ihm bei all seinen Unternehmungen hold, bei seinen Bahnbauten in Ungarn sowohl wie bei den noch größeren in Rumänien. Trotz der verschiedensten Kalamitäten brachte er sie alle zu einem guten Ende. Und es gab für ihn keine größere Freude, als wenn er den geliebten Pfiff seiner Lokomotive und das dumpfe Tosen der Eisenkolosse in diesen weltentlegenen Gegenden vernahm, die er selbst erst mit der Kultur verbunden hatte.

In demselben Maße wie seine technischen Fähigkeiten, entwickelte sich auch sein Organisationstalent. Mit einem kleinen Stamm geschulter Leute drang er in unwirtliche halbasiatische Länder vor und wußte sich dort aus einer Bande zusammengelaufenen Gesindels ein festes ihm unterthäniges Arbeiterheer zu gestalten, über das er verfügen konnte wie nur ein Generalissimus des dreißigjährigen Krieges über die ihm ergebene Soldateska. Trotzdem war er mehr gefürchtet als geliebt von seinen Arbeitern. Längst

hatte er sich gewöhnt, den Revolver in der Tasche zu tragen. Oft genug war das Wirtshaus oder die Baracke, die ihm zur Wohnung diente, dem Angriff revoltierender Massen ausgesetzt. Aber er wußte sie stets niederzuzwingen durch List oder durch Gewalt.

Ohne es zu wollen, durch die Verhältnisse dazu gebracht, war er aus einem Angestellten ein Subunternehmer geworden, der Strecken auf eigenes Risiko ausbaute. Dadurch legte er den Grund zu seinem großen Vermögen.

Schon vor seiner großen Zeit hatte er sich verlobt, mit der Tochter eines kleinen Beamten. Er hatte das Mädchen eigentlich nie geliebt. Halb in einem Anfall von Verzagen, der ihm das bescheidene Dasein eines Familienvaters erstrebenswert erscheinen ließ, halb aus Dankbarkeit gegen die Eltern, die ihm in seiner ersten kümmerlichen Zeit viel Gutes erwiesen hatten, hatte er die Wahl getroffen. Später, als er in die Höhe kam, löste er sein Wort ein. Aber die kurze Zeit des Zusammenlebens war für die beiden eine Qual. Er paßte nicht zu dieser gedrückten, kleinbürgerlichen Frau. Vielleicht weniger in Wirklichkeit als in der Einbildung, daß sie das ganze Leben hindurch seine Begleiterin sein würde, hing sie wie eine Fessel an seinen Füßen. Er war rauh zu ihr, ohne es zu wollen, sie verdarb ihm das Leben durch ihre kleinlichen Mäkeleien. Er atmete auf, als er durch seine Reisen von ihr getrennt wurde.

Nach anderthalbjähriger Ehe starb sie, ohne daß sich die beiden ineinander gelebt hätten. Sie hinterließ ihm eine Tochter, die bei der Großmutter blieb. Er vergaß

seine Frau nach kurzer Zeit, und so wenig hatte er sich mit ihr eins gefühlt, daß er nicht einmal für sein Kind Interesse hegte.

So hatte sich Horstmanns Leben bis jetzt gestaltet. Ohne Stillstand ohne Stocken, ohne Rückschritt war er gewachsen, höher und höher gestiegen, vom willenlosen Bauernjungen bis zum ringenden Arbeiter, der seine Bildung dem Schlaf der Nächte abkaufte, vom kleinen unterdrückten Ingenieur zum großen Unternehmer — ein Riese in seiner Arbeit. Die Natur hatte ihn geformt und das Schicksal hatte ihn auserkoren, einer Errungenschaft der Menschheit zu dienen. Blind wie die Lokomotive, die nicht weiß, zu welchem Endziel sie über die Schienen dahinrast, hatte er seinen Weg gemacht, mit seinem Eisenschädel alle Hindernisse zertrümmernd, hatte Flüsse überbrückt, Berge durchbohrt, das Antlitz der Erde verändert und dem Zeitalter des Verkehrs die Thore geöffnet. Diese Arbeit hatte sein Leben ausgefüllt, und darüber war er fünfzig Jahre alt geworden.

Aber in jeder anderen Beziehung war seine Entwickelung krüppelhaft geblieben, und in vielen Dingen war er noch immer der dumpfe Bauer wie damals, als er von den heimatlichen Bergen heruntergestiegen war und mit erschrockenem Staunen vor allen Wunderdingen der Stadt die Augen aufgerissen hatte. In seinem Kopfe sah es seltsam aus. Die Ideen, die jedem Menschen von herkömmlichem Bildungsgange natürlich sind, waren ihm fremd. Was er besaß, hatte er sich durch eigenes Nachdenken errungen.

Er grübelte viel in seinen Mußestunden, allerlei Gedanken zogen durch seinen Kopf, beim Pürschgang, oder wenn er abends auf seiner Ottomane lag. Er war konservativ wie jeder, der Werke schafft, denen er Dauer wünscht, und revolutionär, wie es der ist, der sich durch Vorurteile hindurch seinen Weg hat bahnen müssen. Er besaß einen unerschütterlichen Gottesglauben, aber er haßte alles, was von der Kirche kam oder dorthin ging, er war ein Despot gegen seine Arbeiter und hielt alles, was nach Sozialismus aussah, für Verbrechen, aber für sich selbst fühlte er eine dumpfe Auflehnung gegen die von der Gesellschaft geprägten Normen. Vor allem war er ein tief einsamer Mensch. Der Verkehr, den er besaß, beschränkte sich auf die Wirtshausbekannten und auf die wenigen gebildeten Untergebenen. Im Anfang seiner Ingenieurlaufbahn hatte er wohl einige Freunde gehabt. Aber diese Verbindungen hatten sich gelöst und neue sich geknüpft. Er sah ein, daß die Menschen nur so lange an ihm hingen, wie es ihrem Vorteil entsprach, und andere Stellungen suchten, wenn sie dort weiter kamen. Ihm war es recht so. Je älter er wurde, desto starrer, fremder und mißtrauischer hielt er sich vor den Leuten verschlossen. Je weniger sie seine Freunde waren, desto rücksichtsloser konnte er sie beherrschen. Er lebte allein mit seinem Hund. Anderes Eigentum, als die wenigen notwendigen Dinge, die er sich gleich seinen Arbeitern in Koffern und Kisten verwahrt hielt, besaß er nicht, nicht mal ein eigenes Bett oder einen Tisch oder einen Stuhl.

In wenigen Stunden konnte sein Diener die Sachen

packen, und er war bereit, weiter zu ziehen, wenn an einem Ort die Arbeit gethan war. Wo er auch war, überall blieb er heimatlos. Wohl fühlte er sich mit der Zeit dem Zauber der Gegenden unterworfen, in denen er weilte, er liebte die weiten melancholischen Horizonte der ungarischen Tiefebene, in der der Schrei der Lokomotive sich majestätisch ausbreiten konnte, und die kühnen Felsenthäler der Karpathen, wo der Zug über tiefe Abgründe hinfuhr und an die starren Felswände sich schmiegte wie die schwindelfreien Saumtiere. Aber niemals verließ ihn das Gefühl, daß er nur als Pionier hier weilte, und daß er in Deutschland zu Hause war.

Während der ganzen Jahre war er nicht nach Luringen zurückgekommen. Er hatte dort für verschollen gegolten. Sechs Jahre war er schon fort, als er endlich an die Seinen schrieb. Aber von diesen antwortete niemand.

Nur der Dorfschulze teilte ihm nach einiger Zeit mit, was aus der Familie inzwischen geworden war. Seine Mutter war gestorben, sein Vater saß im Zuchthaus, er hatte im Wirtshausstreit einen Bauern erstochen. Seine Schwester war mit ihrem jüngeren Bruder nach Amerika ausgewandert. Die Dorfschmiede war in andere Hände gekommen. Einige Jahre später bekam er die Nachricht, daß auch sein Vater im Zuchthaus gestorben sei.

So hatte Horstmann allen äußeren Zusammenhang mit der Heimat verloren. Es wartete dort niemand auf ihn, der ihm irgendwie nahegestanden hätte. Im Gegenteil war sein Name bei den Luringer Bauern verhaßt und

geschändet. Und doch fühlte er sich dort allein zu Haus. Nicht daß er an Heimweh gelitten hätte, nur wurzelte er noch mit seinem ganzen Fühlen und Denken in der Heimat. Er war ein Sohn des bergischen Landes geblieben, der Deutsch fluchte und Deutsch sein Frohlocken äußerte. „Gott verdamm mich!“ und „O Donnerkiel!“ blieben seine Lieblingsworte. Die Erinnerung an die schönen Bergthäler der Wupper, an die Schmiede, die ganz für sich vor dem Dorf stand, an die Samstagsabende, wo von allen umliegenden Höhen die Glocken geläutet hatten, während die Glut des Feuers langsam erlosch, und Vater und Sohn an der Pumpe ihre russigen Gesichter wuschen, und die Mutter über die noch nassen Dielen des Hausgangs weißen Sand streute — diese Erinnerungen waren ihm immer lebendig geblieben. Nur waren sie verschönt, vergoldet durchs Alter. Die Heimat schwebte ihm wie ein Idealbild vor. Und je mehr er sich von der Korruption, mit der er täglich zu thun hatte, von der Roheit, die ihn umgab, angewidert fühlte, desto stärker wuchs seine Überzeugung, dies alles sei in Deutschland anders und besser. Die Blonden mit den blauen Augen waren anständigere und ehrlichere Kerle als all das schwarzhaarige und schlitzäugige, niedrig gestirnte Gesindel, mit dem er sich herumschlagen mußte. Es war seine feste Absicht, einmal nach Deutschland zurückzukehren. Aber er, der als der kleine, unbedeutende Bauernjunge fortgelaufen war, mußte natürlich zurückkommen als geachteter, großangesehener Mann. Das war die Chimäre, der er all die Jahre hindurch mit zähem Starrsinn nachhing. Niemand wußte

von diesem Plan, und doch war er das Beherrschende in seinem Dasein. Deshalb fühlte er sein ganzes Leben und Wirken nur als einen Übergangszustand, als eine Etappe zu einer schöneren Bestimmung. Die Bauwerke, auf die er stolz sein, an die er seine ganze Kraft setzen würde, schwebten noch ungeboren in seiner Phantasie. Sie sollten auf einem anderen Boden erstehen. Und das Leben, das wirklich nach seinem Geschmack war, das würde auch erst noch kommen. Darum war es ihm gleichgültig, ob er etwas besser oder schlechter lebte, darum verzichtete er auf jeden Luxus, auf jede Annehmlichkeit. Er sparte sich alles auf für die Zukunft. Er war wie ein Mensch, der freiwillig hungert, damit ihm das Essen nachher um so besser schmeckt. Und es war ihm eine süße Freude, sich die Zukunft im stärksten Gegensatz zur Wirklichkeit auszumalen. Wenn er auf elendem Strohsack in einem alten, wurmstichigen Bett ausgestreckt lag, dann träumte er, wie er unter seidenen Decken ruhen würde, mit einer schönen, eleganten Frau an seiner Seite. Und in der dumpfen Enge der Holzbaracke, die so niedrig war, daß sein Kopf fast die Decke berührte, baute er im Geist sich den Palast auf, den er einst bewohnen würde. Früher, so lange er der arme zurückgesetzte Ingenieur gewesen war, hatte die Ungeduld ihn oft übermannt. Er hatte das elende Dasein verflucht. Nun aber hatte er sich gedulden gelernt, denn er wußte, daß die Möglichkeit, all seine heißen Wünsche zu befriedigen, in seine Hand gegeben war. Er wartete geduldig auf den rechten Augenblick. Man bot ihm in Ungarn eine höchst ehrenvolle Stellung als Staatsingenieur

an, er schlug sie aus. Sein Blick war nach Deutschland gerichtet. Und als wenn ihn das Geschick für sein Ausharren belohnen wollte, wurde wieder das Projekt einer großen Brücke über die Wupper, die nach der Lage der Berge die kühnste und höchste Brücke in ganz Deutschland werden mußte, erörtert. Die ersten Ingenieure beteiligten sich an der Konkurrenz, Horstmanns Plan ging durch. Er hatte das Ziel seines Ehrgeizes erreicht. Nun konnte das Leben beginnen! Was dumpfer Traum gewesen, sollte helle Wirklichkeit werden, und all seine Wünsche sollten sich bis auf den letzten erfüllen.

III.

Als Frau Düsbach mit ihrer Tochter allein war, sank sie verzweifelt in einen Stuhl.

„Anna, du bist wohl verrückt, für Sonntag Gäste einzuladen. Morgen kommt vielleicht schon der Gerichtsvollzieher."

„Laß nur," meinte die Tochter zerstreut. „Vor allem geh jetzt und kauf beim Rückweg was zum Abendessen."

Sie that die Schmucksachen in einen Pompadour und half ihrer Mutter in den Mantel. Die Alte grollte vor sich hin.

„Den Tod werde ich mir holen bei diesem Wetter."

„Zieh nur Gummischuhe an! Dann bekommst du keine nassen Füße.“

Als Anna hinter Frau Regierungsrat die Hausthür schloß, blickte sie einen Augenblick auf die regentriefende Straße. Sie sah noch, wie ihre Mutter vom Sturmwind erfaßt, gegen die Wand des Hauses flog. Sie fühlte Mitleid und wollte ihr noch ein tröstendes Wort nachrufen. Aber als der Regen in wilden Güssen gegen ihr Gesicht schlug, machte sie zusammenschauernd die Thür zu. Sie hätte nicht da draußen sein mögen! Sie rieb sich fröstelnd die Hände und ging ins Wohnzimmer zurück. Im Geist folgte sie der Mutter auf ihrem Weg, sah wie sie mit den durchlöcherten Galoschen in die Pfützen hineintreten, wie der Schmutz bis hoch hinauf ihre Röcke bespritzen würde. Und dann der Gang die steile Treppe hinauf, wo auf halber Stiege das schmutzige Blechschild hing: ‚Zur Pfandleihe eine Treppe höher.‘ Jedesmal wenn Anna auf ihrem Weg in die Altstadt an dem Haus vorüberging, hatte sie durch die offene Thür einen Blick hineingeworfen. Fragwürdige Gestalten kauerten da. Man mußte den Atem anhalten vor dem üblen Geruch. Beim bloßen Gedanken daran sträubten sich ihre Nerven.

Mit ernstem Gesicht blickte sie in die Lampe.

Was mochte der Besuch gewollt haben? Im Scherz hatte Bert ihr oft versichert, er würde ihr noch einmal einen Freier verschaffen. Und der Ingenieur hatte sie angestarrt . . . angestarrt mit so merkwürdigem Blick! Sie konnte eigentlich kaum noch zweifeln. Häßlich war er, aber reich war er auch. Sie vergaß bald den Mann

und dachte nur an sein Geld. Allmählich hellte sich ihr Gesicht auf . . .

Die Lampe brannte immer trüber. Aus dem zu Ende gehenden Petroleum konnte der Docht kaum noch Nahrung saugen. Der Umkreis des Lichtscheins wurde enger; und in demselben Maß krochen aus allen Ecken die schwarzen Schatten näher heran. Die Fenster begannen vom Laternenschein draußen bleich zu schimmern. Manchmal fuhr ein kalter Windstoß herein, daß die Vorhänge sich bauschten. Während es dunkler und dunkler wurde, während die Gegenstände, einer nach dem anderen vor Annas Augen verschwanden, war es ihr, als wenn zugleich mit der Finsternis und Kälte sich ein heimlicher Gast ins Zimmer gestohlen hätte. Auf weichen Filzsohlen schlich er näher und trug die Möbel davon.

Ihr wurde ganz eigentümlich zu Mut bei dem Gedanken, daß dieser Gast morgen oder übermorgen oder nächste Woche wirklich kommen könnte. Vor einer Stunde hätte ihr das noch fast unmöglich geschienen. Aber vor wenigen Tagen hätte sie auch noch gelacht, wenn ihr jemand gesagt hätte, daß ihre Mutter aufs Leihamt gehen würde. Und doch war dies Unglaubliche geschehen.

Sie versuchte die Angst wegzulächeln, die plötzlich wie ein im dunkeln Busch versteckter Strolch sie angefallen hatte. Aber der kalte Wind machte sie erschauern. Sie fühlte sich entblößt und schon den Unbilden der Armut ausgesetzt. Unsagbare Trauer beklemmte ihre Brust. Sie dachte an den Tag, wo sie in schlechten Kleidern über die Straße gehn würde, und die Gesichter der Leute,

die bis dahin immer gelächelt hatten, wurden zu Grimassen.

Da sprang sie zornig auf und ging in die Küche. In Ermangelung der Lampe hatte Minna das Herdloch geöffnet und putzte beim Schein des mächtigen Feuers Teller, indem sie sich den Kopf zerbrach, was es heut wohl zum Abendessen gäbe?

„Sie müssen sofort Petroleum holen, Minna!“

Die alte Magd stieß ein unverständliches Gebrumm aus. Als sie die Kanne aus der Ecke hinter einigen Besen hervorgesucht hatte, streckte sie die leere Hand aus.

„Frau Düsbach hat mir kein Geld dagelassen.“

„Legen Sie die paar Pfennige aus und machen Sie, daß Sie wiederkommen!“ sagte Anna barsch.

Dann stocherte sie die Kohlenglut auseinander, daß die hellen Funken aufspritzten wie geschmolzene Goldkörner. Und bei der Erinnerung an das blasse Elendsgespenst, das sie erschreckt hatte, schwor sie, daß sie alles im Leben erdulden wollte, nur nicht die Armut, daß sie auf alles verzichten wollte, nur nicht auf den Reichtum. Mochte der Mann, den sie nahm, alt, häßlich und ordinär sein, es war ihr recht. Und wenn er zur Bedingung stellte, daß sie Bert nie wiedersähe, sie würde in seine Hand einschlagen.

Sie liebte Bert. In der ganzen Düsseldorfer Gesellschaft wußte sie keinen Menschen, mit dem sie sich besser verstand. Als kleines Wurm hatte sie schon dem eleganten blassen Jungen im schwarzen Sammetkostüm ihr süßes Mäulchen hingestreckt und gelallt: ‚Gieb Annchen Tuß.‘

In der Tanzstunde hatte sie sich seinetwegen mit ihren Freundinnen bitter gezankt. Sie hatte in diesem Liebesstreit gesiegt. Bert wählte sie als seine „Flamme“. Auf manchem Spaziergang in der Seufzerallee setzte er ihr seine Gefühle auseinander, in diesem halbspöttischen Ton, den er sich schon damals angewöhnt hatte. Und schon damals sagte er ihr: er würde sie ewig lieben, aber nie heiraten. Was Papa mit seiner Leinwand verdiente, gab die Mama für ihre seidenen Toiletten aus. Wenn der alte Herr einmal starb, hinterließ er nichts als eine Lebensversicherung. Deshalb schenkte Bert den guten Lehren seiner Mutter, die ihn vor den armen Mädchen wie vor des Teufels Fallstricken warnte, williges Gehör. Auch Anna erfuhr frühzeitig aus mehr oder minder dunkeln Andeutungen ihrer Mutter, daß eine ausgezeichnete Erziehung und ein gewinnendes Äußere ihren wertvollsten Besitz ausmachten, während für die gemeine Notdurft des Lebens der zukünftige Gatte zu sorgen hätte. Auf diese Weise frühzeitig in die Praktiken des Lebens eingeweiht, lernten die beiden schon im voraus die Ehe verachten. Aus Spaß schlug Bert seiner Freundin oft Männer vor, möglichst abschreckende alte Knacker. Sie revanchierte sich. Aber während er solche Blasphemieen mit lachendem Munde sagte, fühlte sie immer ein geheimes Mißvergnügen dabei.

Später trat äußerlich eine gewisse Entfremdung ein. Aber der alte Bund blieb bestehen, und in den Gesellschaften verständigten sie sich durch einen Blick, ein Lächeln über die Köpfe der Leute hinweg. Anna machte sich ganz seine Gedanken zu eigen. Es imponierte ihr, so wie er

es that, auf die anderen Proleten herabzublicken und sich selbst als Wesen von besonderer Art zu betrachten. Sein Hochmut, sein Spott, sein Cynismus, alles an ihm gefiel ihr. Aber wie sie trotz allem nie aufhörte, ihn sich als einen edlen Menschen vorzustellen, gab sie auch nie ganz die Hoffnung auf, ihn einmal zu heiraten. Seinetwegen hatte sie schon höchst annehmbare Partieen ausgeschlagen. Ihre Liebe zu dem eleganten Schlingel hörte nicht auf. Die Heimlichkeit nährte sie, der Gedanke an die kommende Trennung gab ihr einen wehmütigen Reiz, und seine Untreue und stete Launenhaftigkeit hielten ihr Herz in fortwährender Spannung.

Während Anna in die Glut sah, hatte sich ihr Gesicht, auf das die Flammen wechselnde Lichter warfen, verfinstert. Manchmal bebten ihre Lippen, als wenn der wilde Schmerz dazwischen hervorbräche. Aber sie preßte den Mund zusammen. Sie wollte nichts hören von den Stimmen in ihrem Innern. Es gab nur eins, was sie haßte: das Elend mit seiner traurigen, zerlumpten Gestalt. Jetzt in diesem Augenblick sah sie, als wenn der Feuerschein weithin die Zukunft beleuchtete, ihr Leben vor sich. Sie ahnte, daß schlaflose Nächte kommen würden, wo das unbefriedigte Blut in ihr tobte. Sie ahnte, daß die Stunde kommen würde, wo sie trostlos in die graue Verlassenheit hinaushorchen würde, nach der Stimme eines Menschen, der ihr sympathisch war. Sie ahnte, daß sie über die Straße gehen, und daß ihr Herz vor Neid und Schmerzen zerspringen würde, wenn sie einer Frau begegnete, die den Mann an ihrer Seite liebevoll anlächelte. Sie ahnte,

daß sie die Mutter beneiden würde, die in der Wiege zur Seite des Bettes ein Kind hatte, das die Züge dessen trug, den sie liebte. Sie ahnte, daß es einsam und leer und tot um sie sein würde, in allem Trubel der Gesellschaften, die sie geben wollte.

Aber sie nahm das alles hin. Sie verspielte ihr Leben und ging dem Unglück entgegen. Aber wenigstens wollte sie ihren Stolz befriedigen, wenigstens sollte man sie beneiden. Und wenn ihre Schönheit blühte, was that's, wenn ihre Seele litt! . .

Nach einer Stunde kam Frau Regierungsrat zurück. Sie triefte vor Schmutz und Nässe. Aber schlimmer fühlte sie die innere Besudlung, die sie erlitten hatte. Auf diesem Wege hatte sie das Letzte gelassen, was ihr von der Frau aus der guten Gesellschaft geblieben war. Dazu kam, daß sie bei dem Pfandleiher einen Musiker getroffen hatte, der in den Häusern ihrer Bekannten Klavierstunden gab. Trotz des dichten Schleiers glaubte sie sich von ihm erkannt. Sie war in miserabler Laune, während sie sich umzog. Anna hatte aus dem Pompadour das Portemonnaie genommen und das Geld überzählt. Es waren ungefähr hundertfünfzig Mark.

„Ja, um's Himmelswillen, mehr hast du nicht bekommen? Du hast den Ring behalten, Mama!"

„Bist du still, du Unverschämte!" knurrte die Mutter.

„Gesteh mal, hast du ihn behalten oder versetzt?"

„Wahrhaftig in Gott, ich habe ihn versetzt."

Aber trotz dieses Schwures war die Tochter doch nicht so recht überzeugt.

Am nächsten Morgen hatte Frau Regierungsrat Schnupfen und blieb im Bett. Anna war spät aufgestanden und saß noch am Frühstückstisch, als sich Professor Seiffert bei ihr melden ließ. Ihre Verwunderung über diesen frühen Besuch ging in helle Freude über, als sie den Grund erfuhr.

Seiffert war der berühmte Heiligenmaler. In den Rheinlanden gab es wenig Kirchen, in denen nicht Bilder von ihm oder seinen Schülern hingen, Heiligenbilder von dieser bekannten süßlichen Art, die so keusch und rein sind, daß die Lilien in den Händen der Jungfrauen weder Stempel noch Staubgefäße tragen. Für seine eigne Person war der alte Herr kein solch übertriebener Heiliger. Er ging zwar viel zur Beichte, aber er hatte auch Grund dazu. Die Mutter Gottes war nicht die einzige schöne Frau, die er verehrte.

Er gehörte zu den Arrangeuren der Malkastenfeste. Auch bei dem diesjährigen Feste „Das Venedig der Renaissance“ war er beteiligt. Und wegen dieser Angelegenheit besuchte er Anna.

Frau Oswald, die Gattin des reichen Bierbrauers, welche die Hauptfigur des Festes, die Fürstin Cornaro, darstellen sollte, hatte gestern die Nachricht vom Tode ihrer Schwiegermutter bekommen. Natürlich war ihr Erscheinen unmöglich. Bis übermorgen mußte Ersatz geschafft werden, und die allgemeine Wahl war auf Fräulein Düsbach gefallen. Der alte Professor beschwor Anna anzunehmen. Diese war vom ersten Augenblick an dazu entschlossen. Etwas Schöneres hätte ihr gar nicht passieren

können. Aber sie zierte sich noch ein bißchen, und sagte, erst müsse sie ihre Mutter fragen.

„Lassen Sie mich mit Ihrer Frau Mama sprechen,“ bat Seiffert.

Aber Anna meinte, sie wollte das lieber selbst besorgen. Als sie ins Schlafzimmmer kam, fuhr die Mutter aufgeregt aus dem Bett.

„Ist er da?“

Verwundert sah Anna sie an.

„Sag ihm, daß ich krank bin! Oder führ ihn herein, damit er sich überzeugen kann.“

„Von wem sprichst du denn?“

„Von wem? . . . Vom Gerichtsvollzieher.“

Die Tochter lachte hell auf. Sie setzte sich auf den Bettrand und strich ihrer Mutter die Haare aus dem Gesicht.

„Wenn der kommt, sage ich ihm, daß er mich versteigern soll. Für den Preis kannst du deine Schulden bezahlen und bekommst noch eine hübsche Rente.“

Der Form wegen blieb sie noch einige Augenblicke, indem sie der Kranken erzählte, eine Freundin sei gekommen. Dann ging sie wieder ins Zimmer und sagte, ihre Mutter hätte es erlaubt.

„Ich hab's doch gleich gewußt!“ sagte der Maler strahlend.

„Warum denn?“

„Nu, ich hab der Mutter Gottes ein Wachskerzchen versprochen, wenn sie mir den Wunsch erfüllt.“

Vorsichtig strich er dem jungen Mädchen mit seiner zittrigen Hand übers Haar:

„Das ist ein Tönchen! Das möchte ich mal malen. Frau Oswald hat so was nicht. Die hätte eine Perrücke tragen müssen.“

Dann empfahl er sich und versprach dafür zu sorgen, daß das Kostüm nachmittags geschickt würde.

Es kam gerade, als Frau Regierungsrat aufgestanden war. Nun mußte Anna die Wahrheit gestehn. Wenig fehlte, so hätte die Mutter das kostbare Kostüm zerrissen, ein solcher Zorn übermannte sie. Sie nannte ihre Tochter eine schamlose Dirne, und kein Einwurf Annas konnte sie beruhigen. Sie legte sich wieder ins Bett und erklärte, dort würde sie liegen bleiben, bis man sie mit Gewalt auf die Straße setzte.

Anna kümmerte sich nicht um sie. Sie befahl dem Mädchen die Küchenthür zu schließen, sodaß Minna nicht hören konnte, wenn Frau Regierungsrat klingelte. Anna ließ sie ruhig klingeln und brachte ihr abends weder eine Lampe noch die Zeitung. Auf diese Weise hoffte sie, sie zu erweichen. Sie hatte ihre Schneiderin kommen lassen und saß mit der in eifriger Beratung wegen verschiedener notwendiger Veränderungen an dem Kostüm.

Gegen Abend ließ sich Bert bei ihr melden. Anna lief ihm entgegen und erzählte freudestrahlend die Neuigkeit, daß sie auf dem Malkastenball die Rolle der Fürstin geben würde. Bert hatte schon davon gehört und gratulierte ihr. Sie setzten sich in den Salon und fingen an von dem Ball zu schwatzen. Er war bei Frau Oswald gewesen.

„Was hat sie gesagt?“ fragte Anna begierig.

„Es thut ihr furchtbar leid, daß sie nicht auf den Ball kann. Sie meinte, das wär noch eine Bosheit, von der alten Schwiegermutter, gerade in diesen Tagen zu sterben. Und als sie gehört hat, du würdest die Rolle übernehmen, war sie außer sich.“

„Das glaub ich! Und mir machts doppelten Spaß, weil sie sich ärgert.“

Frau Oswald die „Bierkönigin“, wie man sie nannte, hatte gegen Anna immer eine unerträgliche Herablassung bewiesen. Vielleicht mochte sie in dem jungen Mädchen die zukünftige Rivalin vermuten. Anna ihrerseits haßte sie aus vollem Herzen, wegen ihres Hochmuts, aber auch, weil Bert der schönen Frau von dreißig den Hof machte.

Sie hatte ihrem Freund eine Cigarette angesteckt, sich selbst auch. Unruhig rutschte sie auf dem Sofa hin und her. Sie war aufgeregt von der Pracht des Kostüms, zugleich beklommen von der Ahnung, daß der Freund ihr etwas Besonderes zu sagen hätte. Das Gespräch kam oft ins Stocken. Als sie ein paar Ringel in die Luft blies, fuhr er mit dem Finger durch einen. Sie lachte nervös auf. Er seufzte. Er sann vergeblich nach einem Übergang zu seiner verteufelten Angelegenheit. Ihm war ein bißchen flau zu Mut. Dabei sah Anna heute Abend besonders reizend aus, in ihrem alten grünen Kleide, das elastisch wie Gummi um ihren Körper saß.

Er seufzte wieder und blies eine Menge Rauch aus seiner Lunge. Sie, die seine Verlegenheit bemerken mochte, kam ihm selbst entgegen.

„Was wollte denn der Mister Horstmann bei uns?"

„Eingeführt sein," antwortete Bert leichthin und mit verstecktem Lächeln fügte er hinzu: „Ich glaube er hat's auf dich abgesehn."

Anna zuckte die Achseln.

„Das hab ich gemerkt. Er fing vor Glück an zu transperieren, wenn ich ihn mal ansah."

„Wie findest du ihn?"

„Du lieber Himmel, darüber sind wir doch einer Meinung. Ein Parvenü."

„Aber ich glaube, er wird hier eine große Stellung einnehmen. Schon allein der Auftrag, den er jetzt hat! Übrigens muß er klotzig reich sein. Er will sich hier ein Haus bauen . . . sich wieder verheiraten. Er ist Witwer."

„Das hat er dir alles erzählt?" fragte Anna mit unmerklich durchklingendem Hohn.

„Ja. Und sogar noch mehr."

„Was denn?"

Bert zögerte und setzte eine schmerzliche Miene auf.

„Horstmann ist in dich verliebt und hält um deine Hand an."

Anna behielt denselben ruhigen Ausdruck bei, nur nahm sie die Cigarette aus dem Munde.

„Und dich schickt er her, um das zu sagen?"

„Mich hat er hergeschickt. Ausgerechnet mich! Ich bin ja sein einziger Bekannter hier. Anna, du kannst mir glauben, wie scheußlich mir das ist. Ich hasse den Kerl! Wenn ich ihn beerben würde, hätte ich ihm den Hals um-

gedreht. Aber so ... Wir beide müssen uns einrichten. Du machst eine glänzende Partie."

Das junge Mädchen lachte bitter.

„Es ist zu gütig, wie du für mich sorgst!"

„Sei gescheit, Anna."

„Gescheit!"

Sie lachte noch einmal auf, ihm gerade ins Gesicht. Dann drehte sie sich um und zerrieb hartnäckig ihren Cigarettenstummel an der schwarzen Ofenwand.

‚Voilà les femmes!' dachte Bert. Ein vernünftiges Wort läßt sich überhaupt nicht mit ihnen reden. Es ist ja sehr nett, daß sie mich so sehr liebt, aber wenn sie ein bißchen Verständnis für meinen Vorschlag zeigte, wäre mir das auch recht angenehm.

In ihr tobte ein furchtbarer Kampf. Vergeblich suchte sie die Gedanken und Vorsätze zu erwecken, die gestern so stark gewesen waren. Jetzt hatte sie ja das, was sie erwartet und gehofft. Es war ja ihr Wunsch, diesen Mann zu nehmen, an dessen Seite sie den Luxus haben würde, wonach sie strebte. Aber all ihre Vorsätze waren wie weggeschwemmt. Sobald nur das unbestimmte Bild des Ingenieurs in ihrer Vorstellung auftauchte, schrie's in ihr: Gräßlich! Gräßlich! Lieber tot! ... Sie dachte an den, der hinter ihr stand, ein unbändiger Schmerz ergriff sie, von ihm lassen zu müssen. Ihn liebte sie! Und er gab sie leichten Herzens einem andern. Er spielte selbst den Vermittler! Ihr beleidigter Stolz fuhr steil auf bei dem Gedanken. Ihre Liebe klammerte sich an ihn. Es schien ihr unmöglich, unfaßbar in diesem

Augenblick, daß sie beide verblendet ihr Glück mit Füßen traten.

„Bert!“

„Ja?“

„Wie stehst du eigentlich zu mir?“

„Wieso?“

„Ich meine, innerlich. Du weißt, wir waren mal verliebt ineinander . . . thaten wenigstens so.“

„Ich liebe dich noch.“

„Ist das wahr?“

Er ergriff sie beim Arm. Sie entzog sich ihm. Er griff noch fester zu. Sie wehrte sich empört. Da packte er sie und drückte sie an sich. Sie suchte sich loszumachen, aber er, wie von Sinnen gekommen, umpreßte sie und beschüttete ihr Gesicht mit Küssen. Sie wand sich wie eine Katze, drehte den Kopf hin und her, er küßte nur desto toller zu, wohins gerade traf. Er küßte sie so lange, bis er merkte, daß ihr der Atem ausging, und ihre straffen Muskeln sich lockerten. Dann ließ er sie in einen Sessel sinken und kniete vor ihr.

„Ich liebe dich noch immer!“ sagte er einfach.

Sie war gänzlich verwirrt und aufgelöst. Mit geschlossenen Augen saß sie da, rasch und tief atmend. Schlaff ließ sie ihre Hand auf seinen Kopf fallen und fuhr ihm durchs Haar. Ihre Stimme klang gebrochen.

„Wenn wir zusammen gehören, warum bleiben wir nicht zusammen?“

„Du bist für den Luxus geschaffen, und ich bin ein armer Teufel.“

Sie dachte einen Augenblick nach.

„Wenn ich nun aber auf den Luxus verzichtete, wenigstens für die ersten Jahre? Und wenn du arbeitetest?“

Er lächelte, und dies Lächeln schnitt ihr ins Herz.

„Ich bin zum Arbeitstier nicht geschaffen. Gieb mir 'ne Million, die will ich auf wahrhaft noble Art ausgeben. Aber sie verdienen — womit?“

„Mal doch!“

„Mit meinem bißchen Talent.“

Er saß jetzt neben ihr auf einem Stuhl. Sie sah ihn mit weichem Lächeln an.

„Bert versuchs nur! Wir führen 'ne brillante Ehe. Ich will so sparsam sein! Mit nichts kommen wir aus. Und wenns nicht geht, machen wir Schulden. Das ist doch weiter nichts! Und Aufträge bekommst du massenweise. Ich poussiere die alten Kerls, daß sie sich von dir malen lassen. Du verschaffst dir 'ne Professur . . . Sollst sehn, es wird alles wunderschön. Hab nur Courage! Komm Bert, machen wir den großen Sprung zusammen!“

„Ich kann dich nicht unglücklich machen.“

Sie schrie beinah auf vor Scham und Schmerz und schlug ihre Hände gegen das Gesicht.

„Du Feigling!“

Er ging im Zimmer auf und ab und strich sich erregt durch den Schnurrbart.

„Du bist jetzt wütend, Anna. Aber du hast nicht den geringsten Grund. Ich bringe in diesem Augenblick auch ein Opfer. Vielleicht ein ebenso großes wie du.“

Dabei schlug er sich auf die Brust. Sie lachte ihm höhnisch ins Gesicht.

„Ja . . . du stinkst vor Edelmut!“

„Denk doch an das, was ich dir gesagt habe. Ich bin mir wenigstens treu geblieben.“

„Du hast gesagt, daß du mich liebtest,“ schrie sie.

„Und das ich dich nie heiraten würde.“

Da schüttelte sie sich mit wilder Bewegung, als wenn sie alles, was sie bedrängte, fortschleudern wollte.

„Also gut! . . Du kannst dem Menschen sagen, daß er kommen soll. Ich will ihn nehmen. Aber das sage ich dir — an diese Stunde denkst du noch mal!“

Bert nickte. Ihm war unheimlich bei all dem Ernst zu Mute, aber er dankte doch Gott, daß sie endlich so weit war. Eine Weile schwieg er taktvoll, damit sie sich beruhigen konnte. Dann besprach er noch einiges Gleichgültige mit ihr. Horstmann war verreist und würde erst Samstag zurückkommen. Da sie sich auf dem Ball trafen, war es das Beste, wenn er dort um sie anhielt.

Dann streckte er ihr die Hand hin. Sie sah sie nicht. Er hätte gern ihre Stimmung noch etwas verbessert und zum Abschied ein freundliches Wort von ihr gehört. Mit seinem skeptisch überlegenem Lächeln meinte er: „Du wirst mir noch herzlich dankbar sein, glaubs nur!“

„Vielleicht komme ich noch mal dahin!“ erwiderte sie bitter.

„O gewiß! Horstmann ist noch lange nicht der Schlimmste. Anziehend vielleicht gerade nicht. Aber ich glaube, er ist vor allem ein Arbeitstier. Die meiste Zeit wird er verreist sein. Er läßt dir freie Hand. Du machst

ein großes Haus aus. Mir reservierst du ein warmes Plätzchen. Na, das wird sich schon alles noch machen. Argwöhnisch scheint er auch nicht zu sein . . . "

„Ah! Glaubst du! Argwöhnisch ist er nicht? Und er soll auch niemals Grund bekommen. Ich sage dir, wenn ich seine Frau werde, dann bleib ich auch eine anständige Frau. Das kannst du mir glauben."

„Vielleicht," murmelte Bert unhörbar.

Mit ziemlich gemischten Gefühlen verließ er das Haus. Er begab sich in seine Stammkneipe zur Witwe Klein und ließ sich schnell hintereinander drei Cognacs geben. Beim ersten dachte er: Pfui Teufel, was für 'ne dreckige Geschichte. Beim zweiten tröstete er sich: Die Weiber sind eben alle verrückt. Beim dritten stellten sich wehmütige Weltbetrachtungen ein: Welch eine gottverfluchte Welt, wo die, die mit Geld umzugehen wußten, keins besaßen! Was für ein herrliches Leben hätte er mit Anna geführt. Er war der Einzige, der sie zu würdigen verstand. Was für ein glänzendes Paar hätten sie gebildet! Er sah sich im Frack und Anna in Balltoilette, den schlanken Nacken leicht entblößt. So hatten sie oft getanzt, wenn die andern schon matt waren, und allgemeine Bewunderung hervorgerufen. Und wie war dies Geschöpf für die Liebe geschaffen! All seine Zeit, und das war das einzige, was er in hinreichendem Maß besaß, hätte er ihr gewidmet. An ihrer Seite wäre er wirklich ein guter Mensch geworden. Ein lieber, netter Kerl war er ja ohnehin, darüber konnte kein Zweifel sein. Aber mit ihr vereint, wäre er ein edler Mensch geworden, hätte er all die schönen

Keime die jetzt infolge der ungünstigen Umstände ein bißchen zurückgeblieben waren, entwickelt. Aber nun — nun trug dieser elende Hund von einem heraufgekommenen Arbeitsburschen sie davon. Ach, ekelhaft, wie die Lebensgüter verteilt waren. Eine wahre Wut überkam ihn, über diese schlechteste aller Welten, und wenn ihm jetzt ein paar pathetische Stellen aus den Klassikern eingefallen wären, er hätte sie unfehlbar zitiert.

IV.

Am Samstag hatte Horstmann eine Konferenz mit dem Direktor des Eisenwerks, das für seine Brücke die Eisenkonstruktionen liefern sollte. Als er abends gegen zehn in sein Hotel zurückkam, fand er einige Zeilen von Bert vor: „Lieber Herr Horstmann, Fräulein D. wird das Malkastenfest mitmachen. Sie sagte mir, daß sie sich freuen würde, Sie zu begrüßen. Ich glaube, daß Ihre Angelegenheit günstig steht. Also auf Wiedersehn, Ihr Holleder.“

Der Ingenieur hatte über seiner Arbeit das Fest beinah vergessen. Sein Kostüm lag noch verpackt im Karton, wie der Schneider es geschickt hatte. Er brauchte eine volle Stunde zum Anziehn, so sehr er sich auch beeilte. Dabei vergaß er noch den Gürtel und steckte den

Degen an die falsche Seite. Sein Gesicht war bei der ungewohnten Plackerei mit den vielen Haken, Ösen und Schnallen dunkelrot angeschwollen. Er kam sich höchst unglücklich, seiner selbst entäußert und entwürdigt in dieser Maskerade vor. Voll schlechter Laune fuhr er in die Tonhalle, wo der Ball stattfand.

Er hatte gelesen, daß etwa fünfzehnhundert Personen das Fest mitmachen würden. Aber als er eintrat, blieb er verwundert stehn. Vor ihm gähnte ein dunkler, leerer, ungeheurer Saal. Die ganze Menge hatte sich im Hintergrund zusammengedrängt, kaum erkennbar. Während er den dämmernden Raum durchschritt, ergriff ihn ein beklemmendes Gefühl, seltsam zu den Werkeltagsgedanken in seinem Kopfe stimmend.

Er stand in der hintersten Reihe. Vor ihm leuchteten weiße Schultern, bunte Rücken, phantastische Kopfbedeckungen. Plötzlich rauschte auf der Bühne der rote Tuchvorhang auseinander. Geblendet mußte er zuerst die Augen schließen. Dann blickte er wieder hin, lächelte ungläubig und überrascht und fühlte zugleich, wie die Angst seine Sehnen spannte.

Auf einem roten Thronsessel unter hohem Baldachin saß Anna als Fürstin Cornaro, in weißem, mit goldenen und bläulichen Blumenmustern besticktem Brokatgewand. Nacken und Schultern waren tief entblößt. Eine schwere Perlenkette schlang sich doppelt um ihren Hals zum Busen. Ein knieender Neger hielt an langem Stiel einen Schirm von Straußenfedern über ihrem Haupt. Hinter dem Thron stand der Doge. Krieger in blitzender Stahlrüstung,

Orientalen in weitem Burnus standen zur Linken, die Prachtgondel, der die Fürstin eben entstiegen war, hielt zur Rechten. Die Ruderer an den vergoldeten Schnabel gelehnt, streckten huldigend die Hände aus. Aber die Hauptmasse der Huldigenden hielt ehrfurchtsvoll vor den Stufen der Marmortreppe. Frauen in reichen Gewändern boten Vasen mit Spezereien und Kleinodien dar, Fischer trugen auf goldenen Schüsseln die Erträgnisse des Meeres herbei, Kinder hielten Blumen und Fruchtkörbe. Hinter all der Pracht erhob sich glänzend die Kuppel der Markuskirche, links in der Ferne sah man das Meer leuchten.

Anna wußte nichts von der historischen Fürstin Cornaro. Trotzdem lag in ihrem Gesicht wunderbar ausgedrückt der seelische Zustand dieses Weibes, das einen Thron hingab, um eine galante Dame Venedigs zu werden. Freilich fehlte ihr die imposante Größe der Renaissance. In dem schweren Gewand sah sie fast kindlich zart aus. Graziös, lässig saß sie da, die schlanken Finger ein wenig krümmend, den Fuß in weiß seidenem Strumpf kokett vorstreckend. Ein süßes Lächeln um die leicht offenen Lippen. Aber wer näher zusah, bemerkte kaum sichtbar einen Krampf in ihrem Gesicht, wie von verhaltenem Schmerz. Vielleicht blendete sie nur das Licht, aber vielleicht auch schmerzte sie eine Erinnerung. Ihre Seele litt in diesem Augenblick, wo ihre Schönheit triumphierte. Aber während sie das Weh bezwang, blickten ihre Augen noch strahlender. Über die bunte Menge auf der Bühne hinweg, sah sie gradeaus auf die Zuschauer. Jeden Einzelnen schien sie mit ihrem Blick zu berücken, jeden Einzelnen schien sie zu fragen:

Nicht wahr, ich bin schön? In diesem Augenblick sah sie die ganze Düsseldorfer Gesellschaft zu ihren Füßen, und alle schien sie zu bezaubern und einladen zu wollen, ihr zu huldigen.

Als sich der Vorhang wieder zusammenrollte, erfolgte allgemeines Händeklatschen.

Horstmann stand in dumpfer Bewunderung. Die da oben sollte seine Frau werden! Ihm wurde bei diesem Gedanken seltsam und schwer zu Mut.

Die Musik spielte einen rauschenden Galopp, und als jetzt der Vorhang sich teilte, strömte die ganze Menge in buntem Zug, voran die Fürstin mit dem Dogen, auf einer breiten Seitentreppe in den Saal. Während die Zuschauer wie eine Woge zurückebbten, war der ganze Raum im Nu von kreisenden Paaren gefüllt, daß alles sich wie in einem Wirbel drehte. Ein Teil der Menge stürmte nach den Nebensälen. Die Leute drängten an Horstmann vorbei, der sich gegen eine Säule gelehnt hatte. Sein Anzug von blauem Sammt, kreischend in neuem Glanz, wirkte wie ein greller Mißton in dieser feinabgetönten Farbensymphonie. Und er selbst mit seiner plumpen massigen Gestalt, den verarbeiteten Plebejerzügen von so finsterem Ausdruck, paßte seltsam zu all der Fröhlichkeit, der Eleganz, die ihn umwogte.

Eine kleine blonde Dame schlug ihn lachend mit ihrem Fächer auf den Arm: „Alter Brummbär!" Zwei junge Akademiker, der eine ein venetianischer Maler à la Veronese, der andere ein deutscher Landsknecht, starrten ihn mit unverhohlener Entrüstung an. Der

Landsknecht flüsterte seinem Freunde zu: „Ist das ein Kümmel!", womit man in Düsseldorf zugleich Unechtes und Geschmackloses bezeichnet. Der Venetianer, aufmerksam geworden, betrachtete Horstmann und meinte spöttisch: „Der hätte seinen Sammt acht Tage in den Rauchfang hängen sollen, er stinkt ja nach dem Schneider!"

Finster vor sich hinbrütend, ebenso abgestoßen von dem lauten Trubel, wie er abstoßend wirkte, stand Horstmann und suchte vergebens Anna zu entdecken. Da kam Bert auf ihn zu, der schon einen leichten Rausch hatte.

„Himmel, Blitz, Ingeniore! Maestro! Wo stecken Sie? Und in was für einem unglaublichen Kostüm stecken Sie? Herr des Himmels! Wer hat Ihnen das gemacht?"

Horstmann nannte den Namen des Schneiders. Holleder schlug die Hände zusammen, und wie ein Sachverständiger den Stoff befühlend, meinte er:

„Schwerer englischer Sammt. Aber die Farbe! Die Farbe! So was überläßt man doch nicht seinem Schneider. Na, kommen Sie!"

Er hing sich in seinen Arm und führte ihn in einen Nebensaal, wo einstweilen Frau Regierungsrat ganz allein an einem Tische saß. Dann machte er sich schnell wieder davon.

Zwischen Anna und ihrer Mutter hatte es eine furchtbare Scene gegeben.

Wohl zehnmal hatte die Tochter ihr vorgestellt, daß sie sich noch an diesem Abend mit dem reichen Ingenieur verloben würde. Frau Düsbach hatte immer die Antwort

gehabt: „Zu spät! Morgen kommt der Gerichtsvollzieher, und alles ist aus . . .“ Aber schließlich, als sie sah, daß Anna das Fest ohne sie besuchen würde, hatte sie nachgegeben. Vom Bett aus, wo sie sich gequält von Angstvorstellungen wie im Fieber umhergewälzt hatte, war sie in den schwarzseidenen, nach Kampfer riechenden Domino gekrochen. Sie setzte nicht die geringste Hoffnung auf diese Verlobung. Ihr schien das Unglück unabwendbar. Den ganzen Abend über machte sie Höllenqualen durch. Sie schrak zusammen vor jedem Eintretenden und studierte bange seine Miene, als wenn er ihr die drohende Schande vom Gesicht ablesen könnte. In ihren dunklen, ruhelos wandernden Augen lag ein brennender Glanz; hin und wieder fuhr sie sich mit dem Taschentuch über die Stirn und wischte den kalten Schweiß ab. Als Horstmann ihr guten Abend wünschte, setzte sie ihr krampfhaft grinsendes Lächeln auf und reichte ihm die trockene, heiße Hand.

„Anna wird gleich kommen,“ sagte sie hastig. „Ich habe mich hier hingesetzt. Es ist mir gar nicht recht, daß wir dieses Fest mitmachen. Aber ich wurde ja förmlich gezwungen. Wie haben Sie die letzten Tage verbracht, Herr Ingenieur?“

Aber bevor er noch antworten konnte, war sie plötzlich zusammengefahren.

„Allmächtiger Gott!“ flüsterte sie und grüßte dann, mit einem Lächeln in übermenschlicher Anstrengung die Lippen verzerrend, daß der Kautschukrand des Gebisses sichtbar wurde. Landgerichtsrat Bartels und Frau waren in den Saal getreten, denen sie dreihundert Mark schuldete.

„Ja, Ja!“ fuhr sie wie im Fieber schwatzend fort: „Recht schlechtes Weter die letzten Tage! Ich habe etwas im Bett gelegen, mir war nicht wohl. Aber wie gefällt Ihnen das Fest, Herr Horstmann?“

„Ich bin erst seit kurzem hier.“

„So! So! Ich sitze seit drei Stunden hier, ohne daß sich jemand um mich kümmert. Aber waren die lebenden Bilder nicht wundervoll? Und wie gefiel Ihnen meine Tochter?“

„Sie sah sehr gut aus!“

Mehr vermochte er in seiner dumpfen Erregung, mit der er Anna erwartete, nicht herauszubringen. Die Alte hatte ihn mit ihren Augen in zitternder Erwartung umkreist, jetzt ließ sie enttäuscht den Kopf sinken.

„Ja, ja! Gut aussehen thut sie immer. Aber ich fürchte, das Kind wird verwöhnt. Meine Absicht war es nicht, daß wir dies Fest besuchten.“

Sie holte schwer Atem und benetzte die Lippen mit etwas Wein.

„Man hat mancherlei Sorgen. Das Leben wird immer schwieriger, gerade für unsereins, die sich doch nichts vergeben dürfen. Aber Gott sei Dank, ist Anna häuslich erzogen, sie wird jeder Lage gewachsen sein, wenn der Ernst des Lebens an sie herantritt. Es giebt so viel Unglück, verschuldetes und unverschuldetes, das ist oft schwer zu unterscheiden. Man sollte keinen Stein werfen. Wer kann wissen, wie alles geschah! Ja, ja!“

Sie fuhr zusammen, als wenn ihr plötzlich bewußt würde, daß sie ihr Inneres ausschwatzte. Nachdem sie

wieder etwas Wein getrunken hatte, sah sie lauernd ihren Nachbar an, der brütend in die bunte Menge hinausstarrte.

„Was habe ich eben gesagt? Das waren nur allgemeine Betrachtungen. Ja, ja! . . . Woher diese Leute nur ihre Lustigkeit nehmen? Düsseldorf ist eine leichtsinnige Stadt. Die Maler — mein Mann konnte sich in ihren Ton gar nicht finden. Aber später gewöhnte er sich daran, und machte das lustige Leben mit. So kommt man dazu."

Sie schwatzte, ohne daß Horstmann auf sie hörte. Ihm klang das dumpfe Schurren der Füße und die helle Musik in die Ohren, und das ewige Kreisen der bunten Paare verwirrte seine Augen. Da traten Hauptmann von Dehwitz und seine Frau an den Tisch. Dehwitz, der seit seinem Abgang vom Militär Weinreisender für eine Düsseldorfer Firma war, schüttelte dem Ingenieur in seiner wohlwollenden Herablassung die Hand.

„Habe schon die Ehre gehabt, im Malkasten, selbstverständlich."

Dann stellte er ihn seiner Frau vor, die hager und scharf, eine gewisse Ähnlichkeit mit der Mutter hatte, nur daß sie einen Kopf größer als diese war. Alice begrüßte Horstmann mit kargem Lächeln, indem sie ihn zugleich sozusagen auf eine schadhafte Stelle hin sondierte. Der Hauptmann klopfte seiner Schwiegermutter auf die Schulter:

„Na Mamachen, du hast das bessere Teil erwählt. Ist denn der Wein auch nicht abgestanden?"

Er goß sich sogleich ein Glas voll und stieß mit Horstmann an.

„Es lebe die Kunst! Ja, die Künstler. Brauchen nicht ins Manöver, werden nicht abgemeiert, ein großartiges Leben führen sie.“

Dann trank er in kurzen Schlucken das Glas leer, indem er mit jedem Schluck erst ein wenig gurgelte.

„Wo mag nur Anna stecken?“ sagte Frau von Dehwitz mißmutig. „Übrigens hast du das Kostüm von Frau Lüders gesehen? Unerhört!“

„Nein!“ sagte die Mutter bei dem Namen zusammenfahrend. Sie war der Frau des bekannten Porträtmalers hundert Mark schuldig, diese hatte schon zweimal deswegen geschrieben. „Was hatte sie denn an?“

„Man sollte lieber fragen, was sie nicht an hatte. Es war geradezu skandalös.“

„Das war so Mode,“ sagte Dehwitz. „Wenn man sich anno dazumal so ausgeschnitten trug . . . . “

„Heutzutage sind wir doch etwas decenter geworden. Gott sei Dank! . . . Übrigens trinke nicht so schnell, Karl.“

„Wie du befiehlst, mein Kind!“ sagte er und schob die Flasche zurück.

Man schwieg. Alle waren übelgelaunt. Dehwitz spiegelte mißmutig seine gerötete Nase in dem leeren Glase. Alice sah nach ihrer Schwester aus, die manchmal im Gewühl des Tanzes auftauchte, um gleich wieder vom Wirbel davongetragen, zu verschwinden. Sie war neidisch auf Anna und drehte im Geiste schon allerhand boshafte

Spitzen, die sie ihr sagen wollte. In Horstmann ballte sich ein schweres Gewitter zusammen: Ungeduld, Angst, Wut bekämften einander. Es drängte ihn, aufzustehen und Anna zu suchen. Aber er blieb sitzen. Nachlaufen wollte er ihr nicht.

Dehwitz hatte sich schon wieder ein Glas vollgeschenkt und es in kleinen hastigen Schlucken leer getrunken. Hin und wieder fuhr er sich in seine Ulanenlocke, die über dem rechten Ohr vom Kopf abstand. Über der Stirn hatten sich seine blonden Haare schon ziemlich gelichtet, die ganze Fülle war in der einen majestätischen Locke vereint. Manchmal machte er den Mund weit auf, wie ein nach Luft schnappender Fisch, sah sich im Kreise um, als wenn er die Notwendigkeit empfände, daß etwas gesagt werden müsse, schwang dann aber nur mit weit ausholender Armbewegung seine Cigarre zum Mund. Schließlich wendete er sich an Horstmann:

„Was macht die Kunst?“

„Wieso?“

„Hatten Sie nicht neulich ein Bild bei Schulte?“

„Ich bin Ingenieur,“ entgegnete Horstmann trocken, während Alice ihn scharf ansah, als wenn sie an jedem seiner Worte etwas auszusetzen hätte. Der Hauptmann, im ersten Augenblicke erstaunt, hatte sich rasch gefaßt.

„Richtig — Ingenieur. Sie bauen ja diese famose Brücke, von der die Zeitungen so viel schreiben . . . Na, wie geht’s damit?“

„Einstweilen steht sie noch auf dem Papier. Am ersten Mai fangen wir an zu bauen.“

„So, so! Na ja!“ entgegnete der Hauptmann wohlwollend und fügte brummend hinzu: „Den Staat kostet das wieder ein Heidengeld. Wenn nur was dabei herauskommt.“

Eine ziemliche Weile herrschte von neuem Schweigen. Alice hatte mit energischer Hand die Flasche ergriffen und sie mitten auf den Tisch gestellt. Ihr Mann machte ein entrüstetes Gesicht und starrte mit untergeschlagenen Armen die Saaldecke an.

In diesem Augenblick trat Anna ein, am Arm des Dogen, des Professor Seiffert. Hinter ihnen drängten sich andere Paare. Der kleine Saal war plötzlich gefüllt. Man rückte die Tische, rief durcheinander, Kellner liefen hin und her.

Anna hatte den Arm des Professors losgelassen. Bert stand vor ihr und redete auf sie ein.

„Rühr mich nicht an!“ sagte sie leise. Dann nickte sie Horstmann zu.

„Also Sie sind doch noch gekommen. Warum so spät?“

„Ich konnte nicht eher.“

Sie drehte sich um und gab ihrer Mutter einen eiligen Kuß. Darauf begrüßte sie Schwager und Schwester. Alice hielt sie sogleich fest.

„Hinter mir eine Dame fand, dein Kleid wäre zu weit . . . Ein bißchen merkt man ja, daß es nicht für dich gemacht ist.“

„Aber für die Rolle bin ich gemacht. Das ist die Hauptsache,“ erwiderte Anna.

Horstmann waren bei Annas Eintritt heiße Blut-

wellen in den Kopf geschossen. Wildes Entzücken über ihre Schönheit durchschauerte ihn. Angst schnürte seine Brust zusammen, als wenn sie ihm meilenweit entrückt wäre.

Bert besorgte das Vorstellen. Der Ingenieur bekam zwanzig Namen zu hören und mußte sich immer von neuem verbeugen. Verschiedene Leute hatte er schon früher getroffen, aber in den Kostümen erkannte er sie nicht wieder.

An die Seite der Frau Regierungsrat war Frau Lüders gekommen. Alice, die ihr gegenüber saß, durchbohrte sie mit feindseligen Blicken, während Frau Düsbach ununterbrochen lächelte, aber nicht zu sprechen wagte. Der Busen der sehr dekolletierten Frau wogte auf und ab. Sie betrachtete bald ihr Gegenüber, bald ihre Nachbarin, dunkelrot vor Entrüstung.

„Meine beiden Briefe haben Sie bekommen?" fragte sie plötzlich.

„Ja, ich habe sie bekommen. Morgen kriegen Sie Antwort."

Und in kramfhafter Angst umpreßte Frau Regierungsrat die Hand der anderen.

Anna saß am Tischende neben einem Herrn in blanker Stahlrüstung. Sie verzehrte etwas kaltes Rebhuhn und trank dazu hastig Sekt. Sie schien in übermütigster Laune. Mit jedem kokettierte sie. Nur zwei sah sie nicht: Horstmann und Bert. Bert war ganz in ein Gespräch mit seiner Nachbarin vertieft, einer niedlichen Kaufmannstochter aus Elberfeld. Er prophezeite ihr aus der Hand die unglaublichsten Dinge. Das junge Mädchen lachte glucksend in ihren Fächer und wollte immer mehr wissen.

Horstmann saß vereinsamt da. Seine Nachbarn drehten ihm den Rücken zu. Je lustiger die ganze Gesellschaft wurde, desto stiller wurde er. Eine tiefe Kluft schien ihn von allen zu trennen. Nicht bloß, daß er als Fremder in diesem Kreis von Bekannten saß, sondern alle, wie sie da lachten und schwatzten, mit freier Natürlichkeit sich in ihren Kostümen bewegend, waren verfeinerte Menschen gegen ihn, die an den Luxus des Lebens gewöhnt waren. Er war der finstere Plebejer, der sich von diesem ganzen leichtsinnigen Treiben abgestoßen fühlte. In dieser Stunde, wo der Wein alle fröhlich stimmte und die Sorgen wegschwemmte, dachte er mit finsterer Bitterkeit an die ersten Jahre seines Ringens. Wer von all diesen Leuten am Tisch hatte dergleichen durchgemacht? War er nicht allen überlegen? Und doch beneidete er sie. Ihm fiel ein, daß er ja auch nun das Leben von der heiteren Seite nehmen wollte. Es war ja sein innerster Wunsch, diesen Leuten zu gleichen .... Jetzt ärgerte ihn sein Griesgram. Er gab sich Mühe lustig zu sein. Aber da tönte aus dem großen Saal wieder Musik, und alles drängte fort.

Horstmann trat wieder an die Säule. Das Parkett unter seinen Füßen schwankte. Die Paare kreisten vorbei, allmählich wurde eine undeutlich flimmernde Masse daraus. Irgendwo glaubte er Annas Perlendiadem in ihrem roten Haar zu erkennen. Jetzt kam sie näher. Sie tanzte mit einem Herrn in spanischem Kostüm, ihr Kopf lag leicht geneigt. Auf ihren Lippen kräuselte sich ein Lächeln. Strahlend wanderten ihre Augen durch die Menge. Jedem Gegenstand, jedem Menschen in diesem Gewühl schienen

sie von ihrem Glanz ein wenig mitgeben zu wollen. Doch als sie an Horstmann vorbeikam, richtete sie hochmütig den Kopf höher, sodaß ihr Blick über ihn wegglitt.

Ihm stiegen schwere Zornwogen auf. Was ging in ihr vor? Hatte Bert ihn belogen? Wußte sie nicht, was er sie heut abend fragen wollte? Jetzt hatte sie sich gesetzt, hastig mit ihrem Battisttüchelchen sich das Gesicht fächelnd. Gerade drängte sich wieder ein Herr an ihren Stuhl, da bahnte der Ingenieur sich einen Weg durch das Gewühl. Anna hatte den Herrn verabschiedet. Als sie Horstmann vor sich stehen sah, trat in ihr Gesicht ein feindseliger Ausdruck. Aber schnell legte sie die Maske des liebenswürdigen Lächelns darüber.

„Sie wollen auch tanzen?“

„Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich nicht tanzen kann. Ich möchte mit Ihnen sprechen.“

„Gut, plaudern wir ein wenig. Wie gefällt Ihnen das Fest? Ist das nicht alles herrlich? Muß das ein Leben gewesen sein in dem alten Venedig! Damals möchte ich gelebt haben. Alle Tage Festtag . . . Aber Sie sind so ernst, regt sich in Ihnen nicht das rheinische Blut?“

„Ich bin kein Rheinländer.“

„Aber nicht weit davon ab.“

„Ich habe allerlei Gedanken“ . . . unterbrach er sie.

„Die schlagen Sie sich nur aus dem Kopf! Seien Sie lustig! . . . Gott da wird gerade mein Lieblingswalzer gespielt. Schade, daß Sie nicht tanzen können . . . Auf Wiedersehn!“

Sie gab einem Herrn den Arm und glitt im Strom der tanzenden Paare davon.

Zuerst war Annas Lustigkeit nur Krampf gewesen. Sie hatte immer ans Ende denken müssen. Aber beim Tanz fühlte sie sich der Wirklichkeit gleichsam entrückt, wie berauscht von der Musik, vom Lichterglanz, vom Champagner, von den Schmeicheleien. Sie hatte stets auf Bällen geglänzt, aber sie war doch immer nur eine von vielen gewesen. Heute war sie der Mittelpunkt, nicht nur die Schönste, auch die am schönsten gekleidete. Sie genoß das Glück mit durstigen Zügen und vergaß den Rest. Nur wenn sie an Bert dachte, quoll der bittere Schmerz in ihr auf. Sie glaubte ihn zu hassen. Es sollte alles aus sein zwischen ihnen beiden. Und doch suchten ihre Augen ihn unwillkürlich, und es that ihr weh, ihn mit anderen Mädchen lachen zu sehen ... Aber an der Säule stand einer, der verschlang sie mit seinen finsteren Blicken. Sie schloß die Augen, wenn sie ihn sah. Das kalte Grauen kam sie an. Sie wollte nicht an ihn denken. Wenn der Morgen hereinbrach, wenn die Lichter trüb brannten, und die Musik schwieg, dann mochte er kommeu und sich sein Jawort holen.

Horstmann hatte mit Bert gesprochen. Ihm war Annas Benehmen unerklärlich. Aber Bert machte ihm Mut. Die Sache stand brillant, nach seiner Ansicht würde Fräulein Düsbach unbedingt ja sagen.

„Gehn Sie, trinken Sie 'ne Flasche Sekt, legen Sie sich 'ne recht schneidige Erklärung zurecht. Und dann losgeschossen!“

Eine Flasche Sekt hatte der Ingenieur getrunken, aber dann ging er hinaus. Vor der Garderobe standen schon verschiedene Damen, die sich zum Aufbruch rüsteten. Ein dicker Herr in kurzem Winterüberzieher, unter dem seine Beine in roten Trikots hervorsahen, hielt gähnend seiner Frau die Gummischuhe hin. Horstmann ging durch eine Seitenthür in den Garten. Der Regen hatte aufgehört, aber der Himmel war noch grauschwarz von schweren Wolken. Unter seinen Füßen knirschte der Kies. Gedämpft klang die Musik zu dem Plätschern des Wassers in der Dachrinne. Der Straßenkot glänzte fahl im grauen Dämmerlicht. Vor der Thür eines Hauses gegenüber stand mit nackten verschränkten Armen ein Bäckerbursche, der schlaftrunken zu den Droschken hinüberstarrte.

In tiefen Zügen atmete Horstmann die frische Luft ein. Ihm wurde freier. Er suchte sich seinen Gemütszustand klar zu machen. Wie stand er denn zu dem Mädchen?

Er hatte sie in einer Gesellschaft gesehen. Sie war ihm durch ihre Schönheit aufgefallen. Als er hörte, daß ihr Vater ein angesehner Regierungsrat gewesen sei, hatte er beschlossen, um ihre Hand anzuhalten, in dem Bewußtsein des reichen Mannes, der sich die, die ihm gefällt, aussuchen kann. An eine abschlägige Antwort hatte er kaum gedacht. Die Angst war erst später gekommen. Doch hatte er eigentlich nur um seinen Stolz gefürchtet . . . Jetzt aber waren seine Gefühle gänzlich anders. Er litt Qualen, weil er sie mit andern tanzen sah, ohne daß sie sich um ihn kümmmerte. Er zitterte vor der Entscheidung,

die er trotzdem nicht abwarten konnte. Und es wurde ihm klar, daß, wenn sie ihn ablehnte, nicht nur ein Plan, auf den er gebaut hatte, zerstört würde, sondern es würde ihm die entrissen werden, mit der er sich die letzten Tage ohne Unterlaß beschäftigt hatte. Im voraus machte er schon das Gefühl des niederschmetternden Schmerzes durch. Er begriff, daß sie nicht irgend eine war, die für ihn paßte, sondern die Einzige, die er begehrte. Er liebte sie . . .

Im Augenblick, wo dieser Gedanke ihm entschlüpft war, hatte er das Gefühl, als wenn eine riesenhafte Faust ihn an der Kehle gepackt hätte. „Gott verdamm mich!“ murmelte er und starrte ratlos vor sich hin.

Bis jetzt hatte er noch nie einen Menschen geliebt, außer vielleicht in der Erinnerung seine Mutter. Er hatte wohl Menschen in sich aufgesogen, ihnen seinen Willen, seine Meinung aufgeprägt, aber er war nie in ihnen aufgegangen . . . Nun aber fühte er sich von diesem Mädchen besessen. Er war von ihr behext und beherrscht. Wenn sie jetzt vor ihm gestanden hätte, hätte er gesagt: Mach mit mir, was du willst. Ich gehöre dir. Und er fühlte, daß dies sein Verderben war. Er war entwurzelt aus seinem bisherigen Leben, im Gegensatz zu seiner Vergangenheit. Sein Verstand empörte sich, riet ihm, alle diese Menschen zu fliehn, für die er nicht geschaffen war, in die Einsamkeit zurückzukehren, in der sich seine Kraft ungeteilt erhalten hatte.

Aber trotzdem ihm eine innere Stimme sagte, daß er jetzt in sein Unglück lief, gab er sich nicht weiter Rechenschaft über sein Handeln, sondern folgte der dunklen Macht,

die ihn wie einen an Stricken Gefesselten führte. Er begab sich in den Saal zurück, und sobald er Anna erblickt hatte, ging er geraden Wegs auf sie zu.

Als sie ihn kommen sah, suchte sie ihm zu entgehen. Sie stand im Gespräch mit einem Herrn. Aber Horstmann trat zwischen die beiden.

„Bitte auf ein Wort."

„Ich wollte grade tanzen," erwiderte Anna kurz.

Aber Horstmann ergriff ihr Handgelenk, und sich vor dem Herrn verbeugend, sagte er:

„Entschuldigen Sie, ich habe der Dame etwas mitzuteilen."

„Ja, was ist denn passiert? Lassen Sie mich gefälligst los! Was ist das für eine Art?"

„Gehen Sie unter die Gallerie! Sie wollen einen Skandal vermeiden, nicht wahr? Gut — dann thun Sie, was ich Ihnen sage."

Er ging voran, an den Tischen vorbei, die schmale Treppe hinauf, die zur Gallerie führte. Er blickte sich nicht nach Anna um, an dem Rauschen des schweren Brokats hörte er, daß sie ihm folgte.

Auf dem ersten Absatz blieb er vor einem großen Fenster stehn. Die Luft war heiß und dumpf. Man hörte das Surren des dem Hahn entströmenden Gases. Die Flamme warf einen gelben Kreis über die Kalkwand, während aus dem Fenster aschgraues Morgenlicht hereinbrach.

Horstmann ließ Anna an sich vorbeigehn, dann trat er an die schmale Treppenmündung und sah sie finster an.

„So! Nun hören Sie!"

„Was wollen Sie denn von mir?"

Sie richtete sich auf und suchte ihre Furcht hinter einer stolzen Miene zu verdecken.

„Hat Herr Holleder nicht mit Ihnen gesprochen?"

„Mit mir — worüber?"

„Ich hatte ihn gebeten, Sie Donnerstag Abend zu besuchen, hat er das nicht gethan?"

„Ja. Donnerstag Abend war er bei mir."

„Hat er nicht von mir gesprochen?"

„Doch" . . . sagte Anna langsam, während sie fühlte, wie ihr Herz in rasendem Tempo schlug. „Wir sprachen von Ihnen . . . von Ihren Bauten."

„Und was sagten Sie dazu?"

„Ich? . . . Warum wollen Sie das wissen?"

„Ich will's wissen."

„Ich . . . ich sagte . . . Aber was wollen Sie eigentlich?"

„Ich möchte Sie fragen, ob Sie . . . meine Frau werden wollen?"

Sie sah ihn mit weit offenen Augen an. Sie war so blaß und spitz geworden, daß sie fast häßlich aussah. Ihr Kopf fiel auf die Brust. Er blickte stumm auf ihr Haar, das in kleinen Löckchen die Perlenkrone umkräuselte. Als sie schwieg, legte er seine heiße Hand um ihren Arm.

„Wollen Sie meine Frau werden, Fräulein Düsbach? Antworten Sie mir!"

„Ich kann nicht gleich antworten," stotterte sie.

„Hat meine Frage Sie denn überrascht?"

„Ja."

„Was antworteten Sie denn, als Ihr Freund von mir sprach?"

Sie richtete sich auf und sah ihm gerade ins Gesicht.

„Ich habe gesagt, daß ich Sie bewundere."

Er ergriff ihre Hand, die das Spitzentuch hielt, als wenn er sie küssen wollte.

„Ich geh nicht eher, als bis Sie mir Ihre Antwort gesagt haben."

Ihr traten Thränen in die Augen, so schmerzte sie der furchtbare Druck seiner Hände.

„Sie thun mir weh."

„Antworten Sie!"

„Ja . . . ich will . . ."

Einen Augenblick betrachtete er das glänzende Geschöpf, das in gebrochener Haltung vor ihm stand. Dann riß es ihn auf die Erde nieder. Er hatte den unbezwinglichen Wunsch, sich vor ihr zu erniedrigen, und bedeckte ihre Hand mit glühenden Küssen. Sie stand halb abgewandt und starrte aus dem Fenster auf die graue Straße hinab, wo in schwerfälligen Droschken die Leute nach Hause fuhren. Die Maskerade war zu Ende, die Wirklichkeit begann . . . Sie zog ihn langsam zu sich empor. Während sie in seine Augen blickte, fand sie ihn häßlich, aber nicht so abschreckend, wie sie gedacht. Sie nahm seinen Arm.

„Kommen Sie, wir müssen es jetzt Mama mitteilen."

Bleich und grau wie das Gespenst des Aschermittwochs, mit brennenden Augen, die fortwährend zufielen,

und die sie dann unnatürlich weit aufriß, saß Frau Regierungsrat auf dem Stuhl, wo sie seit Beginn des Balles gesessen hatte. Kein Mensch war mehr im Saal. Halb leere Weinflaschen standen auf dem Tisch. Auf einem Porzellanteller schwelte eine Cigarre, die Dehwitz dort hatte liegen lassen. Eine fade, süße Luft wie in einer Weinkneipe nach dem Morgen eines großen Gelages schwebte über dem Raum. Durch die schweren Portièren lugte das graue Morgenlicht.

Ein Kellner lehnte sich verschlafen an einen Stuhl und hielt fortwährend den einsamen Gast im Auge.

Wenn Frau Düsbach einen Funken von Hoffnung gehabt hatte, so war er jetzt erloschen. Sie fühlte sich verlassen und verraten von allen. Wo ihre Tochter sich herumtrieb, war ihr gleichgültig. Wenn sie selbst erst nur wieder zu Hause wäre! Aber sie wagte nicht aufzustehen, aus Angst vor dem Kellner.

Sie bemerkte nicht, wie die beiden in den Saal traten. Erst als sie vor ihr standen, fuhr sie erschrocken auf.

„Ich habe mich eben mit Ihrem Fräulein Tochter verlobt."

Sie versuchte Horstmann anzulächeln, aber gelb wie Wachs werdend, fiel sie in den Stuhl zurück. Es dauerte eine Weile, bis sie wieder zu sich kam. Und auch dann vermochte sie kaum ein paar vernünftige Worte hervorzubringen, sondern bemerkte nur, es wäre noch nicht bezahlt.

V.

Es gab genug Leute in Düsseldorf, die sich heimlich auf den Skandal der Frau Regierungsrat gefreut hatten. Aber daraus wurde nichts. Als am Aschermittwoch alle Welt mit verkatertem Gesicht beim Frühstückstisch saß, kamen die Verlobungsanzeigen an, und Frau Düsbach stand glänzend da. Statt des Gerichtsvollziehers besuchten freundlich lächelnde Gratulanten ihr Haus und brachten Glückwünsche und Blumensträuße. Sie selbst war noch am Montag mit Anna zu Schöbel gegangen, der auf den Namen Horstmann ihr eine zur Bezahlung sämtlicher Schulden ausreichende Summe vorstreckte. Die Mutter wollte den Bekannten das Geld, das sie ihnen abgeborgt hatte, persönlich überbringen und sich zugleich entschuldigen. Aber auf Annas Rat schrieb sie an jeden nur ein paar kurze Zeilen und ließ Minna die Briefe mit dem Geld hintragen. Dann setzte sie sich mit ihrer Tochter in einen Zweispänner und trat eine Rundfahrt durch sämtliche Geschäfte an, wo sie zugleich Rechnungen bezahlte und neue Bestellungen machte. So war mit einem Mal alle Gefahr beseitigt, und Anna traf überall nur freundliche Gesichter, wenn man sich hinter ihrem Rücken auch mancherlei erzählte.

Die Hochzeit wurde Ende März im Breidenbacher Hof mit großem Pomp gefeiert. Annähernd hundert Personen waren geladen. Unter diesen hundert gab es kaum ein Dutzend, die nicht Bemerkungen über das ungleiche Paar angestellt und behauptet hätten, daß man mit den

beiden noch manches erleben werde. Aber es schien, als sollten die Leute unrecht behalten.

Gegen Ende des nächsten Monats kam das junge Paar von der Riviera zurück. Es war ein wunderschöner Tag, hell und warm wie im Sommer. Aus den schwarzen Ästen der Kastanien in der Königsallee schwollen schon überall gelbgrüne Knospen hervor, die Rasenplätze des Hofgartens schimmerten in neuem Grün, auf dem durchsichtigen Wasser der Landskrone ruderten die Schwäne und breiteten manchmal ihr weißes Gefieder aus, als wenn sie die letzten Winterfedern abschütteln wollten.

Langsam fuhr der Wagen, der die beiden von der Bahn abgeholt hatte, durch die Hofgartenstraße. Plötzlich ließ Horstmann halten und auf einen leeren, von einem Bretterzaun umgebenen Platz deutend, auf dem früher das kleine Haus eines Malers gestanden hatte, fragte er Anna:

„Wie gefällt dir die Lage? Sieh sie dir mal an.“

„Meinst du, die kennte ich nicht? Da nebenan wohnt ja Frau Oswald. Wie oft bin ich an deren Haus vorbei gegangen und hab ihr mit Neid in die Fenster gesehen.“

„Möchtest du hier wohl wohnen?“

„Hier?“

Sie sah ihn erwartungsvoll an, schon etwas ahnend, ohne doch zu wagen, es recht zu glauben. An diesem Morgen trug sie einen Hut mit schwarzen Straußenfedern, der im Verein mit dem von der Sonne durchglühten Haar ihrem Gesicht eine ganz seltsame, imponierende und zugleich reizende Schönheit verlieh.

„Hier . . . ob ich hier wohnen möchte?“ stammelte sie vor Freude.

„Ja, hättest du wohl Lust?“

Sie nickte.

„Also dann ist's ja gut. Ich habe diesen Platz da nämlich gekauft. Wir wollen da unser neues Haus bauen.“

Anna fuhr auf und sah mit blitzenden Augen zu dem Haus der Frau Oswald hin.

„Auf diesem Platz! Neben Frau Oswalds Haus! Ah, du hast doch zu gute Einfälle!“

Und stürmisch sich zu ihm wendend:

„Ich möchte dich küssen, ich . . . ich weiß nicht, was ich möchte, du Guter!“

„Bist du zufrieden?“

„In ganz Düsseldorf giebts keinen besseren Platz!“

Und während der Wagen langsam weiter fuhr, sah sie hinter dem Bretterzaun ein Haus emporragen, das dreimal so groß, dreimal so prächtig, das Haus nebenan vollständig erdrücken sollte.

Die Freude über das Geschenk ihres Mannes lag noch auf Annas Gesicht, als an der Ecke der Jägerhofstraße Bert, der seine beiden zusammengekoppelten Windhunde spazieren führte, aus dem Hofgarten trat.

„Guten Tag! Guten Tag! Herr Gott noch eins, ist das ein Vergnügen!“

Er stürzte auf den Wagen zu und küßte Anna die Hand.

„Gnädige Frau sehn ja brillant aus!“

„Das weiß ich schon so,“ gab Anna lachend zurück.

„Schon länger wieder zurück, oder . . .?“

„Jetzt eben. Sie sind der erste Bekannte, den wir hier treffen.“

Sie schwatzten schnell ein paar Worte, dann zogen die Gäule wieder an.

„Wann darf man seine Aufwartung machen?“

„Allerfrühestens in vierzehn Tagen. Bis dahin wollen wir unser Glück für uns haben.“

Die letzten Worte waren vom Wind schon halb verweht, aber Bert hatte sie doch noch vernommen. Und schmunzelnd dachte er bei sich: welch feine Komödiantin Anna doch sei! Aber dann stutzte er, und wie ein leichter Schatten fuhr der Gedanke ihm durch den Kopf: vielleicht war sie wirklich glücklich? Nach Unglück hatte sie zum wenigsten nicht gerade ausgesehn. Aber wie war das möglich! Glücklich mit einer solchen runzligen Bestie, mit einem geschmacklosen Parvenü ohne jede Verfeinerung, mit einem Kerl, der früher Schmied, Erdarbeiter, und Gott weiß was gewesen war!

Was Anna anging, so hatte sie sich vorgenommen, mit ihrem Mann ein so angenehmes Leben wie nur möglich zu führen. Sie war klug, geschmeidig, nicht mehr zu jung und gesellschaftlich genügend dressiert, um sich nicht von ihren Gefühlen hinreißen zu lassen, so lernte sie rasch, sich den Eigenheiten Horstmanns zu unterwerfen. Da die Abwechselung der Reise, die Möglichkeit sich jeden Luxus zu gestatten, ihr gefiel, so war sie eine Begleiterin voll heiterer Laune, unterhaltend, bald spaßhaft, bald sentimental, aber nie verdrießlich. Sie verjüngte sich förmlich in diesen vier Wochen. Nachdem sie einmal den Widerwillen und die Furcht der ersten Tage abgelegt

hatte, machte es ihr Vergnügen, ihm Gefühle vorzuheucheln, die sie nicht besaß, die aber ihn erschütterten und in Aufruhr brachten.

Aber schon nach kurzer Zeit wußte sie nicht mehr, ob sie log oder die Wahrheit sagte, wenn sie ihm schmeichelte und ihm halb verstohlene Liebesworte zuflüsterte. Diesem Mann gegenüber, der sie wie eine Feder hoch hob und sie in seinen Arm preßte, daß ihr der Atem verging, kam sie sich vor wie ein Kätzchen gegenüber einem Bären. Er und sie waren nicht bloß so verschieden wie Mann und Weib es sind, sondern er war ein Mensch aus einer anderen Gesellschaftsklasse, den eine Welt des Empfindens von ihr trennte. Und trotzdem gestand sie sich, daß sie mit ihm glücklich war.

Dazu kam, daß er mehr gute Seiten besaß, als sie geahnt hatte. Er war freigebig bis zur Lächerlichkeit, erfüllte ihr jeden Wunsch, überhäufte sie mit Geschenken, gab ihr so viel bares Geld in die Hand, wie sie nur ausgeben konnte, und als sie in Monte Carlo gleich am ersten Abend zweitausend Francs verlor, hatte er nur gutmütig gelächelt. Er war lenksam, geduldig, betete seine Frau an, erblickte in ihr die höhere Intelligenz, folgte ihren Anordnungen, sprach ihre Meinungen nach, als wenn er selbst weder eine eigene Meinung, noch eigenen Willen besäße. Zudem schien er nicht eifersüchtig. Bei einer Hotelreunion in Mentone, wo sie zufällig Bekannte trafen, hatte Anna den ganzen Abend über getanzt. Als sie am nächsten Morgen wieder im Zuge saßen, fragte sie übermütig ihren Mann, ob er nicht ein bißchen böse wäre?

Er schien ganz erstaunt.

„Da ich nicht tanzen kann, und dir tanzen Vergnügen macht, mußt du dich schon an andere halten. Das ist doch höchst einfach."

„Aber wenn wir nun nach Düsseldorf zurückkommen, und ich gebe recht viel Gesellschaften und halte mir einen kleinen Staat von Courmachern — die finden sich schon von selbst — wirst du dann auch nicht eifersüchtig sein?"

„Ne!" sagte er trocken, indem er seine Cigarre aus dem Munde nahm. Und nachdem er eine kleine Weile nachgedacht:

„Ich will dir sagen, wie ich mir die Geschichte denke. Was mich betrifft, nu, zum Gesellschaftsmenschen bin ich nicht geboren. Ich kann nicht mal zwei Leute einander vorstellen, und das ist doch schließlich der Anfang. Aber trotzdem macht es mir Spaß, wenn Leute zu mir kommen und sich bei mir amüsieren. Und dafür sollst du da sein. Du sollst den Gästen gefallen, damit sie sich bei mir wohlfühlen und nicht bloß der guten Cigarren wegen kommen. Die Leute sollen sagen: Der Mann — das ist ein guter Kerl und da draußen bei seiner Arbeit kann er was, aber im übrigen ist er doch ein Knote. Aber die Frau — die ist entzückend."

Anna runzelte leicht die Stirn.

„Sprich nicht so! Niemand wird von dir ein so häßliches Wort sagen. Es soll sich mal einer unterstehn!"

„Na ja," meinte er gutmütig lachend, „vielleicht drücken sie sich höflicher aus."

„Nein! Sondern alle sollen dich bewundern. Sie

sollen Ehrfurcht vor dir bekommen. Deine Verdienste sprechen ja für sich selbst. Und denen, die noch dran zweifeln, werde ich sie schon ordentlich unter die Nase reiben."

Er rückte dichter an ihre Seite und nahm sie in seinen Arm.

„Siehst du, mein Schatz, wenn sie denn alle so vor dir herumspringen wie die Kinder vorm Kuchenladen — dann sitze ich in meiner Ecke und denke: Springt nur ihr Affen! Mir gehört sie doch."

Sie gab ihm einen Kuß.

„Es sind lauter Affen, das ist das richtige Wort. Man kann sich über sie mal amüsieren. Aber mehr auch nicht ... Gott, wie sie mir im Grunde alle langweilig sind!"

Eine Weile sahen sie einander in die Augen. Ihr Gesicht hatte einen aufmerksamen Ausdruck, als wenn sie seine Züge studierte.

„Wonach guckst du?" fragte er. „Nach meiner Warze?"

Sie schlug ihm in drolliger Entrüstung auf die Backe.

„Willst du diesen Unsinn wohl endlich aufhören! Du hast gar keine Warze, verstehst du das! Ein Mann, den seine Frau liebt, hat keine Warze, er hat auch keine kahle Stelle auf dem Kopf und keine Runzeln im Gesicht. Und wenn du das nicht glaubt, bist du ein Esel."

Sein Gesicht strahlte vor Glück. Sie fuhr ihm mit ihrer geschmeidigen kleinen Tatze über die Stirn.

„Du hast eine wundervolle Stirn Gustav! Da diese Buckel über den Augen, darin steckt das Genie, hab ich mal gelesen. Ach, du mein genialer Kerl du, wie ich dich liebe!"

Sie küßte ihn und ließ sich von ihm umpressen, und während ihr unter seinem Arm schwarz vor Augen wurde, ihr Atem stockte, ihr Herz immer wilder schlug, überkam sie ein Gefühl, wie sie als Kind manchmal im Schlaf gehabt, wenn sie träumte, daß aus der Ecke des dunklen Kellers hervor ein Mann sich auf sie stürzte, der sie erdrosseln wollte, doch ohne ihr weh zu thun, ein Gefühl von Ekel und Entzücken . . .

Dann entschlüpfte sie aalglatt seinen Armen, und sah zum Fenster hinaus, als wenn sie sich schämte, und fragte sich voll Verwunderung: ob es denn wirklich möglich sei, daß sie diesen Mann liebte?

Ein einziges Mal auf der Reise hatte es einen Auftritt gegeben, sodaß Anna sich über ihren Mann wirklich entsetzte. In dem Nizzaer Hotel, wo sie logierten, war ein Zimmerkellner, dessen unverschämtes Wesen sie fortwährend geärgert hatte. Als sie eines Nachmittags, während ihr Mann noch im Kaffeehaus Zeitungen las, allein in ihr Zimmer zurückkam, fand sie den Menschen, wie er ihre auf dem Tisch zerstreuten Sachen durchwühlte. Sie stellte ihn zur Rede, doch er behauptete achselzuckend kein Deutsch zu verstehn, obgleich er bis dahin ihre deutsch gegebenen Befehle ausgeführt hatte. Anna teilte aufgeregt den Vorfall ihrem Mann mit. Dieser, dem gleich bei ihren ersten Worten die Zornesader dick angeschwollen war, schellte und befahl dem Kellner, den Direktor zu rufen. Der Kellner zuckte die Achseln und erwiderte mit geringschätzigem Lächeln: er verstünde kein Deutsch.

„Sie verstehen kein Deutsch?"

„Mais j'ai déjà dit."

„Dann sollst du es lernen, du Vieh!" brüllte Horstmann, von einer plötzlichen Wut gepackt. Und den klapprigen Menschen bei seinem tief ausgeschnittenen Kragen fassend, preßte er ihn gegen die Wand und schlug ihn dermaßen ins Gesicht, daß ihm das Blut aus Mund und Nase stürzte. Anna schrie laut auf vor Entsetzen. Es gab einen furchtbaren Aufruhr in dem hauptsächlich von Franzosen besuchten Hotel, wo man ohnehin den Deutschen nicht gewogen war. Nie in ihrem Leben hatte Anna einen Menschen so unmenschlich toben hören wie ihren Mann. Auf ihr flehendes Bitten ließ sich der Direktor schließlich herbei, für seinen Angestellten fünfhundert Francs Schmerzensgeld anzunehmen, sodaß sie wenigstens mit der Polizei nichts zu thun bekamen. Sobald das Ehepaar sich allein befand, schnauzte Horstmann, noch immer dunkelrot und bebend vor Aufruhr, seine Frau an:

„Pack die Koffer, marsch, wir reisen ab!"

Eine Stunde später saßen sie im Zuge. Anna betrachtete geduckt und scheu ihren Mann, der, ohne daß eine Muskel in seinem fahl gewordenen Gesicht sich bewegte, aufrecht dasaß und auf einen Punkt stierte.

Sie begriff nicht, wieso sich dieser Anfall in ihm vorbereitet hatte, und fragte sich voller Schrecken, was geschehen würde, wenn seine Wut sich einmal gegen sie richtete. Sie wechselten kein Wort miteinander. Erst als sie, in Bordighera angekommen, abends allein in ihrem Zimmer waren, fragte sie furchtsam:

„Was war denn eigentlich?"

Da brach er förmlich vor ihr zusammen und wühlte stöhnend seinen Kopf in ihren Schoß.

„Was hattest du nur, Gustav? Sag doch!"

„Ich . . . ich kam schon aufgeregt nach Hause. In der Zeitung las ich einen Artikel gegen mich, bodenlose, gemeine Lügen, gegen die ich mich nicht wehren kann."

„Was denn für Lügen?"

„Über eine Strecke, die ich gebaut habe, wobei ich betrogen haben soll. Und das geht aus von Leuten, die ich groß gemacht habe, die mir alles verdanken. Aus Neid suchen sie mich jetzt zu stürzen, diese Hallunken."

„Aber wer glaubt denn davon ein Wort? Du und betrügen! Hättest du mir nur was gesagt, ich hätte dich beruhigt. Deshalb brauchtest du doch den unglücklichen Kellner nicht so anzufallen. Ich glaubte im ersten Augenblick, du wolltest ihn totschlagen."

Sie strich ihm über das Haar, fuhr ihm über das Gesicht, ihn förmlich magnetisierend mit ihren kühlen Händen.

„Leidest du denn öfter an solchen Wutanfällen?"

„Manchmal! Früher öfter, aber jetzt bin ich ruhiger geworden."

„Du mußt dir das ganz abgewöhnen. Sonst richtest du noch mal ein schreckliches Unglück an."

„Wenn ich das könnte! Das ist ein Erbteil von meinem Vater. Der ist deswegen im Zuchthaus gestorben, weil er einen Menschen im Streit erstochen hat."

Anna fuhr zurück.

„Dein Vater ist im Zuchthaus gestorben?!"

Er nickte.

„Ich erzähl dir das, damit es dir eines Tages nicht gute Freunde erzählen . . . Kannst du mich denn noch lieb haben?“

„Was hat das mit meiner Liebe zu thun?“ antwortete sie mechanisch. „Aber das alles ist ja entsetzlich.“

„Ich muß das hinnehmen. Die Thatsache, daß mein Vater ein solches Ende gefunden hat, und auch, daß er mir seinen Jähzorn hinterlassen. Und ich glaube, mein Zorn ist noch viel schlimmer als der seine. Ich komme ganz von Sinnen und weiß nicht mehr, was ich thue. Vielleicht wird das noch einmal mein Unglück.“

Sie hatte sich vor ihm in die Ecke des Sofas verkrochen und starrte ihn furchtsam an.

„Du mußt dir das abgewöhnen, Gustav, sonst fürchte ich mich vor dir.“

„Ich kanns nicht. Ich kann mich nicht anders machen, als ich bin. Und schilt mir nicht auf meinen Zorn! Der ist meine ganze Kraft. Aus mir wäre nichts geworden, hätte ich den nicht gehabt. Ich stünde jetzt noch und schaufelte Erde und wäre ein Träumer geblieben. Aber die Wut hat mich höher gebracht. Wenn ich vor Müdigkeit zusammenbrach, dann brauchte ich nur in Wut geraten, und war wie neu geboren. Meine Kräfte hatten sich verzehnfacht. Ich hab all die Hindernisse nur überwinden können, indem ich mich drauf losstürzte wie ein wildes Tier. Ich bin nun mal so ein Berserker. Und ebenso wie mich der Zorn blind macht, ebenso giebt er mir auch meinen Verstand. So, wenn ich ruhig bin, bin ich ein

Klotz ohne Leben, ohne Gedanken, aber wenn es vor meinen Augen flimmert, und wenn mir der Kopf raucht, dann schlägt er auch erst Funken. Dann habe ich Einfälle. Dann bin ich erst der Kerl, der das alles machen kann, was er gemacht hat."

Er blieb stehen und seufzte.

„Der Mensch ist ein seltsames Tier. Was sein schlimmstes ist, ist auch sein bestes. Kannst du das verstehn?"

Er setzte sich zu ihr aufs Sofa, ergriff ihre Hände und kühlte damit seine Stirn.

„Ich hab einen solchen Menschen noch nie getroffen," sagte sie.

„Kannst du mich denn noch lieb haben, wenn du das von mir weißt?"

Sie sah ihn scheu von der Seite an, noch immer furchtsam in sich zusammengekrochen, die Beine hatte sie bis unters Kinn gezogen, das Kleid fiel lang darüber hin, so glich sie einem furchtsamen kleinen Kinde.

„Gewiß, ich liebe dich noch . . . nicht ein bißchen weniger . . . du kannst ja nichts dafür, wenn du so bist . . . aber . . . "

„Was — aber?"

Sie ergriff seine Hand, diese breite wuchtige Arbeiterhand, die die Hacke geschwungen hatte, und fuhr nervös mit ihren kleinen Händchen darüber hin.

„Wenn du nun . . . es könnte ja doch möglich sein . . . wenn du auf mich mal zornig würdest?"

„Fürchtest du dich?"

„Ja, ich . . . ich fürchte mich," stammelte sie.

Er sah sie traurig an, ließ den Kopf sinken und machte sich klein. In seinem Blick lag die ganze Treuherzigkeit eines großen zottigen Hundes, und mit seinem Finger sich über das Handgelenk fahrend, wie wenn er dort einen Einschnitt bezeichnen wollte, sagte er:

„Ich würde diese Hand abhacken, wenn sie sich gegen dich vergäße."

Sie sprachen kein Wort weiter über diesen Gegenstand. Er hatte ihren Kopf an seine Schulter gelegt, und während sie seinen Atemzügen lauschte, blickte sie durch das Fenster. Draußen war die Nacht in bläuliches Licht getaucht. Leise Musik klang aus der Ferne, und dazwischen rollte gedämpft die Brandung des Meeres. Sie fühlte wie der Mund des Mannes leise über die Spitzen ihres Haares hinfuhr, und ein warmer Tropfen netzte manchmal ihre Haut. Er weinte. Das that ihr wohl. Sie verhielt sich ganz still und ließ die heißen Thränen in ihr Haar rinnen. Dann drehte sie sich ganz sacht um und legte ihre Lippen auf die seinen. Sie sprachen kein Wort. Aber noch nie seit ihrer Hochzeit hatten sie so innige Küsse ausgetauscht, noch nie war sie so hingebend gewesen, und er so weich, seine stürmische Gewalt ganz einhüllend in Zartheit und Sanftheit.

Aber als sie später noch wachend dalag, kehrten ihre Gedanken zu dem zurück, was er ihr vorhin gesagt hatte. Sein Vater hatte einen Menschen umgebracht und war im Zuchthaus gestorben! Es war nicht ein grauenvolles Erschrecken, wie sie es zuerst gehabt hatte, es war ein fast

angenehmes, wollüstiges Gruseln. Der Vater ihres Mannes, des Mannes, der da an ihrer Seite lag, dem sie so feierlich in der Kirche angetraut worden war, ein Mörder. Daß so etwas passieren konnte! Daß es das gab! . . . Sie hüllte sich noch tiefer in ihre Decken ein, und wand sich unter den kitzlichen Schauern, die sie durchrieselten. Aber dann sagte sie sich auch, daß die Enthüllung dieser Thatsache einen furchtbaren Skandal in Düsseldorf hervorrufen würde, und daß sie vor allen geheim gehalten werden müßte. Kein Mensch durfte davon erfahren.

Sie hatte die Geschichte schon halb vergessen, wenigstens beschäftigten sich ihre Gedanken nicht mehr damit, als ihr ein paar Tage später ihr Mann beim Frühstückstisch ein Zeitungsblatt zeigte, worin der Vorfall mit dem Kellner auf eine sensationelle und entstellte Weise wiedergegeben war. Nach dem Bericht des Reporters mußte Horstmann ein Irrsinniger sein, der sich, von einem plötzlichen Tobsuchtsanfall erfaßt, ohne jeden Grund auf den wehrlosen Kellner gestürzt hatte und ihn umgebracht hätte, wenn nicht andere Hotelangestellte zur Hülfe geeilt wären. Die Notiz schloß mit der Bemerkung: „Wohin der unheimliche Gast, den man leider unbehelligt entwischen ließ, seine Schritte gelenkt hat, wissen wir nicht und wollen nur hoffen, daß er in anderen Hotels nicht etwa ähnliche Skandalscenen aufführt."

„Na, Kind, jetzt weißt du wenigstens, was ich bin. Ein Verrückter!" sagte Horstmann grimmig.

Aber sie lachte hell auf.

„Du wirst dich doch über diese Faselei nicht ärgern! Pfui, ein solches Blatt rührt man überhaupt nicht an."

Damit warf sie es verächtlich auf den Tisch. Als sie am Nachmittag an einem Kiosk vorbeikam, kaufte sie sich die Nummer der Zeitung und verbarg sie in ihrer Schreibmappe. Warum sie das that, wußte sie selbst nicht, es schien ihr nur merkwürdig und interessant, daß dergleichen über ihren Mann in der Zeitung stand.

Außer diesem Erlebnis verlief die Hochzeitsreise ungetrübt, und Anna hatte sich in diesen vier Wochen wundervoll amüsiert.

In Düsseldorf konnte Horstmann sich nur wenige Tage seiner Frau widmen. Anfang Mai mußte er nach Luringen reisen, weil dort der Bau in Angriff genommen wurde. In der Folgezeit war er meist nur abends zu Haus, oft genug blieb er mehrere Tage aus, in Luringen übernachtend, und Anna war viel allein. Aber sie grämte sich nicht sonderlich darüber, im Gegenteil fand sie, auch dies sei eine der vielen guten Seiten ihres Mannes, daß er sie nicht stets mit seiner Gegenwart behelligte. Auf die Dauer wäre das doch langweilig geworden. Sie hatte Unterhaltung genug. Das junge Paar bewohnte in der Sternstraße einstweilen eine hübsche Mietswohnung, und für Anna gab es eine Menge einzukaufen, zu vertauschen und neu zu arrangieren, da alles von ihrem persönlichen Geschmack geprägt sein sollte. Im zweiten Stock wohnte ihre Mutter, mit der sie viel zusammen war. Mit der Zeit machte sie auch Besuche, und es fanden sich Leute bei ihr ein. So verging ihr die Zeit schnell, und sie fühlte sich außerordentlich glücklich. Düsseldorf kam ihr viel hübscher, eleganter und freundlicher als früher vor. Es

war, als wenn sich die Stadt verjüngt und einen ganz neuen Glanz bekommen hätte. Aber vielleicht lag es daran, daß Anna sich selbst verändert hatte. Sie ging jetzt nicht mehr als Tochter der verwitweten Frau Regierungsrat über die Straße mit selbstgewaschenen Handschuhen in einem Jackett vom vorigen Jahre und mit Stiefeln, deren Hacken etwas schief gelaufen waren, sondern als die reiche Frau Horstmann, die sich drei Dienstboten hielt und aus Nizza eine Kollektion Frühlingstoiletten mitgebracht hatte, die selbst die verwöhnten Maleraugen entzückten.

Sie fühlte sich glücklicher als je, und oft dachte sie mit leisem Lächeln, so wie man über vergangene Thorheiten lächelt, an die Sorgen und Ängste, mit denen sie sich noch während der Verlobungszeit abgequält hatte. Für eine Frau der Gesellschaft, die Geld, Geist, Schönheit und Ehrgeiz besaß, war das Leben so reich, daß das bißchen Liebe nur eine verschwindende Rolle spielte. Sie wenigstens entbehrte die Liebe nicht. Sie war mit ihrem alten Bären ganz zufrieden, namentlich, wenn er sich auf Reisen befand. Und wenn sie in diesen strahlenden Sommertagen auf ihrem Spaziergang einem jungen Pärchen begegnete, das sich verliebt aneinander schmiegte, dann dachte sie: Was für geschmacklose Menschen! Und wenn sie eine Frau traf, mit blassem Gesicht, die einen langsamen und schwerfälligen Gang hatte, während sie wie schützend die Hände über die Taille zusammenlegte, dann richtete sie ein Gebet zum Himmel: Nur kein Kind! Das hieße ein halbes Jahr lang das Haus hüten und eine verdorbene Taille obendrein.

Da sie in den beschränkten Räumen des Mietshauses keine größeren Gesellschaften geben konnte, behalf sie sich mit kleinen, aber desto auserleseneren. Sie hatte schnell einen Kreis um sich versammelt, ihre Freundinnen von früher, die jetzt ebenfalls verheiratet waren, dazu junge Künstler, Offiziere und Herren von der Regierung.

Annas erster Besuch hatte der Bierkönigin gegolten. Frau Oswald empfing das Ehepaar anfangs sehr von oben herab und musterte den Ingenieur mit impertinenten Blicken. Aber Anna, die über ihren Mann keinen Spaß verstand, brachte sofort das Gespräch auf die dicken Leute, auf Marienbader Kuren, Schlaganfälle und so weiter, indem sie dabei mit dem Bierbrauer liebäugelte, der vor Fett fortwährend stöhnte. Daraufhin wurde Frau Oswald bald geschmeidig. Im Lauf der Unterhaltung sprach Anna auch von dem neuen Haus, dessen Bau schon in Angriff genommen worden war.

„Ein bißchen wird das Ihre ja unter der Nachbarschaft leiden. Aber ich hoffe, es wird sich noch immer recht niedlich machen."

Die Bierkönigin hatte nach diesem Besuch für den Rest des Tages Migräne. Sie schwankte, ob sie Frau Horstmanns Besuch ignorieren und offenen Krieg führen, oder ob sie ihre beste Freundin werden sollte. Sie entschloß sich zu letzterem. Und bald begann zwischen den beiden Damen ein reger Verkehr.

Es dauerte nicht lange, so hatte Anna Courmacher gefunden. Unter ihnen befand sich natürlich auch Bert. Aber lange Zeit schien es ihm, als hätte er sein altes

Prestige verloren, als hätte sie mit ihrem Mädchennamen auch ihre Mädchenfreundschaft zu ihm preisgegeben. In der ersten Zeit war sie auffallend kühl gegen ihn, behandelte ihn von oben herab, schnitt jedes ernste Wort mit einem geringschätzigen Lächeln ab. Wenn er mit ihr allein war und anfing, sie in seiner harmlos frechen Weise zu duzen, unterbrach sie ihn: „Laß! Das paßt mir nicht.“ Er fing an sich zu ärgern, grämte sich sogar, wenn er nachmittags in seinem Atelier rauchend auf dem Bärenfell lag. Manchmal kam ihm der Gedanke: Wenn er's nun doch riskiert hätte, sich mit ihr zusammen durchs Leben zu schlagen. Schließlich traute er sich ebensoviel Talent zu wie seinen guten Freunden, die mit ihrem Pinsel sich eine ganz hübsche Jahresrente verdienten. Dazu kamen seine gesellschaftlichen Beziehungen. Sein Name — Sohn des berühmten Malers. Von dem hätte sich schon mancher Industrielle aus dem Wupperthal gern in Öl setzen lassen. Und die Hauptsache: seine Frau! Einen besseren Manager hätte er sich nicht wünschen können. Sie hätte unermüdlich Reklame für ihn gemacht. Und schließlich, selbst wenn's mit dem Geld manchmal knapp gegangen wäre, hätten sie ein ganz lustiges Leben geführt, wacker Schulden gemacht, und wären ein vergnügtes, verliebtes Künstlerpaar geworden.

Aber so . . . Schulden machte er auch jetzt, nur brauchte er nicht zu arbeiten, konnte statt dessen seinem Vergnügen nachgehen. Aber manchmal hatte er diesen ganz philiströsen Wunsch, ein anständiger Kerl zu werden und etwas zu leisten.

Lange hielten diese Gedanken freilich nicht vor, sein moralisches Feuer erlosch so schnell, wie das Feuer seiner Cigarette, und verächtlich, wie den übelriechenden Stummel, warf er die abgeschmackten Grundsätze beiseite. Arbeiten, was leisten, sich abschinden, knapp leben, ein anständiger Familienvater werden — mochte danach streben, wem's Spaß machte. Er war nicht dumm genug dazu.

Um Anna merken zu lassen, daß ihr Benehmen ihn ärgerte, mied er sie eine Zeit lang gänzlich und besuchte dafür desto öfter Frau Oswald. Dies wirkte. Frau Horstmann schickte ihm ein Billet und lud ihn ein. Als er kam, war sie sehr liebenswürdig zu ihm. Nach kürzerer Zeit wurden die gelockerten Beziehungen wieder hergestellt. Er wurde ihr bevorzugter Freund. Selbst auf den Duzton ging sie ein. Alles schien wie früher, wie zu der Zeit, als sie noch junges Mädchen gewesen. Und doch wurde er das Gefühl nicht los, daß ihr Verhältnis gänzlich anders geworden war. Daß Horstmann zwischen ihnen stand, wollte er nicht glauben, es schien ihm eher der Umstand, daß sie jetzt eine reiche Frau war, im Besitz allen Luxus, und daß sie ihn empfing als den guten Freund von früher, der eben ein armer Teufel geblieben war. Aber eines Tages zeigte es sich, daß sie mehr an ihrem Mann hing — oder wenigstens so that — als er geglaubt hatte. Er war ein wenig zu dreist gewesen und hatte über Horstmann ironische Bemerkungen gewagt. Anna machte plötzlich zornige Augen:

„Was fällt dir ein? Du vergißt wohl, daß Gustav mein Mann ist?“

„Na, ja . . .“ meinte er lächelnd. „Das weiß ich leider nur zu gut. Ich habe dir doch selbst dazu verholfen.“

Sie legte die Stickerei aus der Hand, und ihn mit einem Blick messend, der bewies, daß sie sich ihm überlegen fühlte, sagte sie:

„Lieber Bert, daran wollen wir uns doch lieber nicht erinnern. Es ist mir ja zum Glück ausgeschlagen, daß ich Horstmann nahm. Ich fühle mich vollkommen wohl mit ihm und wünsche mir nichts Besseres.“

„Das habe ich dir ja prophezeit,“ warf er ein.

„Du hattest ganz andere Hoffnungen, mein Lieber. Du dachtest, ich würde deine Geliebte werden . . . . Mich zur Frau zu nehmen, dazu fehlte dir ja die Courage.“

Bert schwieg einen Augenblick. Aus der Bitterkeit ihrer Worte glaubte er ihren Groll gegen ihn zu hören. Und da sie ihm noch grollte, so mußte sie ihn auch noch lieben.

„Willst du mir glauben, Anna . . .“ sagte er demütig.

„Was?“

„Daß ich das oft bitter bereut habe, diesen Mangel an Mut . . . oder an Leichtsinn.“

Ihr Gesicht wurde glatt, und ihr kühles, überlegenes Lächeln schien ihm zu sagen, daß alle Gefühle für ihn erstorben seien.

„Wenn du mir nichts vorschwindelst . . .“

Er fuhr heftig auf, und sie sagte einlenkend:

„Nun ja, ich glaube dir, daß du es manchmal bereut hast — in Stunden, wo du über dich selbst im Unklaren warst. Aber damals, als du so selbstlos für einen anderen

freitest, da hast du deine wahre Natur erkannt. Du warst zu schwach und zu bange. Wer wollte dir daraus einen Vorwurf machen?! Du bist ein reizender Mensch, Bert. Ich freue mich immer, dich zu sehen. Wir wollen brillante Freunde werden. Aber halte dich nur nicht großer Gefühle für fähig und sprich mir nicht von Liebe. Das klingt komisch bei dir. Ich will dir was anvertrauen, erzähl' es aber nicht deinen Freunden, die würden mich auslachen: ich liebe meinen Mann."

Bert sah sie ungläubig an und lächelte, als wenn er sagen wollte: wozu denn diese Komödie! Aber sie fuhr eifrig fort:

„Wahrhaftig! Ich liebe ihn. Ich selbst wundere mich am meisten darüber. Er ist ein Barbar, sechsundzwanzig Jahre älter als ich, ist häßlich, hat Hände wie ein Fuhrmann und nicht die geringsten Manieren. Das alles sehe ich. Trotzdem liebe ich ihn. Warum? Das weiß ich nicht. Wir Frauen sind eben verrückt. Vielleicht deshalb, weil er ein ganzer Kerl ist. Nicht solch ein Schlappier wie du."

Bert verneigte sich.

„Danke sehr! Wenigstens bist du offen."

Sie zuckte die Achseln. Eine Weile schwiegen beide. Aus Berts Gesicht war das ironische Lächeln verschwunden, er konnte die erlittene Kränkung nicht verbergen. Anna sah ihn verlegen an, es schien ihr, als hätte sie zu viel gesagt.

„Du bist doch nicht böse?"

„Warum? Ich weiß selbst, daß ich keinen Stiernacken habe

wie dein Mann. Er und ich, wir sind verschiedene Rassen ... Übrigens irrst du dich doch vielleicht ein bißchen über deine Gefühle. Soll ich dir sagen, warum du ihn liebst?"

„Nun?"

„Weil er dir alles giebt, was du verlangst. Und dann ..."

„Und dann?"

„Weil er meistens fort ist und dich nicht stört. Wärst du gezwungen täglich an seiner Seite zu leben, dann würdest du merken, daß zwischen euch eine Welt liegt. Ihr habt nicht das mindeste gemein mit einander, er versteht deine Gedanken nicht, du nicht seine. Eines Tages wirst du schon dahinter kommen, wie fremd ihr euch seid. Und wenn du so edle Regungen für ihn hast — ich glaube nicht recht dran. Ich glaube eher, daß du überhaupt nicht weißt, was eigentlich Liebe ist."

„Oho! Horstmann und ich haben mehr Interessen gemeinsam als du denkst. Und eines Tages wirst du und werdet ihr feinen Jungen alle schon dahinter kommen, was in ihm steckt."

„Nie! Nie! Dein Mann kann zehn Jahre hier leben und in der Gesellschaft verkehren — er wird immer so fremd hier bleiben, wie er war. Er ist von anderer Rasse, aus einer anderen Welt. Die Leute werden sich nie an ihn gewöhnen."

„Das werden wir schon sehen!" sagte Anna trotzig.

Sie brachen das Gespräch ab und kamen auch später nicht wieder darauf zurück. In der Folgezeit war Anna besonders aufmerksam gegen ihren Mann. Wenn sie Bekannte bei sich hatte, und er war zu Haus, so suchte

sie ihn mit feinem Takt in den Mittelpunkt zu stellen. Sie stimmte seinen Ansichten zu, auch wenn sie sie nicht teilte, und seine oft so schroffen Äußerungen versuchte sie zu mildern, daß schließlich ganz annehmbare Gemeinplätze daraus wurden. Auch veranlaßte sie ihre Freunde öfter, mit ihr nach Luringen zu fahren, um sich von den Fortschritten der Brücke zu überzeugen. Es war seltsam genug, diese eleganten Leute in dem wilden Bergthal zwischen den Arbeitern herumlaufen und über schwindelige Gerüste und senkrechte Leitern klettern zu sehen.

VI.

Eh im Luringer Grund die große Eisenbahnbrücke gebaut wurde, war es dort still, menschenleer und tot gewesen wie im vergessensten Erdenwinkel. Zu beiden Seiten der Wupper steigen jählings laubbewachsene Berge über dreihundert Fuß empor, stundenlang wälzt der Fluß seine hellen Fluten durch tiefe Waldeinsamkeit, bis die Industrieanlagen beginnen, die mit ihren Abflußrohren das Wasser verunreinigen, daß es schließlich schwarz und schlammig wird, wie halb eingetrocknete Tinte. Nur eine Wassermühle hatte im Grund das melancholische Klappern ihrer Räder ertönen lassen. Aber seit Jahren stand die Mühle still, und auf den halbverfaulten Speichen wuchs grünes Moos.

Als Junge war Horstmann an manchem Sonntagmorgen auf steilen, verschlungenen Wegen den Bergrücken hinabgeklettert und hatte in der Wupper gefischt. Hier konnte er am besten seinen Gedanken nachhängen. In weiter Runde war nichts weiter zu hören, als das Rauschen des Wassers und der Bäume. Auch das Dorf Luringen selbst lag ganz verlassen auf der weiten Hochebene. Doch vom Kirchturm aus, der die Baumgipfel überragte, sah man ringsum am Horizont auf beiden Seiten des Flusses ferne Dörfer, Städte, Kirchtürme und einen ganzen Wald von Fabrikschloten, die dunkelrote Feuergarben ausspieen oder ihren Qualm gleich langen, feierlichen Trauerfahnen hinaussandten.

Zwei Städte, schon im Mittelalter durch ihre Stahlindustrie berühmt, die in den letzten Jahrzehnten einen kolossalen Aufschwung genommen hatte, lagen einander hüben und drüben vom Fluß gegenüber. Der Luftlinie nach betrug die Entfernung nur wenige Meilen, doch wegen des tiefen Thaleinschnittes der Wupper war die Kommunikation zwischen beiden unmöglich. Überhaupt lagen die Verkehrsverhältnisse ungünstig, und nur auf großen Umwegen konnten sie ihre Waren zu den Stapelplätzen bringen. Um diesen Übelstand abzuhelfen, sollte eine neue Bahnlinie gebaut werden, die die Wupper überquerte. Jahrelang war das Projekt für notwendig befunden worden, immer von neuem wurde es erwogen, immer von neuem verworfen — wegen der Schwierigkeit des Thalübergangs. Da reichte Horstmann seinen Plan ein. Mit einem einzigen Bogen, der sich aus dem Thalgrund bis zur Höhe der

Bergrücken erhob, wollte er die Wupper überspannen. Dieser Bogen mußte an Höhe und Spannweite alles übertreffen, was man bis jetzt in Stein oder Eisen zu bauen gewagt hatte. Was aber das Kühnste war: er wollte diesen Bogen ohne jedes Gerüst frei aus sich selbst herauswachsen lassen. Von beiden Ufern aus sollten auf steinernen Unterbauten, die zwanzig Meter tief in die Erde hinabreichten, um das kolossale Gewicht des Eisens tragen zu können, mit dem Errichten der Hörner begonnen werden. Von starken, in der Erde verankerten Drahtseilen gehalten, strebten sie einander zu, bis sie sich trafen und so den Bogen bildeten, der sich durch sein eigenes Gewicht hielt. Sechs Pfeiler, drei auf jeder Seite, erhoben sich an den steilen Uferwänden und halfen die Brücke tragen. In zwei Jahren wollte Horstmann dies Werk ausführen, das vollendet, die kühnste und höchste Bogenbrücke der Welt sein würde.

Bei den Behörden fand der Plan zuerst wenig Beifall. Es erschien als der Plan eines geistreichen Phantasten, einen Bogen von solchen Dimensionen frei montieren zu wollen. Dazu kam der Name des Ingenieurs. Er galt als ein kühner, genialer Unternehmer, der manches Wagnis zu Stande gebracht hatte, vor dem andere zurückgewichen waren, aber ganz rein und makellos war sein Renommee ebenso wenig, wie das der zweifelhaften Spekulationsgesellschaften, in deren Dienst er bisher gewesen. Schließlich war es wieder die Verlegenheit, die Einsicht, daß jeder andere Plan einen unmöglichen Kostenaufwand beanspruchte, weswegen man auf seinen Vorschlag einging und ihm sowohl den Bau der Brücke wie der Bahnstrecke übertrug.

Mit einmal wurde es in dem stillen Gebirgsthal jetzt lebendig. Auf der Hochebene nah bei Luringen erhoben sich Schmiede-, Schlosser-, Zimmermannswerkstätten, eine Maschinenstation, ein Mörtelwerk, Wohnstätten für Beamte und Arbeiter — eine ganze Stadt wuchs hervor. Eine Drahtseilbahn zum Heranschaffen der Baumaterialien führte ins Thal hinab und auf einer Notbrücke über den Fluß. Tief in der Erde, unter der Stromsohle, im Innern der Felsen, hoch oben auf den grünen Höhen waren Hunderte von Menschen am Werk. Vom ersten Morgengrauen bis zum abendlichen Dunkel klang das dumpfe Dröhnen der Dampframmen, krachend fielen in dichten Reihen die Bäume zu Thal, und weit hin bis zu den am Horizont kaum noch sichtbaren Dörfern klang das Bersten der mit Dynamit auseinandergesprengten Felsen, sodaß die Bauern zusammenliefen, in der Furcht, es gäbe ein Erdbeben.

Seitdem die Arbeit einmal begonnen hatte, war für Horstmann das Erlebnis seiner Ehe in den Hintergrund gerückt. Er war wieder ganz der Alte. Seine Unterbeamten, die geglaubt hatten, sie würden diesmal selbstständiger handeln können, waren bitter enttäuscht: nicht nur, daß er die Oberleitung über das Ganze führte, sondern er mischte sich auch in alle Details. Seine Kräfte schienen sich verdoppelt zu haben, er war der fleißigste von all seinen Arbeitern, ein Maurer mit den Maurern, ein Schmied mit den Schmieden, ein Zimmermann mit den Zimmerleuten. Und er, der früher die Arbeiter wie einen Haufen rebellischer Sklaven behandelt hatte, verkehrte jetzt beinah freundschaftlich mit ihnen, wie mit Gesinnungs-

genossen, die von derselben Idee begeistert sind. Seine stete Mahnung war, alles nur aufs beste zu machen, nirgendwo zu sparen. Er wollte nichts verdienen bei diesem Werk, es kam ihm selbst nicht darauf an zuzusetzen, wenn nur jeder Stein wie für die Ewigkeit auf den andern paßte, und alles wie aus einem Guß geformt war, daß sich nach der Vollendung nicht ein Millimeter Montagefehler zeigte. Und mit diesem Hauch der Begeisterung, der ihn selbst beseelte, wußte er auch alle seine Leute zu entflammen. Der kleinste Schlosserjunge, der hoch in der Luft hängend, seine Schrauben eindrehte, hatte das Gefühl, daß er bei einem großen Werk beteiligt sei.

Nachts schlief Horstmann in der Mühle, unter deren verfallenem Dach er sich ein paar Räume wohnlich hatte herrichten lassen. Eine Wirtschafterin sorgte für seine Bedürfnisse. Wenn nach Feierabend die Arbeiter das steile Ufer zu ihren Hütten hinaufgeklommen waren, wurde es wieder ganz still in dem tiefen Thalgrund. Nur das eintönige Rauschen des Flusses klang durch die Nacht. Eh sich der Ingenieur zur Ruhe legte, setzte er sich in einen alten zerrissenen Lehnstuhl ans Fenster und ließ die Gedanken, die im Lärm und Drang der Arbeit geschwiegen hatten, durch seinen Kopf gehen. Oft überkam ihn dann das Gefühl des Glücks so stark, das es ihm fast die Brust auseinandersprengte.

Oben auf der Höhe lag das ärmliche Dorf, wo er geboren war. Manchmal glaubte er den Schein des Schmiedefeuers leuchten zu sehn durch die Nebel der Nacht. Ein Fremder hämmerte auf dem Amboß, vor dem er so

oft gestanden hatte. Aber im Dorf hatten ihn einige wiedererkannt, Leute, die damals Burschen wie er gewesen, und die nun arme gebeugte Bauern geworden waren. Ihre Söhne hatte er bei seinem Werk angestellt, sie dankten es ihm wie eine Gnade, daß sie für ihn Erde karren konnten und ein paar Groschen verdienten. Er dachte zurück an die alten Zeiten, an die Abende, wo er bei seiner Mutter gesessen und durch die blinden, kleinen Fensterscheiben hinausgestarrt hatte, vor Sehnsucht nach der unbekannten weiten Ferne sich verzehrend. Und dann die folgenden zwanzig Jahre, die ihm in die Stirn die tiefen Runzeln gegraben und seinen Nacken gebeugt hatten. Aber er hatte sich doch emporgerungen! Und jetzt, wo er wieder zurückgekehrt war in die Heimat, stand er da als ein Herr über Hunderte von Leuten, geachtet, geehrt und bald berühmt als der Erbauer eines Werkes, das den nichtsbedeutenden Namen Luringen bekannt machen sollte bis in die fernsten Weiten, bis in die fernsten Zeiten.

Aus dem Schatten der Nacht sah er die Brücke emporsteigen. Wenn der Himmel von Wolken verdunkelt war, konnte er die Hörner des Mittelbogens nur undeutlich sich wölben sehen, schwärzer als das Wasser, in drohender Neigung einander zugekehrt, so glichen sie den phantastischen Armen eines Riesen, der selbst im Flußbett verborgen lag. Wenn aber der Mond sein Licht spielen ließ, waren die eisernen Schienen und Stäbe völlig aufgelöst in ein silbernes, durchsichtiges Gewebe, blinkten und glitzerten wie das Netz einer Spinne in der Sonne; nur unten auf dem schimmernden Flußspiegel zeichneten sich

schwarze durchbrochene Muster ab. Der Wind, der die Baumwipfel durchschauerte, bewegte auch diese schweren Massen, die sich hin und her neigten an den stählernen Seilen, daß das Eisen zu tönen anfing und sein helles metallisches Klingen in das dumpfe Gemurmel der Wellen mischte.

Zum ersten Mal in seinem Leben hatte Horstmann das Gefühl etwas Vollkommenes zu schaffen. Ein frommer Baumeister des Mittelalters hätte das Wachsen seines Domes nicht mit heiligerer Andacht überwachen können, als er das Wachsen dieser Eisenkonstruktionen überwachte.

Es war ihm, als ob er einen Sühnetempel schüfe, der ihn von allem, was er früher gefehlt hatte, reinigen sollte. Mochte da in der Ferne vieles auf Sand und Sumpf gebaut, mochte vieles morsch und hohl sein, dies Bauwerk würde bleiben und für ihn zeugen, ein Denkmal aus Stein und Eisen, das so leicht nicht zerbrach . . .

An der einen Wand des niedrigen Zimmers hing in schwerem Goldrahmen Annas Portrait. Niemals legte Horstmann sich zur Ruhe, ohne es vorher anzuschauen. Er stand davor mit dem gläubigen, inbrünstigen Blick eines Bauern, der zu seiner Heiligen betet.

So wie diese gemalte elegante Frauengestalt mit den rosigen Schultern, mit dem Perlenkollier um den Hals, mit dem leichtsinnigen Lächeln einer Weltdame, in einem merkwürdigen Gegensatz zu dem elenden Raume stand, in dem sie hing, den gekalkten Wänden, den braunen Jutegardinen, dem Tisch von Fichtenholz: in ebensolchem Gegen-

satz stand Anna zu dem Mann, dem sie angehörte. Aber er merkte nichts von diesem Gegensatz und ahnte nicht, wie fremd sie ihm im Grunde war.

Die ganze Woche über freute er sich auf die Sonnabende, wo er nach Hause reiste. War das Wetter gut, so holte Anna ihn von der Bahn ab. Sonst erwartete sie ihn im Salon. Ihm zu Liebe hatte sie auf den Locken ein Spitzenhäubchen, das ihr etwas Hausmütterliches verlieh. Wenn er kam, überraschte sie ihn immer mit neuen Zärtlichkeiten. Einmal als er zur Thüre eintrat, fand er sie in ein Buch vertieft, das von technischen Erfindungen handelte. Sie war so hingenommen, daß sie sein Schellen ganz überhörte, erst als er sie beim Namen nannte, sprang sie auf. Ein anderes Mal hatte sie sich versteckt, und als sie ihn mit schmerzlich enttäuschtem Gesicht das scheinbar leere Zimmer durchmustern sah, tauchte sie mit dem reizendsten Lächeln hinter dem Ofenschirm hervor.

Die Sonnabende hielt sie immer frei. Jeder Besuch wurde gnadenlos abgewiesen. Nur Frau Regierungsrat nahm am Abendessen teil. Nachher verbrachte dann das Ehepaar eine charmante Plauderstunde. Anna erzählte, wie sie die Woche verbracht hatte, berichtete von ihren Freundinnen und Freunden, denen sie stets etwas Boshaftes und Komisches anzuhängen wußte, so daß Horstmann wirklich glaubte, sie hielte alle diese Leute für eine etwas untergeordnete, nicht ernst zu nehmende Gesellschaft. Auch zählte sie auf, was sie alles mitgemacht hatte, und dann nahm sie immer eine etwas leidende Miene an. Gott, waren sie im Grunde langweilig, all diese Bälle, Diners

und Soupers! Aber was ließ sich thun? Das Leben stellte diese Ansprüche an eine Frau, die sich zur Gesellschaft rechnet. Wenn sie ihm dann eine Weile etwas vorgeschwatzt hatte, nicht das, was wirklich passiert war, sondern das, wovon sie glaubte, es würde ihm gefallen: fragte sie ihn aus. Und sie wußte ihm durch geschickte Fragen die Worte so zu entlocken, daß er förmlich redselig wurde.

Was machte die Brücke? War er mit den Fortschritten zufrieden? Wieviel Meter fehlten noch an dem Hauptbogen? Wie gings dem Arbeiter, der vorige Woche das Bein gebrochen hatte? Sie hatte ihm nach Elberfeld ins Krankenhaus einige Flaschen Wein geschickt. Das war ihm doch recht?

Hatte er denn heute die Zeichnungen mitgebracht, aus denen er ihr noch verschiedene Details erklären wollte? Wenn er sie vergessen hatte, fing sie an zu schmollen, im Innern aber dachte sie: Gott sei Dank! Dann kann man dieses langweilige Thema abkürzen ... Hatte er aber wirlich etwas zu erklären, so hörte sie mit gespannter Aufmerksamkeit zu und wußte ihre Verständnislosigkeit so gut zu verbergen, daß er strahlend vor Glück behauptete, er könne sie nächstens als Hülfsingenieur engagieren.

Sonntag abends kamen meist Gäste, dann trat Horstmann unwillkürlich in den Hintergrund. Ohne Neid sah er zu, wie Anna sich mit ihren Bekannten über Dinge unterhielt, die er nicht verstand, die ihn nicht interessierten. Manchmal mußte er auch seiner Frau zu Liebe eine größere Gesellschaft mitmachen oder selbst eine geben. Aber er war ein gefürchteter Tischnachbar. Einsilbig saß er an

der geschmückten Tafel, und weder das Lachen um ihn herum, noch der Glanz der Lichter, noch der Wein konnte den verdrossenen Trotz aus seinen Zügen entfernen. Ohne daß er es wollte, machte er den Eindruck, als wenn er die ganze Gesellschaft verachtete und haßte. Die Leute vergalten ihm diese Unhöflichkeit, indem sie ihn für einen unangenehmen Menschen erklärten. Einen einzigen Gegenstand gab es, der ihn zum Reden brachte, und das war seine Brücke. Wenn er davon anfing, hörte er sobald nicht wieder auf.

Oft genug keilte er seinen Zuhörer in eine Ecke fest und redete ihm stundenlang die Ohren voll. Aber auch hierin war er nicht geschickt. In dieser naiven Bewunderung der eigenen Schöpfung lobte er sich selbst über die Maßen. Er erzählte, daß die beiden höchsten Segelschiffe der Welt im vollen Schmuck der Segel unter dem Hauptbogen würden durchfahren können. Was waren dagegen die Triumphbogen des Constantin auf dem römischen Forum, an denen tausende von Menschen Jahrzehnte lang gearbeitet hatten! Er mit seinen dreihundert Abeitern, mit seinen erbärmlichen vier Millionen würde einen höheren Bogen schaffen von derselben Dauerhaftigkeit! Und mit diesen Renommistereien verband er Schmähungen gegen die staatlichen Baumeister und Ingenieure, die für ihn ein Haufe eingebildeter, nichtskönnender Pedanten waren . . . Durch seine Reden machte er sich ebenso unbeliebt wie durch sein Schweigen. Aber er merkte nichts davon. Mit dem Morgengrauen fuhr er nach Luringen zurück und hatte über der Arbeit bald die ganze Gesellschaft vergessen.

Es gab nur wenige ganz leichte Schatten in dem hellen Bild seiner Ehe, die ihren Glanz aber nicht zu trüben vermochten. Horstmann stand nicht gut mit seinem Schwager. Dehwitz, der öfters in Geldnot saß, hatte sich herabgelassen, von ihm größere Summen zu borgen. Von Zeit zu Zeit mahnte der Ingenieur ihn. Dehwitz nahm dann immer den Mund sehr voll: in nächster Zeit würde er für sein Geschäft größere Abschlüsse machen, dann würde alles bis auf Heller und Pfennig beglichen. Übrigens seien solche Darlehen zwischen Verwandten doch etwas anderes als Schuster- und Schneiderschulden, deren Rückzahlung drängte. Horstmann ärgerte sich über diesen aufgeblasen schäbigen Ton. Aber auf Annas Wunsch ließ er die Sache ruhen. Um seinem Schwager behülflich zu sein, machte er ihm sogar den Vorschlag, ihn bei seinem Werk anzustellen. Aber der Hauptmann wies dies Anerbieten stolz zurück. Ein Untergebener seines Schwagers zu werden, das hätte ihm gerade gefehlt.

Auch Frau Regierungsrat wurde Horstmann auf die Dauer unsympathisch.

Über ihre Schulden hatte er freilich noch nichts erfahren, da Anna von ihrem Budget einen Teil an Schöbel zurückgezahlt hatte. Aber Frau Düsbach, die zuerst von ihrer Witwenpension gelebt hatte, war ihrer Spekulationswut wieder verfallen und saß in neuen Schulden. Schließlich wirtschaftete sie ganz auf Horstmanns Kosten. Er bezahlte die Miete, das Dienstmädchen, die Toiletten, einfach alles für sie. Als er Anna einmal fragte, was ihre Mutter denn eigentlich mit ihrer Pension mache, erwiderte

diese in ihrer nonchalanten Art: „Das bißchen Pension! Vielleicht kauft sie sich Zahnpulver dafür.“

Horstmann hatte sich vor seiner Verheiratung als obersten Grundsatz hingestellt, in Geldsachen nur nicht schäbig zu sein. Deshalb handelte er seinem Gefühl entgegen und bezahlte alle möglichen Dinge, ohne ihnen näher auf den Grund zu gehen. Aber trotz seiner Freigebigkeit erklärten seine Verwandten ihn für einen Knauser. Anna verteidigte ihren Mann. Aber auf die Dauer bewies sich das alte Band, das sie an ihre Familie knüpfte, stärker als das neue. Das lag an den Verhältnissen selbst. Ihre Schwester, ihre Mutter sah sie jeden Tag, ihren Mann aber nur einmal in der Woche.

Immerhin waren diese Dinge, wenn in ihnen auch der Keim zu zukünftigen Zerwürfnissen lag, allein nicht stark genug, um das Glück der Ehe zu trüben. Anderthalb Jahr war das Ehepaar verheiratet, ohne daß es einen ernstlichen Zwist gegeben hätte.

Da wurde im Herbst das neue Haus in der Hofgartenstraße bezogen. Für die damalige Zeit, wo Düsseldorf noch eine stille, bescheidene Malerstadt war, erschien das Haus außerordentlich prächtig. Mit seinen gelben Sandsteinquadern, dem hohen schmiedeeisernen Thor an der Seite lag es fast protzenhaft neben dem viel bescheideneren Hause des Bierbrauers Oswald.

Von nun ab führte Frau Horstmann ein Leben wirklich vornehmen Stils. Sie hielt sich Pferde und Wagen, Dienerschaft, einen Gärtner. Und da sie der Ansicht war, daß das neue Haus auch neue Verpflichtungen auferlege,

vergrößerte sie ihren Bekanntenkreis gleich um das doppelte. Überall warf sie Karten ab, ließ sich einladen, lud ein, als wenn sie die halbe Stadt durch ihre Räume schleppen wollte. In kurzer Zeit gehörte sie zu den gefeiertsten Frauen. Sie hatte einen ganzen Stab von Courmachern. Bei allen größeren Festen spielte sie die Hauptrolle. Die Künstler drängten sich in ihr Haus, und ihr Bild war schon von drei der besten Porträtisten bei Schulte ausgestellt worden. Die Offiziere schwärmten für sie, und wenn gegen Mittag die Soldaten mit klingendem Spiel von der Golzheimer Haide zurückkehrten, so war es Sitte, daß kurz vor ihrem Haus die Musik neu einsetzte, und alle, der Oberst, die Majore, die Leutnants, bis zu den blöden Bauernjungen von Rekruten machten „Augen rechts", wo hinter den grünen Blattpflanzen des Wintergartens die rötlichen Locken und das lächelnde Gesicht der schönen Frau sichtbar wurde.

In dieser Zeit überstrahlte ihr Ansehn entschieden das der Frau Oswald. Diese bewahrte zwar noch immer ihre straffe königliche Haltung und den unnachahmlich hochmütigen Ausdruck im Gesicht, aber „sie hatte entschieden verloren," wie die Leute sagten. Ganz plötzlich war diese Redensart aufgetaucht, und wie man sie jahrelang die schöne Frau von dreißig genannt hatte, nahm jetzt alle Welt einen gewissen mitleidigen Ton an, wenn das Gespräch auf sie kam. Dabei war seit dem Tage, wo ihre Nachbarin das neue Haus bezogen hatte, durchaus keine besondere Veränderung vorgegangen mit ihr, sie hatte nicht eine Runzel, nicht ein weißes Haar, nicht einen falschen

Zahn mehr bekommen. Und doch hieß es allgemein, sie sei passée. Man wandte sich von ihr ab, wie man sich von einer Mode abwendet, ganz plötzlich, indem der Geschmack aufs gerade Gegenteil verfällt und das, woran er so lange gewöhnt war, abscheulich findet. Was Frau Oswald litt, kann nur eine eitle Frau nachfühlen, aber sie ließ sich nichts merken . . . .

Die wirkliche Weltdame ist ein ebenso seltener Typus wie der wirklich religiöse Mensch oder der wirkliche Künstler. Repräsentieren ist ein Beruf, zu dem die Frau geboren sein muß, und den sie in mancher schlaflosen Nacht zu erlernen hat. Er erfordert die feinsten und seltensten Eigenschaften, wenn auch nicht gerade die tiefsten. Und in einer Stadt wie Düsseldorf, wo in den siebziger Jahren die Maler noch die erste Rolle spielten, mußte die Frau, welche tonangebend sein wollte, noch etwas ganz Besonderes haben, eine gewisse künstlerische Phantasie, eine feine Art, die steifen gesellschaftlichen Formen durch freien Übermut zu mildern.

Diese Eigenschaften waren Annas Kardinaltugenden. Sie besaß Kunstverständnis, liebte Bilder und schwatzte mit Geist darüber. Man atmete in ihrem Haus eine wirklich freie Luft, frei von Vorurteilen und jeglicher Banalität. Dazu besaß sie diese rheinische Liebenswürdigkeit, die jedem Menschen die Illusion gab, jahrelang mit ihr bekannt zu sein.

Aber tonangebend in der Gesellschaft zu sein, ist auch eine Leidenschaft, bei der der stärkste menschliche Trieb, die Eitelkeit, mitspielt, und die auf die Dauer die ganzen

Kräfte der Frau aufzehrt. So kam es, daß Anna nicht nur ihre ganze Zeit mit ihren Verpflichtungen gegen die Gesellschaft hinbrachte, sondern daß sie auch für nichts anderes mehr Gefühl und Interesse behielt.

Die Zuneigung zu ihrem Manne war so gut wie erloschen. Das erste Jahr hatte sie sich wirklich gegrämt, daß Horstmann den Leuten nicht gefiel. Es war ja nicht gerade nötig, daß er ein Löwe der Gesellschaft wurde, wenn er nur so eine angenehme Null geworden wäre, wie etwa Herr Oswald, über den man gelegentlich witzelte, den aber alle gut leiden konnten. Warum war Horstmann so unbeliebt? Als kluge Frau merkte sie bald den Unterschied. Der dicke Bierbrauer war eben eine Null und trat als solche auf, Horstmann aber war etwas und kehrte das heraus. In seiner schweigsamen Zurückhaltung lag ein Stolz, der die Leute verletzte.

Anna war sich wohl der Größe ihres Mannes bewußt. Aber ganz Frau der Gesellschaft, wie sie damals war, für die die Mode die Zauberformel ist, der sich alles unterwirft, stimmte sie in die Meinung der Gesellschaft ein und fand ihren Mann ebenso unverdaulich wie die andern.

Von dieser innerlichen Entfremdung bis zum offenen Bruch war freilich noch ein langer Weg. Aber es kam schon damals manches vor, was dem Ingenieur auffiel und ihn verstimmte. Ganz hingenommen von dem ewigen Trubel, vernachlässigte Frau Horstmann ihren Mann immer mehr. Sie war zerstreut und müde in seiner Gegenwart. Sie vergaß ihre kleinen Koketterieen und ließ ihn manchmal merken, daß er sie langweilte. Oder wenn sie liebens-

würdig war, so kam sie hinterher stets mit einer Bitte, meistens um Geld. Er merkte nicht die Absichtlichkeit in ihrem Benehmen, er fühlte nur ein gewisses Unbehagen, daß es anders war wie früher, einen dumpfen Schmerz, als wenn ihm seine Frau entfremdet würde.

Er schob alles auf das neue Haus. Dies Haus hatte ein Düsseldorfer Architekt gebaut, aber Bert hatte an den Plänen verschiedenes geändert. Auch an der inneren Einrichtung hatte er mitgewirkt, es stand nicht ein Stück Möbel anders, wie er es angeordnet hatte, nicht eine Tapete, nicht ein Bild, nicht eine Gardine war ausgesucht, die er nicht mit bestimmt hätte. Horstmann dagegen kam in dies Haus hinein, ohne den geringsten Anteil gehabt zu haben. Wenn er Anna seine Hilfe anbot, war ihre stete Antwort:

„Warum willst du dich damit quälen, ich besorge das schon. Bert hilft mir."

Eines Tages wurde in seiner Abwesenheit der Umzug bewerkstelligt, und statt nach der Sternstraße ging er nach der Hofgartenstraße. Aber das neue Haus blieb ihm so fremd, daß er sich oft verlief; und erst auf der Treppe des alten fiel ihm ein, daß er dort nicht mehr wohnte.

Er sehnte sich nach den früheren Räumen zurück. Jetzt, wo er sich den Palast gebaut hatte, der ihm so oft in der Phantasie vorgeschwebt hatte, gestand er sich manchmal seufzend, daß er für den Luxus nicht geschaffen sei. Von all den Leuten, die in diesem Hause aus und ein gingen, paßte er am allerwenigsten hinein.

Er selbst hatte das trostlose Gefühl, stillos zu wirken . . .

An der Einrichtung des Eßzimmers hatte er verschiedenes ändern wollen. Darüber kam es zu einem Streit. Anna ging nicht auf seine Wünsche ein, sondern behauptete, so wie es sei, sei es eben gut.

„Lieber Gustav, ich habe das mit Holleder so eingerichtet. Es muß so bleiben. Frag nur Holleder!"

Horstmann hegte seit einiger Zeit eine gewisse Abneigung gegen seinen früheren Freund, dessen Namen er in Annas Munde allzuoft hörte.

„Was geht mich Holleder an!" versetzte er gereizt. „Holleder wohnt nicht hier, sondern ich."

„Aber Holleder hat Geschmack . . ."

„Was? Willst du behaupten, ich hätte keinen?"

„Gott, das behaupte ich nicht. Aber Holleder ist eben ein Künstler, der sich auf diese Dinge versteht. Wenn wirs anders machen, blamieren wir uns einfach vor jedem Maler, der uns besucht."

„Zum Donnerwetter, so blamieren wir uns eben. Die Sachen werden so gestellt, wie ich will. Verstehst du! Und wenns den Malern nicht paßt, können sie ja wegbleiben."

Noch an demselben Abend ließ er von dem Diener und dem Kutscher die Sachen umstellen. Den ganzen Sonntag über sprach Anna mit ihrem Manne kein Wort. Als er wieder in Luringen war, bereute er seine Barschheit. Er sah das Ganze als eine Bagatelle an und wollte deshalb keinen Groll aufkommen lassen. Er schrieb an

seine Frau, sie sollte nicht mehr böse sein, seinetwegen könnte sie alles stellen, wie sie wollte. Er hatte die Hoffnung, sie würde zartfühlend sein und ihm seinen Wunsch gewähren, aber am nächsten Sonnabend fand er wirklich alles wieder umgestellt. Das verletzte ihn tief.

Im Laufe des Winters mehrten sich die Verstimmungen. Oft schrieb Anna ihm, sie sei am Sonnabend zu einer Gesellschaft geladen, die sie unmöglich absagen könne. Sie bat ihn zwar mitzukommen, doch war das nur eine Phrase. Sie wußte, daß er es doch nicht thun würde. Den ganzen Abend saß er dann einsam in den Prachträumen und dachte grollend, warum er eigentlich eine Frau habe, da er kaum mit ihr zusammenlebte. Am nächsten Tag wußte Anna dann freilich durch ihre Liebenswürdigkeit seinen Unmut zu verscheuchen. Aber ein dumpfer Rest blieb doch immer zurück.

Noch schlimmer war es, wenn bei ihm selbst eine Gesellschaft stattfand. Ein Grauen überkam ihn, sobald er auf seinem Weg vom Bahnhof in die Hofgartenstraße einbog und den hellen Lichterschein aus den Fenstern seines Hauses im dunkeln Wasser der Landskrone sich spiegeln sah. Er hatte das Gefühl, als erwarteten ihn irgend welche Gefahren.

Was mag mir heut Abend nur wieder passieren, worüber Anna sich ärgert? dachte er. Vielleicht werfe ich ein Glas um, oder sage etwas, was dem Oberbürgermeister nicht gefällt, oder verwechsele zwei dieser Hanswürste von Malern miteinander. Der Teufel soll die

ganze Bande holen! Sie essen sich bei mir voll und thun noch, als wenn das eine Gnade wäre.

Er hatte geglaubt, er würde sich nach und nach an den Ton der Leute gewöhnen, aber er merkte, daß er zu alt dazu war. Und mit der Zeit wurden die Gesellschaften ihm immer verhaßter. Früher hatte er doch immer, wenn er unglücklich dasaß, einen Blick des Einverständnisses mit Anna ausgetauscht. Über die Köpfe der Leute rief sie ihm mit ihren lächelnden Augen zu: Du langweilst dich wohl, du armer Kerl! Er rief zurück: Es ist nicht so schlimm . . . Und dann wars wirklich nicht so schlimm. In dem Gedanken an sie lachte er über seinen Unmut und fand die Leute erträglich.

Aber das war seit einiger Zeit anders. Bei Tisch bemerkte er oft, wenn er sprach, daß der Blick seiner Frau beobachtend, kalt und feindselig auf ihn gerichtet war. Ja, es kam sogar vor, daß sie ihm in die Rede fiel und ihm das Wort abschnitt. Ihm stieg dann der Gedanke auf: Was fällt ihr nur ein? Sie ist nicht so, wie eine Frau sein sollte! . . . Doch die Vermutung, daß sie sich seiner schämte, wies er noch unwillig zurück. Sie erschien ihm zu ungeheuerlich. Aber zu gleicher Zeit merkte er, daß, je frostiger sie sich gegen ihn verhielt, sie desto freundlicher gegen andere wurde. Sie hatte eine Art sich mit den jungen Herren zu unterhalten, daß ihm das Blut ins Gesicht schoß. Er wußte, daß seine Frau kokett war, es hatte ihm sogar gefallen. Aber während er früher glaubte, das sei nur leeres Spiel, bei dem die Männer die genarrten waren, überkam ihn jetzt oft die Angst, einer

dieser Gelbschnäbel könne sich etwas erlauben, was seine Ehre angriff. Für Augenblicke fühlte er die ohnmächtige Eifersucht des alten Mannes, zugleich mit der rasenden Wut des Bauern, der am liebsten sofort zum Messer greift.

Doch er hatte keinen Grund zur Eifersucht. In dieser Zeit, wo Anna ganz in ihren gesellschaftlichen Intriguen, in dem Kampf um den ersten Platz aufging, waren alle anderen Gefühle außer der Eitelkeit in ihr erloschen. In dieser Hetzjagd von Vergnügungen, in diesem ermüdenden Taumel von unruhigen Tagen zu geräuschvollen Nächten lag ihre Sinnlichkeit wie betäubt. Schon aus Berechnung, um es mit den andern nicht zu verderben, ließ sie sich mit keinem näher ein.

Ihr bester Freund blieb noch immer Bert. Mit der Zeit war ihr Groll gegen ihn erloschen — freilich auch ihre Leidenschaft für ihn. Dafür aber wurde er ihr unzertrennlicher Begleiter, der Mitwisser ihrer Geheimnisse, der Berater in allen möglichen Dingen. Seine weibische Geschmeidigkeit machte ihn wie geschaffen für diese Rolle, und er übte, wenn auch in anderer Weise, eine eben so starke suggestive Macht auf Anna aus wie früher.

Horstmann fand seinen jungen Freund auf die Dauer unbequem, lästig, gefährlich. Er sah ihn allzu oft mit Anna zusammen, er hörte seinen Namen allzu oft aus ihrem Mund.

Eines Tages im März besuchte Frau Horstmann ihren Mann nach langer Zeit wieder einmal in Luringen, um sich die Brücke anzusehen, die jetzt beinahe fertig war. Bert begleitete sie. Es war eine halsbrecherische Kletterei auf

der lückenhaften Fahrbahn; alle Augenblicke mußte man einen kleinen Sprung machen und sah dann unter sich in schwindelerregender Tiefe das Wasser der Wupper. Während Horstmann von einem Arbeiter abberufen wurde, klammerte Anna sich ängstlich an ihren Freund. Als der Ingenieur zurückkam, hörte er, wie sie den Maler duzte.

Im ersten Augenblick ließ er sich nichts merken. Aber nachdem sie in das Wirtshaus eingekehrt waren, wo Anna sich ihr zerrissenes Kleid nähen lassen wollte, stellte er sie ernst zur Rede. Sie waren allein im Wohnzimmer des Wirts. Anna meinte mit dem harmlosesten Gesicht:

„Was ist denn dabei? Holleder ist doch mein ältester Freund. Da entschlüpft einem manchmal das „du". Bist du etwa eifersüchtig?"

„Eifersüchtig nicht. Ich finde es nur unpassend."

Aber sie lachte ihm ins Gesicht:

„Ihr Männer seid wirklich galant. Erst läßt du mich da in Lebensgefahr stehn und läufst wegen irgend einer Bagatelle davon, und dann machst du mir noch Vorwürfe. Du solltest mir lieber Nadel und Zwirn besorgen. Mit diesem Riß werde ich ja zum Gespött der Leute."

Während Anna ihr Kleid stopfte, saßen die beiden Herren in der Gaststube und rauchten schweigsam ihre Cigarren. Plötzlich sagte Horstmann:

„Ich möchte Sie doch bitten, Herr Holleder, meine Frau nicht wieder zu duzen."

„Was? Ich Ihre Frau Gemahlin duzen? Das ist mir ja nicht im Traum eingefallen."

„Nicht?"

„Ne! Wie sollte ich dazu kommen? Sie müssen sich wohl verhört haben."

Einen Augenblick fühlte Horstmann das Verlangen, seinem jungen Freund zu zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen habe. Aber sich bezwingend, bemerkte er ganz ruhig:

„Anna sagte mir, in der Erinnerung an die Jugendbekanntschaft versprächen Sie sich manchmal. Das kann ja passieren. Ich finde im Grunde auch nichts dabei. Aber weil andere Leute es mißdeuten könnten, möchte ich Sie bitten, in Zukunft etwas vorsichtiger zu sein."

Bert hatte seine erste Verwirrung unterdrückt und machte einige gleichgültige Bemerkungen. Gleich darauf trat Anna wieder ein. Sie las auf den Mienen der beiden, daß es eine Auseinandersetzung gegeben hatte, und machte sich nun über die ganze Sache lustig. Damit schien der Vorfall beigelegt.

Aber in Horstmann blieb eine unangenehme Erinnerung zurück. Seine frühere Vertrauensseligkeit war zerstört, er dachte an Holleder von nun ab wie an einen Feind, vor dem man sich hüten müßte.

Wenige Wochen später trat ein anderes Ereignis ein, und diesmal brach an dem Ehehimmel wirklich ein schweres Gewitter los. Es war gerade der Jahrestag ihrer Hochzeit. Horstmann befand sich im Bratenrock, er saß im Gartenzimmer und wartete auf seine Frau. Sie wollten den jour fixe der Frau Oberbürgermeister besuchen. Er wäre an diesem Tage lieber zu Haus geblieben, doch Anna hatte ihn beredet, sie müßten wenigstens einige Stunden hingehen, sie könnten dann ja früh wieder aufbrechen.

Es war ein wunderschöner Aprilnachmittag. Die dunkelrote Sonnenscheibe schwamm in dunstigen Wolken. Durch die geöffneten Fenster drang mit der weichen, regenfeuchten Luft der Duft der Hyazinthen herein. In den schwarzen Zweigen eines alten Birnbaums saß eine Amsel versteckt und sang ihre schluchzenden Töne. Das Herz des Mannes hatte sich geweitet, Ärger, Sorge, Werkeltagsgedanken hatten sich gelöst. Er dachte — in der Erinnerung dieser Augenblicke noch bebend — an den Tag zurück, wo er sein Weib in den Armen gehalten hatte, und wo ihm nach einem Leben voll Plage und Mühsal das wilde, berauschende Liebesglück aufgegangen war.

Da brachte der Diener ihm einen Brief. Er sah die aufgedruckte Firma: Bankhaus J. Schöbel. Ohne weiter die Adresse zu betrachten, riß er das Couvert auf. Das Schreiben war an Frau Horstmann gerichtet. Der Bankier ersuchte um Begleichung der längst fälligen Schuld.

In dumpfer Verwunderung las Horstmann den Brief ein paar Mal. Was war das? Anna hatte im letzten halben Jahr enorme Summen verbraucht, wie war es möglich, daß sie Schulden hatte?

Er schickte den Diener hinauf mit der Meldung: seine Frau möchte ihn erwarten, er käme sogleich zurück. Dann begab er sich zu dem Bankier. Dieser wohnte nur einige Schritte entfernt, am Corneliusplatz. In einer Viertelstunde hatte Horstmann alles erfahren.

Es war ihm, als wenn plötzlich eine dicke Binde von seinen Augen gerissen wäre; er taumelte in diesem neuen Licht, wie ein Blinder, der zum erstenmal sieht.

Er hatte geglaubt, die Tochter einer angesehenen, in geordneten Verhältnissen lebenden Frau zu heiraten — und was war die Mutter? Eine vor dem Bankerott stehende Person, mit Schulden überhäuft. In diesem Augenblick kam ihm seine Ehe als eine ungeheure Lüge vor, auf Betrug und Schwindel gegründet.

Frau Horstmann war gerade beim Frisieren gewesen, als der Diener ihr die Meldung brachte. Erstaunt fragte sie, was passiert wäre? Der Diener wußte nur, daß ein Brief gekommen sei, vom Bankhaus Schöbel. Nichts Gutes ahnend warf Anna schnell ein Negligé über und eilte hinunter, um zu sehen, ob der Brief vielleicht noch da lag. Dann rief sie ihre Mutter. Die beiden Frauen beratschlagten aufgeregt mit einander, ohne zu einem Resultat zu kommen. Frau Regierungsrat befand sich in großer Angst; als sie den Ingenieur kommen hörte, zog sie sich schleunigst zurück.

Horstmann war äußerlich ganz ruhig, aber in seinem Innern kochte es desto wilder. Sobald er seine Frau erblickte, warf er ihr den Brief hin: „Erklär mir das!“

Mit einem Blick überflog Anna ihren Mann und sah, wie es in seinen geschwollenen Stirnadern hämmerte. Langsam schloß sie den Gürtel ihres blauseidenen, lose geöffneten Negligés, strich die herunterhängenden Spitzen glatt, nahm dann vor ihrem Schreibtisch Platz und begann den Brief zu lesen. Sorgfältig betrachtete sie jedes Wort. Sie wollte Zeit gewinnen, in der Hoffnung, er würde sich inzwischen beruhigen. Als sie gelesen, faltete sie das Papier zusammen.

„Es hat seine Richtigkeit . . . Schade,' daß es gerade heute herauskommt. Setz dich bitte und laß dir erklären . . . "

Aber er schlug mit seiner Faust auf den Schreibtisch, daß all die zierlichen Nippesfigürchen von dem Aufsatz herunter hüpften und zerbrachen.

„Zum Donnerwetter, unter was für Gauner bin ich geraten!"

„Gustav!" schrie sie, erschrocken in die Höhe springend.

„Gott verdamm mich, warum habt ihr mich so betrogen?"

„Um Himmelswillen sei still!" bat sie. „Denk doch an die Dienstboten!"

„Ich will wissen, warum ihr mich betrogen habt?" schrie er noch lauter.

Trotz ihrer Angst versuchte Anna sich gegen ihn aufzulehnen. Sie warf den Kopf auf und sagte bebend vor Wut:

„Des lumpigen Geldes wegen sich so zu benehmen — das kann nur ein Plebejer."

Da stürzte er mit dunkelrotem Kopf auf sie los, ergriff ihre Hand und preßte die Finger zusammen, daß ihr Gesicht sich vor Schmerz verzerrte.

„Ich ein Plebejer? . . . . Was seid denn ihr?"

Dann ging er wild keuchend im Zimmer auf und ab und stieß abgebrochen hervor:

„Deine Mutter verläßt mein Haus . . . . noch heute! . . . Ich mag nicht . . . mit einer Betrügerin zusammenhausen . . . Von dem Geld bezahl ich keinen Pfennig . . . Der Bankier soll sie verklagen."

Anna erwiderte kein Wort. In sich zusammengekrochen

saß sie da. Diesem Übermaß von Zorn fühlte sie sich nicht gewachsen.

„Steh auf!“ ... herrschte er sie an. „Sags ihr ... Sie soll weg! ... Keine Nacht will ich sie behalten ... “

Aber sie blieb unbeweglich sitzen, nur ihre Augen irrten ängstlich auf und ab und verfolgten jeden seiner Schritte. Das Zimmer war ganz erfüllt von der roten Glut der untergehenden Sonne. Vom Garten her mischten sich in seine keuchenden Atemzüge die süßen Töne der Amsel.

Lange Minuten vergingen. Sie hatte Furcht und fühlte sich ratlos. Zugleich lauschte sie auf die Töne von draußen, wie man oft in der größten Erregung seine Aufmerksamkeit auf ganz nebensächliche Dinge richtet. Das Wetter war so verlockend, alles atmete Ruhe, und nun mußte dieser häßliche Streit dazwischen kommen!

Ein leiser Windhauch glitt durch die lockere Seide über ihre nackte Haut und spielte mit den herunterhängenden Haaren. Sie fröstelte ein wenig, dünn bekleidet wie sie war.

Immer von neuem klang die Vogelstimme an ihr Ohr. Eine Zeit lang hatte er ganz leise und zaghaft geflötet. Plötzlich aber schluchzte er aus der Nähe laut auf, als wenn er mit dem lockenden Wohllaut seiner Töne das Weibchen berücken wollte. Und da schoß ein Gedanke durch Annas Kopf, der fast ein Lächeln auf ihren Lippen hervorrief. Sie wurde sich der unwiderstehlichen Macht, die sie besaß, bewußt und schöpfte daraus frischen Mut. Zaghaft, lauernd, näherte sie sich ihrem Mann und legte ihre schlanken Finger auf seine Achsel.

„Gustav!“

Er schüttelte sie ab, ohne sich in seinem Hin- und Hergehen unterbrechen zu lassen.

„Gustav!“

„Was willst du?“

Demütig, in gebrochener Haltung stand sie mitten im Zimmer, ihr Kopf mit dem aufgelösten Haar war ganz in den brennenden Lichtstrom der Sonne getaucht.

„Du hast ja recht, mir böse zu sein,“ flüsterte sie. „Was ich gethan habe, war gewiß nicht gut. Aber meine Mutter hat keine Schuld. Sie hat durch ein Unglück ihr Vermögen verloren. Meine Erziehung kostete so viel. Die Schulden hat sie meinetwegen gemacht. Vor der Hochzeit wollte sie dir alles gestehen. Ich selbst habe ihr abgeraten. Ich glaubte, es würde sich alles begleichen lassen.“

Er blieb stehen und blickte ihr mit furchtbarem Ernst ins Gesicht.

„Du hast mich betrogen, Anna! Während der ganzen zwei Jahre hast du mich belogen. Wie soll ich dir jetzt noch glauben?“

„Ich hab dich belogen. Gewiß! Aber nur aus Liebe zu dir. Ich hatte Angst, du würdest mich nicht nehmen, wenn du erführst, wir hätten Schulden.“

„Warum hattest du kein Vertrauen? Jetzt hab ich alles Vertrauen zu dir verloren.“

Sie kam wieder näher und preßte seine Hand an ihre Wange.

„Ich war ja leichtsinnig. Aber ich meinte es nicht schlimm.“

Sie schlang ihren Arm um seine Schulter und begleitete ihn, während er ununterbrochen auf und ab ging. Fast mit der ganzen Last ihres Körpers hing sie an ihm.

„Die wahre Liebe vergiebt, Gustav! Ich hab ja falsch gehandelt. Ich bitte dich jetzt um Verzeihung.“

Sie hatte auch den andern Arm um seinen Hals geschlungen und zog nun seinen Kopf herunter. Er fühlte ihre Lippen auf seinem Munde ruhen, diese leicht geöffneten, warmen Lippen, und er sog den Duft ihres Körpers ein, der berauschend, sinnverwirrend, süß war, wie der Duft der Erdschollen, der Blumen an diesem dunstigen Frühlingsabend.

„Sei nicht böse .... heut .... an unserem Hochzeitstage!“ flüsterte sie und sah ihn mit feuchten Augen an.

In seinem Innern murmelten die Stimmen in dumpfer Verwirrung. Er ahnte dunkel, daß ihre Liebe nicht echt war, nicht aus dem Herzen kam. Sie erinnerte ihn an den Hochzeitstag! Aber hatte sie daran gedacht, als sie in die Gesellschaft gehen wollte? Und er fühlte, wie sein Inneres sich empörte, daß sein Wille gebrochen werden sollte, daß er sich täuschen ließ, daß er schwach gemacht wurde. Und dennoch konnte er sich nicht wehren. Er sog den Zauber ein, der von ihr ausging, dies süße, einschläfernde, muskellösende Gift, das ihm Willen, Verstand, Besinnung raubte. Er berührte ihren Mund und zuckte zusammen, und ließ seine Lippen dennoch darauf ruhen.

Sie zog ihn auf einen Stuhl nieder und preßte seinen Kopf gegen ihre weiche Brust, ihn ganz einhüllend in ihre aufgelösten Haare, in die zerfließenden Spitzen ihres

Negligés, die breiten, seidenen Ärmel über ihn zusammenschlagend, wie das Wasser über dem Schiffer zusammenschlägt, den eine Nixe in die dunkle Tiefe hinabgezogen hat.

Es wurde dunkler und dunkler. Die Amsel hatte aufgehört zu singen. Die Sonne war längst untergegangen. Ein heller Lichtstreifen fiel durch die Thürritze des Eßzimmers. Das Abendessen wartete bereits. Zum zweiten Mal klopfte der Diener diskret an. Endlich standen die beiden auf und setzten sich zu Tisch.

Er sah noch immer ernst und finster aus, in seinen Zügen arbeitete ein tiefer Schmerz. Sie ließ die Augen nicht von ihm ab, während sie manchmal mit verschleierter Stimme ein paar Worte sprach, Erinnerungen an die Ereignisse, die sich vor zwei Jahren an diesem Tage abgespielt hatten.

Nach dem Essen verschwand sie einen Augenblick. Sie huschte zu ihrer Mutter ins Zimmer und flüsterte ihr zu:

„Hab nur keine Angst! Es passiert dir nichts. Ich hab ihn schon herumgekriegt. Er ist doch ein guter Kerl."

Dann lief sie wieder hinunter.

„Wo warst du?" fragte er.

Sie lächelte.

„Ich hab nur nachgesehen, ob das Schlafzimmer schon in Ordnung ist."

Sie legten sich bald zu Bett. Eh Mitternacht schlug, hatte Horstmann seiner Frau nicht nur versprochen, daß er die Schulden bezahlen, sondern auch, daß er wegen dieser Sache Frau Regierungsrat niemals Vorwürfe machen würde.

Aber während Anna gesättigt im Gefühl ihres

Triumphes eingeschlafen war, lag er ruhelos und starrte mit gerunzelter Stirn gegen das Fenster. Er fühlte sich beleidigt, entehrt, betrogen, irgend eines unersetzlichen Gutes beraubt — wie Simson, dem Delila das Haar abgeschnitten. Er grämte sich über seine Schwäche. Er grollte seinem Weibe, das ihn verführt hatte, wider seine bessere Einsicht zu handeln. Und ein tödlicher Haß schwoll in ihm auf gegen die Alte, an deren Seelenruhe seiner Frau so viel lag, um derentwillen sie ihren Mann betrogen hatte.

VII.

Wenn Horstmann in diesem letzten halben Jahr auch manches Schmerzliche erlebt hatte, so war ihm doch nicht zum Bewußtsein gekommen, wie es eigentlich um seine Ehe stand. Er gehörte zu den einfachen, tiefgründigen Naturen, die langsam begreifen, bei denen viele Eindrücke unter der Schwelle des Bewußtseins bleiben, als dumpfes Unbehagen, als quälender Schmerz, nagende Angst, ohne daß der Verstand sie ans Licht zieht und sich so ein zusammenhängendes Bild von ihnen schafft. Bei solchen Leuten häuft sich der Groll sehr hoch an, während sie äußerlich ruhig bleiben, bis plötzlich das Gewitter losbricht. Dann kommen sie in ein furchtbares Rasen, aus ihrem Innern steigen alte, scheinbar längst vergessene

Schmerzen, längst vergebene Händel auf, und mit einem Mal nehmen sie Rache für lange Zeit.

An seiner Langmut hatte auch noch der Umstand schuld, daß den Hauptteil seiner Gedanken und Sorgen die Arbeit in Anspruch nahm. Wohl machte er sich manchmal, wenn er abends allein in seiner Mühle saß, Gedanken über seine Ehe und sagte sich, daß Wandel geschafft werden müsse. Wenn die Brücke fertig war, wollte er sich Ruhe gönnen und sich mehr seiner Häuslichkeit widmen. Sie würden dann einfacher leben. Auch nahm er sich vor, seine Tochter Lotte aus Eisenach kommen zu lassen. Er hatte zwar kein innerliches Verhältnis zu dem Kind, doch machte es ihm Gewissensbisse, daß sie ohne Grund das Vaterhaus entbehren sollte.

Aber diese Pläne schob er hinaus für später, lässig und schwach in allen anderen Dingen und nur stark in dem einen: im Gedanken an sein Werk.

Anfang Juni wurde das letzte Schlußstück am Bogen eingefügt. Die Brücke stand fertig da, und allen, die vom Bau waren, wurde ein Richtfest gegeben. Es war eine wahre Familienfeier. Zwei Jahre hatten die Menschen in diesem stillen Gebirgsthal zusammen gehaust, Strapazen, Gefahren und die Freude am gelingenden Werk mit einander geteilt — nun wollten sie bald auseinanderfliegen und sich in die vier Winde zerstreuen. Das breitete über den Festjubel eine beinah wehmütige und herzliche Stimmung.

Auswärtige Ingenieure waren angekommen. Horstmann war der Gegenstand vieler Huldigungen. Er genoß jetzt schon den Vorgeschmack der eigentlichen Festlichkeiten,

die zwei Wochen später bei Eröffnung der neuen Bahnlinie stattfinden sollten. Der Minister für öffentliche Arbeiten, der Oberpräsident, die Landräte der Umgegend, die Bürgermeister der Nachbarstädte hatten ihr Erscheinen zugesagt, und man sprach von großen Ehrungen, die dem kühnen Baumeister zu teil werden sollten. Man neckte ihn mit dem Orden, den er bekommen würde, man erzählte als gewiß, daß unter der Hand bei ihm angefragt sei, ob er geneigt wäre, in den Staatsdienst einzutreten. Horstmann war für diese Dinge sehr empfänglich. In diesem Punkt war er ganz der dunkle Emporkömmling, der nicht mit dem Bewußtsein der eigenen Größe zufrieden ist, sondern seine Macht auch durch äußere Ehren bestätigt sehen will.

Auf halber Höhe des Berges hatte ein ingeniöser Unternehmer ein großes Restaurant erbaut, in der Hoffnung auf die Ausflügler aus den Nachbarstädten, die schon während des Baus in Scharen herbeigeströmt waren.

In diesem Restaurant saß der ausgewählte Teil der Gesellschaft, während für die Arbeiter im Thalgrund eine Kantine errichtet war. Anna war mit ihrer Schwester, Dehwitz und Bert herübergekommen, und zeigte sich ihrem Mann gegenüber, der heut der Mittelpunkt des Festes war, in der ganzen Liebenswürdigkeit, die sie aufbieten konnte.

Der Direktor des Eisenwerkes hielt eine begeisterte Rede auf Horstmann, feierte ihn als den kühnsten, unternehmendsten Baumeister, desgleichen weder Amerika, noch die Schweiz, noch irgend ein anderes Land besäße. Jeder, der

an dem Werke mitgeholfen hatte, fühlte sich durch diese Worte mitgeehrt und gönnte dem Baumeister das Lob. Dazu hatte man bei der Hitze scharf getrunken, und der Sekt that jetzt seine Wirkung in erhöhtem Maß. Ein ungeheurer Jubel brach los. Als Horstmann antworten wollte, konnte er nur wenige Worte hervorbringen, seine Stimme war von Thränen erstickt.

Er fühlte sich wie im Traume, wie emporgehoben auf eine ungeahnte Höhe; sein ganzes bisheriges Leben lag in tiefen Abgründen unter ihm. Sein Herz pochte in immer stärkeren Schlägen, fieberhaft und ängstlich, im Gefühl, daß dieses Übermaß von Glück seine Brust auseinandersprengen würde. Aber das Glück steigerte sich noch! Als die Hurrahs, die seinem Namen galten, und die unten im Thal ein vielstimmiges, heiseres Echo hervorriefen, verklungen waren, schlang seine Frau unter dem Jubel aller ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Er mußte seine ganze Willenskraft aufbieten, um die innere Bewegung nicht zu verraten. In diesem Augenblick wünschte er beinah das Unglück herbei, damit er aus dem Taumel wieder zur Besinnung käme. Und das Geschick erfüllte diesen leichtsinnigen Wunsch einer Sekunde auf eine grauenvolle Weise. Mitten in den Festesjubel klang eine Schreckensnachricht hinein, die nur halb kundgegeben, doch alle Gesichter erbleichen ließ.

Aus aller Welt waren Telegramme geschickt, die gegen Ende der Tafel verlesen wurden. Mit derselben weinseligen, schreienden Stimme, mit der der Leser die Glückwünsche heruntergeleiert hatte, verkündete er, daß im

Szegedin ein furchtbares Eisenbahnunglück geschehen war. Die Brücke war zusammengestürzt, und der Zug in die Theiß hinabgestürzt. Die Zahl der Toten . . .

Der Tod selbst mußte mit seiner grausen Gestalt unter die vom Wein und Jubel berauschte Gesellschaft treten, ehe sie zur Besinnung kam.

Der Ingenieur selbst war der Letzte, der begriff. Er ging hinaus, um die Depesche in Ruhe zu lesen. Es war ein furchtbares Unglück geschehen; die Zahl der Toten belief sich auf fünfzig. Aber was ging ihn das an? . . . Man rief ihn her. Warum? Die Brücke war von ihm erbaut, eine seiner letzten Arbeiten, die er ausgeführt hatte. Wollte man ihm die Schuld geben? Wollte man den Einsturz mit einem Fehler, mit einer Versäumnis von seiner Seite in Zusammenhang bringen?

Er zerriß das Telegramm und warf die Fetzen auf die Erde, als wenn er damit auch den Vorwurf, womit man ihm drohte, zerreißen und von sich werfen könnte. Aber der Vorwurf blieb in seiner Brust, und aus seinem Inneren richtete sich die Anklage gegen ihn: er hatte leichtsinnig gebaut! Gerade bei dieser Brücke, die er vor Thoresschluß bis zur festgesetzten Frist fertig stellen mußte, hatte er in der Überhast weder das Material richtig geprüft, noch sich um die Ausführung der einzelnen Teile gekümmert. Sie war gar nicht eigentlich sein Werk, sondern das eines Menschen, den er später wegen Betrügereien fortgejagt hatte. Aber was ging ihn das jetzt noch an?! Man hatte sie nach der Vollendung geprüft und für gut befunden. Sie hatte jahrelang gehalten, seine

Haftpflicht war abgelaufen; was wollte man denn jetzt noch von ihm?

Aber dann klangs in ihm: Fünfzig Tote! Fünfzig Menschen, die durch seinen Leichtsinn umgekommen waren! Er schüttelte sich, während er brütend in den Fluß hinabschaute, dessen schwarze Wellen im nächtlichen Dunkel murmelten und raunten. So flossen auch die Wellen hin über die Toten, die in der Theiß ertrunken waren. So murmelte und raunte auch dort das Wasser. Wie sie wohl aussehen mochten, diese fünfzig Leichname, die in den Waggons wie in Särgen eingeschlossen waren? Schrecklicher als seine Phantasie es sich vorstellte, konnte das Bild nicht sein.

Er beschloß hinzureisen. Es schien ihm, wenn er sich durch eigenen Augenschein von dem Unglück überzeugte, würde es weniger grauenvoll sein.

Seiner Frau ein paar Zeilen hinterlassend, fuhr er nach Düsseldorf und reiste in der Nacht noch nach Wien.

Am nächsten Morgen las er einen ausführlichen Bericht. Die Zahl der aufgefischten Leichen betrug dreiundfünfzig, aber noch waren nicht alle geholt. Entsetzliche Details waren angegeben, wie der halbe Zug in den Zusammenbruch der Brücke hineingerissen war, wie gerade die vollsten Waggons hinabgestürzt waren und als Massensärge auf dem Grund des Wassers lagen. Alles war ertrunken oder zerschellt. Die, welche sich hatten retten wollen, waren von den anderen festgehalten worden, man hatte die Leichen zu Klumpen ineinandergekrallt in den Kupees gefunden. Jedesmal wenn der Zug hielt, kaufte

Horstmann neue Zeitungen. Die Bahnhofsjungen schrieens ihm schon entgegen: „Das schreckliche Eisenbahnunglück! Sechzig Tote! . . .“ Immer furchtbarer wurde die Zahl, die ihm in die Ohren gellte. Die Leute im Zug sprachen von nichts anderem, und Horstmann selbst, durch einen unüberwindlichen Drang getrieben, unterhielt sich mit ihnen darüber.

In Budapest, wo Horstmann den Zug wechselte, stieg eine Dame ein, die ihn fragte, ob der Zug nach Szegedin ginge? In der ersten halben Stunde saßen die beiden allein im Kupee einander gegenüber, ohne ein Wort zu wechseln. Der Ingenieur konnte keinen Blick abwenden von der mageren Gestalt in schwarzem Mantel, aus dem ein unsagbar trauriges Gesicht ihn ansah. Die Frau mochte vierzig sein, sie machte den Eindruck einer Schwindsüchtigen. Sie hustete fast ununterbrochen, erstickte die rauhen Töne aber in dem Taschentuch, das sie sich mit Gewalt vor den Mund preßte. Und dann wand sie sich vor Schmerzen, doch in den kurzen Zwischenpausen warf sie ihm aus ihren kindlichen Augen immer einen furchtsamen Blick zu, als wenn sie ihn um Verzeihung bäte wegen der Störung. Bei jeder Station fragte sie: ob dies Szegedin sei? Schließlich konnte Horstmann sich nicht mehr zurückhalten.

„Was wollen Sie denn in Szegedin?“

Da brach ihr ganzer Jammer hervor. Händeringend, mit hysterischem Weinen, von furchtbaren Hustenanfällen unterbrochen, erzählte sie, daß sie ihren Schwiegersohn und ihre Tochter bei dem Eisenbahnunglück verloren hätte. Die beiden waren bei ihr zum Besuch gewesen, hatten schon früher reisen wollen, aber die Mutter hatte sie be-

stimmt, noch zu bleiben. Sie hatte sie selbst an den Zug begleitet . . . Das schien ihr in diesem Augenblick das Schrecklichste zu sein, daß sie, die eigene Mutter, schuld an dem Tode ihrer Kinder war.

Horstmann wußte nichts zu antworten. Er konnte kaum mitfühlen; nur der Gedanke war ihm qualvoll, daß dies arme, elende Wesen, durch das eigene Leiden schon ein Bild des Jammers, noch einen solchen Schmerz durchmachen mußte.

„Vielleicht sind Ihre Kinder gar nicht tot," sagte er, ohne selbst an diesen Trost zu glauben.

Aber die Frau schüttelte nur stumm den Kopf, sie hatte ganz sichere Nachrichten.

Die beiden schwiegen. In dem Kupee, dessen Fenster geschlossen waren, herrschte Bruthitze und ein unerträglicher Krankheitsgeruch. Die Frau wischte sich die Thränen aus den entzündeten Augen und rang mit ihrem Hustenkrampf. Aber plötzlich schlug sie die Hände zusammen und erging sich in neuen Selbstanklagen, mit ihrer heiseren Stimme das Getöse der Räder überschreiend.

„Ich habe sie an die Bahn gebracht und ihnen den Waggon ausgesucht. Ach, lieber Gott, warum mußte ich das thun? Ich hab ihren Tod auf dem Gewissen, ich, die so gern für sie gestorben wäre!"

„Wie können Sie so etwas behaupten?" unterbrach sie Horstmann grob. „Ebenso gut hätte das Unglück bei jedem andern Zuge passieren können. Das konnten Sie doch vorher nicht wissen."

Und während er mit höhnischem Trotz die Kranke ansah, fuhr er fort:

„Wenn Sie sich schon solche Vorwürfe machen, wie soll sich denn der fühlen, der wirklich die Schuld trägt! Der Lokomotivführer, der den Zug hat entgleisen lassen oder der Baumeister, der die Brücke schlecht gebaut hat?"

Die Frau hatte furchtsam die Hand ausgestreckt, als wenn sie ihn bitten wollte, nicht weiter zu sprechen.

„Lebt denn der noch, der das gethan hat?"

„Warum nicht?" erwiderte Horstmann achselzuckend. „Das ist doch sehr leicht möglich!"

„Der unglückliche Mensch!" sagte sie tonlos. Und ihre Hände vors Gesicht schlagend: „Gegen den, der das auf dem Gewissen hat, bin ich ja noch glücklich."

Der Ingenieur, von dieser Antwort getroffen, versank in Nachdenken. Nach einer Weile sagte er:

„Wenn dieser selbe Mensch — nehmen wir an, der Einsturz wäre auf den Leichtsinn des Baumeisters zurückzuführen — viele andere Bauwerke geschaffen hätte, wodurch er den Wohlstand und das Glück von Tausenden von Leuten hervorgerufen hat. Könnte ihn der Gedanke nicht trösten?"

„Was?" sagte die Frau, während ihr schmerzzerrissenes Gesicht Empörung ausdrückte und in ihren Augen ein fanatischer Glanz lag. „Können denn diese Glücklichen die Toten wieder lebendig machen? Für einen solchen Menschen sollte es noch Trost geben? Ich sage Ihnen, das ist so einer, von denen unser Herr Jesus spricht: Es wäre besser, er bände sich einen Mühlstein um den Hals und ertränkte sich."

Bei der nächsten Station suchte Horstmann sich ein

anderes Kupee aus. Der Anblick der Frau war ihm widerwärtig, er konnte ihn nicht mehr ertragen.

Die schlimmste Nachricht traf Horstmann kurz vor Szegedin. Die „Neue Freie Presse“ brachte einen Artikel: „System Horstmann“, der von unerhörten Angriffen gegen ihn strotzte. Er wurde nicht nur als der Schuldige an der Katastrophe, sondern als ein gemeiner Betrüger hingestellt. Alle Strecken, die unter seiner Regie entstanden waren, sollten dieselbe unerhörte Leichtfertigkeit in der Ausführung zeigen. Es wurde ihm vorgeworfen, das elendeste Material verwandt zu haben. Bei der Abrechnung sollte er die Gesellschaft übervorteilt haben. Das „System Horstmann“ wurde als der Inbegriff alles Schändlichen und Betrügerischen hingestellt.

Wie ein schon Gerichteter kam der Ingenieur an der Unglücksstätte an. Er mußte sich mit aller Kraft aufrecht halten, um nicht beim Anblick des Furchtbaren, das ganz anders und doch viel schrecklicher war, als seine Phantasie es sich vorgestellt hatte, zusammenzubrechen.

In einem Güterschuppen waren die Leichen ausgestellt, achtundsechzig, vierunddreißig in jeder Reihe. Die, welche schon recognosciert waren, trugen einen Zettel auf der Brust. In dumpfer Gleichgiltigkeit, benommen von dem starken Karbolgeruch, ging Horstmann an den offenen Särgen vorbei; lauter fremde Gestalten lagen darin. Durch ein Dachfenster fiel blendendes Sonnenlicht und warf gelbe Reflexe auf die bläulichen, aufgedunsenen Gesichter.

Ein Mann lag da, der die Augen schauderhaft zu rollen schien. Er stand ungefähr in demselben Alter wie

Horstmann und bekam durch seinen Bart eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm. Der Ingenieur blieb stehen und sah das Gesicht genauer an.

‚So würde ich auch aussehen,‘ sagte er sich, ‚wenn ich in demselben Zug gefahren wäre. Mir kann morgen dasselbe passieren.‘

Gleichgiltig ging er weiter. Zwei gleich gekleidete ältere Frauen lagen nebeneinander, ihre Hände hatte man gefaltet, ihre Gesichter waren auf die Brust gesunken, beide hatten einen friedlichen Ausdruck. Sie mußten still gestorben sein, ohne Widerstreben. Aber weiterhin kam die Leiche eines jungen Mannes, bei deren Anblick Horstmann unwillkürlich zurückfuhr, wie beleidigt in seinem Mannesbewußtsein. Das Gesicht des jungen Menschen mit den zusammengebissenen Zähnen, die hinter den aufgerissenen Lippen sichtbar waren, mit den verglasten blutunterlaufenen Augen, zeigte einen Ausdruck tierischer Wildheit. In den zusammengekrallten Händen hielt er Büschel schwarzer Frauenhaare.

Wie brutal und bestialisch hatte der für sein Leben gekämpft! Und kopfschüttelnd betrachtete Horstmann die Dame, die vor dem Sarge dieses Menschen bittere Thränen vergoß. Andere Leichen kamen, die starrten ihn mit verzerrten Gesichtern und glasigen Augen an, und ihr geöffneter Mund mit den herabgesunkenen Unterkiefern schien eine stumme Anklage gegen ihn zu erheben.

Bei den letzten Särgen erblickte er die Dame wieder, die er in der Eisenbahn getroffen hatte. Sie hatte noch immer den schwarzen, bis oben zugeknöpften Regenmantel

an und preßte ihr Taschentuch vor den Mund. Ihre Augen waren jetzt thränenlos und starr, ihr Gesicht wachsbleich, in ihrer Regungslosigkeit schien sie selbst zu einer Toten erstarrt. Sie erkannte den Ingenieur nicht, der schnell vorüberging und nur einen flüchtigen Blick auf die beiden Särge warf. Aber in diesem einen Blick hatten sich ihm die Gesichter unauslöschlich eingeprägt.

Er eilte hinaus, und im Freien atmete er auf. Er glaubte das Fürchterlichste überwunden zu haben. Nun wollte er für seine Ehre kämpfen, sich von den Anschuldigungen reinwaschen. Es kamen Tage voll der größten Aufregungen für ihn. Wie ein Verbrecher wurde er zu der Brücke geführt, um dort Rechenschaft über die Ursache des Unglücks zu geben. Er wies nach, daß man ihm nichts mehr anhaben könne, da seine Haftfrist abgelaufen war. Übrigens konnten die Sachverständigen auch nur mutmaßen, eine direkte Ursache ließ sich nicht nachweisen. Man wollte ihn trotzdem verhaften, auf die anderen Anschuldigungen hin. Er mußte Bücher, alte Papiere kommen lassen, um zu zeigen, daß alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Aber wenn er sich von der einen Anklage gereinigt hatte, kam man mit zehn neuen. Alles was auf den von ihm gebauten Bahnen an kleinen und großen Betriebsstörungen vorgekommen war, wurde ihm in die Schuhe geschoben. Dabei las er in der Zeitung täglich neue Angriffe gegen sich. Wie im Sturmwind wurde sein Name durch alle Blätter getragen und überall geächtet, als der eines Betrügers gebrandmarkt. Nicht ein einziger Freund erhob seine Stimme für ihn. Er stand ganz allein

da. Als er eines Nachmittags ins Hotel zurückkehrte, umlagerte eine drohende Menge den Eingang. Man wollte das Haus demolieren, in dem er wohnte. Der Wirt ließ ihn durch eine Gartenthür flüchten, er mußte in einer elenden Spelunke sein Obdach suchen.

Aber alles das ging an ihm vorüber wie leerer Schall, der kaum sein Ohr berührte. Mit je größeren Anschuldigungen man ihn überhäufte, desto trotziger erhob er den Kopf, desto stolzer trat er auf. Er wußte die Richter und die Sachverständigen kleinlaut zu machen mit seinem ruhigen Selbstbewußtsein.

Nur wenn er abends in sein Zimmer zurückgekehrt war und brütend vor sich hinstarrte, dann wurden Gestalten wach, die er nicht beschwören konnte. Die erste Nacht hatte er nichts Schlimmes geahnt, sich ausgekleidet und totmüde ins Bett geworfen. Erst der scharfe Karbolgeruch, der aus seinen Kleidern drang, machte das Erlebnis des Morgens wieder lebendig. All die Gesichter, die er gesehen hatte, sah er wieder; auch die, welche er nur mit einem flüchtigen Blick gestreift hatte, standen deutlich mit ihren kleinsten Zügen vor ihm. Und gerade diese waren besonders schrecklich.

Er wollte sich von dem Spuk nicht überwältigen lassen. Mit Aufbietung seines ganzen Willens versuchte er einzuschlafen, doch zwischen Schlaf und Wachen hatte er die entsetzlichsten Eindrücke: verzerrte Gesichter starrten ihn an, kalte Hände umkrallten ihn, blutlose Fäuste waren gegen ihn gerichtet, er hörte Röcheln wütende Aufschreie und das Wimmern eines Kindes. Ein dicker Knäuel von ertrinkenden, kämpfenden Menschen wälzte sich über

ihn. Er lag, nach Atem ringend, wie erdrückt da, und es war keine Möglichkeit sich zu erheben. Ein Rest von Bewußtsein sagte ihm, daß er dies alles träumte, aber darum war der Spuk nicht minder gräßlich.

Schließlich zündete er Licht an. Wenn er die Augen offen hielt, war alles wie von der Helligkeit verblaßt und in eine größere Entfernung gerückt. Sobald er sie aber schloß, stürzte sich der ganze Zug auf ihn. Und je mehr er in einen schlafenden Zustand hinübersank, desto wilder, kompakter, grauenvoller wurden die Spukgestalten. Er kämpfte selbst mit, im Innern des Waggons, durch dessen zerbrochene Scheiben die Wasserfluten hereinströmten. Er schlug um sich, zerstampfte die unter ihm Liegenden mit den Fäusten und riß einer Frau, die vor ihm aus dem Fenster klettern wollte, die Haare aus, an denen blutige Hautfetzen hingen.

Als er wieder zu sich kam, war er in Schweiß gebadet. Er versuchte in dieser Nacht nicht mehr zu schlafen, sondern brütete mit offenen Augen vor sich hin. Nun hielt er stundenlange Reden mit der Frau, die ihm in der Bahn gegenüber gesessen hatte. Er verteidigte sich selbst und führte ihre Anklagen ad absurdum. Aber seine eigene aufgeregte Phantasie gab der Frau immer neue Argumente, die ihn betroffen machten. Und immer wieder hörte er ihre Worte: „Das ist so einer, von denen Christus spricht: es wäre besser, er hinge einen Mühlstein um seinen Hals und ertränkte sich . . .“

Jeden Morgen fühlte er sich aufs Äußerste erschöpft und gebrochen, aber sobald er im Verhör stand und sich

verteidigen mußte, bekam er eine fieberhafte Spannkraft und war allen Anstrengungen gewachsen.

Bis zum letzten Augenblick war er zweifelhaft gewesen, ob er zur Einweihung der Brücke zu Haus sein würde. Doch mit Riesenanstrengungen brachte er es fertig, in die vor ihm angehäufte Wirrnis Klarheit zu bringen und sich für den Augenblick wenigstens zu rechtfertigen. Ohne Düsseldorf berührt zu haben, langte er am Mittag des Festtages in Luringen an. Er war bleich, in seinen faltigen Zügen lagen die tiefen Leiden eingegraben, die er durchgemacht hatte. Sein Körper war vollständig zermürbt von dieser doppelten Anstrengung, der geistigen Thätigkeit am Tage und der Fieberphantasieen, während der Nacht. Nur die Erwartung dessen, was kommen würde, gab ihm die Kraft, sich aufrecht zu erhalten.

Auf der Fahrt hatte eine neue Befürchtung ihn gepeinigt. Er bildete sich ein, seiner Brücke müsse ein ähnliches Unglück passiert sein, wie der Theißbrücke bei Szegedin.

Noch während er im schärfsten Trab der Pferde die gewundene Chaussee hinunterfuhr, schlug ihm das Herz. Aber schon von weitem sah er wie ein Gespinst aus blauen Nebelstreifen die Eisenkonstruktionen sich über die Waldhänge erheben. Und als er näher kam, stand sie da, so schön und stolz in ihrem Festschmucke, wie er sie noch nie gesehn. In riesigen Goldbuchstaben prangte über dem Zenit die Inschrift: 18 Luringer-Brücke 88. Bunte Fahnen flatterten aus der Höhe, die Pfeiler waren mit grünen Guirlanden umwunden.

Eine vielhundertköpfige Menge wogte in dem engen Thal auf und nieder und umstand die Bretzelbuden. Horstmann suchte einen Beamten, um sich nach dem näheren Festprogramm zu erkundigen. Aber er fand niemanden in diesem Jahrmarktsgedränge. Es war ein Stoßen und ein Quetschen bis hart an den Rand des Wassers, und nach oben bis in das Waldbdickicht hinein. Am meisten staute sich das Volk unter der Brücke selbst, trotz der Warnungstafel, die das Stehenbleiben an dieser Stelle verbot. Aber gerade hier hatte man den unmittelbarsten Eindruck von der riesigen Höhe. Unwillkürlich begann das Auge an den kreuzweis übereinander geschlagenen Eisenschienen emporzuklettern, die unten armdick und mannshoch waren, oben aber immer dünner und kürzer zu werden schienen, bis sie schließlich nur noch Stecknadeln glichen. Die Leute, meist Bauern und Handwerker aus der Umgegend, staunten, schüttelten die Köpfe, lachten, stießen, um ihrer Bewunderung Ausdruck zu geben, breite Flüche aus, zeigten auf die entwaldeten Stellen der Bergrücken, wo hüben und drüben von der Wupper ein schwarzes Gewimmel ameisenkleiner Menschen sich bewegte.

Horstmann fühlte sich gehoben. Bei all diesen Leuten hatte sein Name noch einen guten Klang. Freilich die meisten kannten ihn nicht, sie wußten nur, daß der Baumeister ein Luringer sei, einer aus dem Bergischen wie sie alle. Als ein alter Bauer in seiner Unschuld zu wissen wünschte, wie viel die Brücke gekostet hätte, blieb er ihm die Antwort nicht schuldig. Nun mußte er auf andere tiefsinnige Fragen Rede stehen. Es dauerte nicht

lange, so war er von einem Haufen Neugieriger umringt und vergaß ganz die Zeit vor Eifer und Begeisterung.

Aber da bemerkte er plötzlich, wie Fluß in die Masse kam, alles zurück drängte und nach dem Bergrücken starrte, zu dem sich die Schienengeleise von der Brücke hinzogen. Eine weißes Dampfwölkchen flatterte über den Baumkronen. Gleich darauf tauchte der Zug, der mit den Ehrengästen die erste Fahrt über die Brücke machen sollte, auf. Die dunklen Waggons waren mit bunten Fähnchen behängt. Aus den Fenstern lehnten sich puppenhaft kleine Menschen. Im Augenblick, wo die Lokomotive den Brückenrand berührte, eine weiße Dampfwolke ausstoßend, brach ein dröhnendes Hurrah los.

Im ersten Moment hatte Horstmann mit offenem Munde dagestanden, ganz erschrocken, daß er nicht mit im Zuge saß. Aber dann faßte er sich, schwenkte den Hut und schrie gleich den andern Hurrah! Weithin flutete der Stimmenschwall, immer von neuem einsetzend. Dann wurde es allmählich still.

Aber plötzlich schrie ganz in seiner Nähe eine helle Stimme: „Hurrah der Meister! Uns' Här, Hurrah!“ . . . Er fuhr zusammen. Da sah er, wie ein Trupp Leute, die er gleich als seine Arbeiter erkannte, sich mit ungestümen Rippenstößen durch die Menge auf ihn zudrängte. Ein kleiner Anstreichergesell, der in seinem hellen, schlottrigen Sonntagsstaat einem Zwerge glich, war einem andern auf den Rücken geklettert und schrie, kreischend vor Aufregung, als wenn's gälte, einen Dieb zu fassen:

„Hier de Mann, de is et jewese. De hät se gemacht!“

Dabei zeigte er auf Horstmann hin. Ehe dieser sichs versah, hatten seine Leute ihn umringt und auf die Schulter gehoben, indem sie die Hüte schwenkten und „Hurrah Horstmann“ schrieen. Einen Augenblick stutzten die Umstehenden, ohne zu begreifen, was dieser Ruf bedeutete. Aber der kleine Anstreicher machte den Erklärer, indem er, mit seinen Armen die Luft durchstechend, immer wieder mit gellender Kinderstimme schrie:

„De is et jewese! De Mann hät se gemacht!“

Und unter ihm stießen die Leute immer von neuem ihr rauhes: „Hurrah Horstmann, Hurrah, Hurrah!“ aus.

Langsam pflanzte sich der Ruf fort durch die schwarze Masse. Aus allen Ecken, in allen Tonarten klang er wieder. Leute, die, geblendet von der Sonne, gedankenlos vor sich hin gestarrt hatten, stimmten in den Ruf ein, Kinder ahmten ihn nach, Frauen wurden wie verrückt von dem Geschrei, lachten, schlugen sich auf die Hüften und kreischten mit: „Hurrah! Hurrah!“ Und all diese reinen und unreinen, tiefen und hellen Männer-, Weiber- und Kinderstimmen schlugen zusammen zu einem majestätischen Ton, der mit weitem Flügelschlag sich durch die sonnige Luft erhob und auf den Bergen ein fernes Echo erweckte.

Trunken vor Freude überschaute Horstmann die Menge. Dieser eine Augenblick entschädigte ihn für alle Qualen der letzten Zeit.

Aber die Arbeiter ließen ihn nicht wieder von ihren Schultern herunter. Sie trugen ihn nach der Kantine. Dort sollte er noch ein Glas Bier mit ihnen trinken. Ehe

er sichs versah, war er gefangen in diesem rauchgeschwängerten, bierdunstigen Schuppen, durch dessen blinde Fensterscheiben das Licht trübe hereinfiel wie in einen Keller. Im Nu hatte eine dicke Menschenmenge den Eingang verkeilt. Auf den Bänken vor den langen Tischen saßen Arbeiter und Bauern dichtgedrängt, Bier und Schnaps hinuntergießend, mächtige Qualmwolken ausstoßend. Alle sprangen bei seinem Anblick auf. Er wurde auf den Tisch gehoben. Ein Dutzend Hände streckten sich nach ihm aus, man hielt ihm Gläser hin, rief ihm zu: er solle sprechen, eine Rede halten!

Ganz benommen von der Atmosphäre, konnte er kaum seine Gedanken sammeln. Er hatte ein Bierglas in der Hand und stieß mit den unter ihm Stehenden an. Die Leute schrieen immer lauter: er solle eine Rede halten! Er warf ein paar zusammenhanglose Sätze in die Menge, die mit wütendem Hurrah aufgenommen wurden:

„Ihr habt alle tüchtig mitgeholfen . . . Ohne euch hätte ich allein nichts fertig gebracht . . . Wir wollen alle zusammenhalten . ."

„Bravo! Hoch! Hurrah!" schrie es.

Während der hemdärmlige Wirt wie wütend den Zapfen in ein neues Faß schlug, daß die gelbe Gischt herausspritzte, während der schweißtriefende Kellner immer schneller die Gläser hinschob, die sofort von einer Faust ergriffen wurden, mußte Horstmann in einem fort hier anstoßen, da die Blume trinken, dort an einem Schnapsglas nippen. Ein weißhaariger Bauer torkelte schwer betrunken auf ihn zu und erklärte: er habe noch seinen Vater gekannt, den Schmied, der habe ihm manchen Gaul beschlagen und manchen

Groschen an ihm verdient. Dann schleppte er seinen Sohn und dessen Frau heran, die an jeder Hand einen Rangen hielt. Und allen mußte Horstmann die Hand schütteln. Und dahinter standen noch andere, die auch begrüßt sein wollten.

Als er auf die Uhr sah, war es halb sechs. Er glaubte sich zu erinnern, daß auf fünf das Festmahl angesetzt war. Mit Gewalt bahnte er sich einen Weg zur Thür und eilte in die Mühle, um sich umzukleiden. So rasch es ging, warf er sich in den Frack. Auf seine Frage, ob niemand dagewesen sei, um ihn abzuholen, wußte die Aufwärterin keinen Bescheid. Dann stürmte er den steilen Bergpfad zu dem Restaurant hinauf. Ganz in Schweiß gebadet, noch schwer im Kopf von dem genossenen Alkohol, gelangte er an. Die Garderobe war schon schwarz von Cylinderhüten. Offenbar war er der letzte. In seiner Aufregung rannte er fast einen Kellner um, der mit einem Haufen Teller im Arm ihm entgegenkam. Dann aber blieb er aufatmend am Eingang des riesigen Saales stehen, der ihm trotz der langen Menschenreihen um die hufeisenförmige Tafel leer vorkam. Durch die Fenster fiel das Tageslicht in bläulichen Strömen und mischte sich mit dem gelben Kerzenschimmer.

Er fühlte plötzlich seinen Atem stocken. Wie viel mögen es sein? dachte er. Drei bis vierhundert gewiß. Und alle sind sie zusammen gekommen, um mein Werk zu feiern und mich!

Er suchte sich zu orientieren. Mitten vor dem Quertisch saß zwischen ordenbesäten Fräcken ein kleiner weiß-

haariger Herr. Das schien der Minister zu sein. Auch den Geheimen Baurat aus Berlin entdeckte er, der das Arrangement des Festes übernommen hatte. Erstaunt sprang der dicke Herr auf und sah ihn fassungslos an.

„Was! Sie sind angekommen?"

„Natürlich! Haben Sie mein Telegramm nicht erhalten?"

„Nein."

„Ist das der Minister?"

„Jawohl, das ist der Herr Minister."

„Stellen Sie mich ihm, bitte, vor!"

„Gewiß! Sofort!"

Der dicke Geheimrat, der im Übermaß seiner Pflichten und seiner Bedeutung schon jetzt Schweiß vergoß, führte Horstmann an den Stuhl.

Er räusperte sich:

„Hmhm! Excellenz gestatten! ... Gestatten Excellenz! Hmhm ... Herr Ingenieur Horstmann."

Der alte Herr, der geträumt oder über seine Rede nachgedacht hatte, erhob sich halb und streckte Horstmann die Hand hin, ohne offenbar eine Ahnung zu haben, wen er begrüßte.

„Wo sitzt meine Frau?"

„Hier, bitte."

Anna war wie aus den Wolken gefallen, als ihr Mann vor ihr stand.

„Du hier?"

Er amüsierte sich über ihr Erstaunen. Um sie zu überraschen, hatte er ihr mit Absicht nicht telegraphiert.

Er drückte einen Kuß auf ihre blanke, von frisierten Löckchen halb bedeckte Stirn.

„Das hast du dir nicht träumen lassen! Was? Du dachtest, ich säße noch da unten in dem verdammten Land. Das hätte mir gerade gepaßt! Und wenn mich die Hallunken eingesperrt hätten, ich wäre ihnen durchgebrannt."

„Ja . . . ja . . ." stammelte sie. „Aber wie siehst du aus? Die Haare hängen dir ja ins Gesicht!"

Sie konnte kaum ihren Schrecken verbergen über sein verwildertes Äußere und fühlte sich angewidert von seinem alkoholduftenden Atem.

Während sie noch sprachen, kam der Geheimrat wieder.

„Mit Mühe und Not habe ich Ihnen noch einen Platz besorgt, lieber Herr Horstmann, einen sehr guten Platz. Da! . ."

Er zeigte die Tafel hinunter.

„Was? Da unten? Aber ich möchte neben meiner Frau sitzen. Hier . . . . in der Nähe vom Minister."

„Wenn ich nur eine Stunde früher gewußt hätte, daß Sie kommen würden, hätte ich Ihnen einen Stuhl eingeschoben. Aber Sie sehn doch, wie man sich hier quetscht. Kommen Sie nur! Excellenz wird gleich sprechen."

Er faßte den Ingenieur untern Arm, und während er ihn mit fortzog, flüsterte er ihm zu:

„Die Stimme des Herrn Minister ist ja auch da unten zu hören, lieber Herr Horstmann."

Die Herren, zwischen die er eingeschoben wurde, waren ihm gänzlich fremd. Nirgendwo in seiner Nähe konnte er

einen Bekannten erblicken. Ein Gefühl der Vereinsamung überkam ihn. Als er sich vorbeugte, sah er oben ganz in der Nähe des Ministers wieder den Geheimrat sitzen. Er hatte im Auftrag der Regierung den Bau überwachen müssen und eine ziemlich traurige Rolle dabei gespielt, da er wegen seiner Neigung zu Schwindel nie die Brücke zu betreten gewagt hatte. Zwei Arbeiter hatten ihn führen müssen wie einen Delinquenten. Jetzt blickte er mit seinem roten Flundergesicht so aufgeblasen drein, als wenn er alles selbst gemacht hätte. Nicht weit von ihm saß der Direktor des Eisenwerks. Frau Düsbach war seine Nachbarin. Auch Holleder erblickte er neben Anna.

Er versuchte sich seiner Frau bemerkbar zu machen, nickte ihr zu — sie schien ihn nicht zu bemerken. Plötzliche Wut ergriff ihn. Warum saß er hier? Warum stand er nicht auf und nahm den Platz ein, der ihm gebührte? Er hatte sich ins Bockshorn jagen lassen von dem Geheimrat. Wahrscheinlich hatte der ihm mit Absicht diesen Streich gespielt und das Telegramm unterschlagen. Dann beruhigte er sich. Gleich würde der Minister sprechen, sein Name würde zuerst genannt. Dann würde nicht mehr da oben, sondern hier, wo er saß, der Ehrenplatz sein.

Doch seine Ungeduld wuchs. Er vergaß die ihm nachservierte Suppe zu essen. Den Kellner, der ihn fragte, welche Weinsorte er befehle, hörte er nicht. Warum zögerte man so lange? Er war gerade genug gemartert worden in der letzten Zeit.

Jetzt stand der Minister auf, fuhr sich mit den Fingern

durch den schneeweißen Schnurrbart. Trotz des Lärms von draußen herrschte eine eigentümliche Stille, als wenn alle den Atem anhielten. Die Kerzenflammen brannten alle senkrecht. Horstmann schluckte seine Aufregung hinunter und lauschte mit offenem Mund.

Der Sprecher reihte in einen butterweichen Ton die großartigsten Worte aneinander. Er sprach von dem „herrlichen Bauwerk, welches vorbildlich sein möge, daß deutsche Thatkraft und Pflichttreue jedes Hindernis überwinden." Dann führte er aus, daß ein solcher Bau nur in einem geordneten Staatswesen entstehen könne; damit hatte er den Übergang auf das ruhmreiche Geschlecht der Hohenzollern gefunden Seine Rede klang aus in einem dreifachen Hoch auf den obersten Bauherrn des Deutschen Reiches, auf seine Majestät den Kaiser.

Alle erhoben sich, die Gläser klangen zusammen, nur Horstmann blieb verträumt sitzen. Erst als sein Nachbar ihn anstieß: „Aber bitte, wollen Sie sich nicht erheben? Seine Majestät! . ." sprang er auf, doch weil er keinen Wein hatte, mußte er mit leerem Glase anstoßen.

Die Musik auf dem Podium spielte „Heil dir im Siegerkranz." Darauf trat wieder ein Kellner hinter ihn und fragte: welche Sorte er befehle? Er bestellte eine Flasche Rüdesheimer. Dann schenkte er sich nicht einmal ein. Auch den Fisch ließ er vorbeigehen. Es war ihm unmöglich zu essen. Gleich Wogen der aufgeregten See wälzten sich die Gedanken in seinem Innern. Warum saß seine Frau dort oben und er hier unten? Wäre es nicht ihre Pflicht gewesen, sich zu ihm zu setzen? Zwei

Wochen waren sie getrennt gewesen. Er hatte die furchtbarsten Augenblicke seines Lebens durchgemacht. Hatte sie sich gefreut, ihn wiederzusehen? Hatte sie ihn gefragt, welche Folgen die Katastrophe für ihn gehabt? Wußte sie etwa nicht von den Anschuldigungen, mit denen man ihn überhäuft? Hatte sie seine Briefe nicht gelesen, aus deren dürren Berichten doch etwas von seiner Aufregung herausklingen mußte? Kannte sie die Zeitungen nicht? Und wenn sie wußte, was er alles durchgemacht hatte, wie konnte sie es übers Herz bringen, da oben zu bleiben, ohne ihn mit einem Blick zu streifen!

Während seine aufgerissenen Augen die Tafel hinunterglitten an den langen Reihen der unbekannten Gesichter vorbei, während sie drohend seine Frau anstarrten, die mit ihrem heiteren Lächeln jemandem zutrank, nicht ihrem Mann, irgend einem gleichgültigen Menschen in ihrer Nähe, während sein starrer Blick ihr zurief, sich nach ihm zu wenden, und sie ihn doch nicht bemerkte, nicht bemerken wollte: da tauchte in dieser Minute seiner verwundeten, hellseherisch und mißtrauisch gewordenen Seele die Erkenntnis auf, daß es stets so gewesen war, die ganzen zwei Jahre ihrer Ehe hindurch. Stets hatte sie oben gesessen, im Glanz, im Mittelpunkt, auf dem besten Platz, und stets hatte er unten gesessen, irgendwo im Dunkeln, wo man ihn nicht bemerkte. Unerträgliche Schmerzen ergriffen ihn, während tausend Erinnerungen jäh erwachten.

War es je anders gewesen bei den Gesellschaften, die er in seinem Hause gab? Hatte man ihn je beachtet, je seinen Worten Aufmerksamkeit geschenkt? Hatte er sich nicht

immer in den Ecken herumgedrückt, gut genug, um die häßlichste Frau zu Tische zu führen und nachher seinen Gästen die Cigarren zu reichen! Und seine Frau, die ihm alles verdankte, und die jetzt da oben im Kreise ihrer Sippschaft thronte, hatte sie sich je um ihn gekümmert? Wenn er müde von der Arbeit nach Haus kam, hatte er nicht oft genug das Haus leer gefunden, weil sie in Gesellschaft war! Sie hatte es an Respekt vor ihrem Gatten fehlen lassen, an Liebe!

Sie liebt mich nicht, sonst könnte sie da oben nicht sitzen. Vielleicht bin ich für sie nur der Narr, der sein Vermögen hingiebt, um ihre Launen zu befriedigen, den sie nicht beachtet, der alte Mann, den sie betrügt. Aber das alles soll sie büßen, sie soll mich fürchten lernen, wenn sie mich nicht liebt.

Zum erstenmal ballten sich die zahllosen Eindrücke zu etwas Ganzem zusammen. Es war, als wenn die Haut, die notdürftig gehalten hatte, plötzlich zerriß, und aus den vielen kleinen, kaum beachteten Wunden ein großes offenes, scheußliches Wundmal würde. Alles bekam ein anderes Ansehen.

Ihre Schönheit, das strahlende Lächeln, das ihre Lippen kräuselte, der verführerische Hals, der weiß wie Perlmutter aus den Gazewolken emporstieg, die frisierten Löckchen, die im Kerzenglanz wie Goldfäden glühten, zwischen denen versteckt Brillanten blitzten: alles dies, was ihn früher entzückt und berauscht hatte, beleidigte ihn nun, stieß ihn ab, schmerzte ihn zu sehen.

Wenn sie doch lieber ein zerrissenes Kleid anhätte,

und auf ihren Wangen läge ein wenig von dem Gram, den ich durchgemacht habe, wenn ich Thränen in ihren Augen sähe, und ihre Hände sich nach mir ausstreckten, damit mein Kopf in ihrem Schoß Ruhe finden könnte ... Aber nein! Sie hat kein Herz! Sie ist nur schön. Und ihre Schönheit giebt sie den Blicken anderer preis, während ich hier unten sitze und allein meine Qualen tragen muß.

Und die bleichen Gesichter, die den Schlaf seiner letzten Nächte gestört hatten, drängten sich wieder an ihn heran. Die Leiche eines alten Mannes stand vor ihm, mit aufgedunsenem Gesicht und hervortretenden Augen, die ihn groß und erstaunt anblickten.

Plötzlich fuhr er auf und starrte seine Nachbarn an. Er saß ja unter so vielen Menschen, was wollte da der Spuk? Im Nu hatte die Ungeduld ihn wieder gepackt. Wann kam denn endlich die Rede auf ihn? Er wollte seinen Orden haben, seine Ernennung zum Baurat hören. Alles übrige war ihm gleichgültig.

Wieder traten die Kellner in langer Reihe durch die Thür, die sich grade hinter ihm befand. Der dritte Gang bestand in Filet à la jardinière. Er nahm etwas, um nicht fortwährend seinen weißen Teller anstieren zu müssen. Doch nach einigen Bissen stieß er voll Ekel den Teller zurück.

Dann starrte er zu dem Berliner Geheimrat hin. Der hatte gierig sein breites Fischmaul aufgerissen, als wenn er schon nach einem Orden schnappte.

Bald werde ich ja auch Beamter sein, dachte Horstmann. Regierungs- und Baurat. Wie habe ich mich danach

gesehnt! Und was ist es im Grunde für ein Dreck! Habe ich den Staat nötig? Aus eigener Kraft habe ich mich zu dem gemacht, was ich bin, und brauche keinen Bauherrn über mir.

In diesem dumpfen Trieb der Rebellion verwünschte er seine ganze Schwachheit. Warum hatte er dem Staat die Brücke geschenkt? Wenn er Hunderttausend daran verdient hätte, wäre das ein besserer Lohn gewesen als lumpige Orden und Titel. War er nicht der erste Eisenbahningenieur auch ohne das?! Wenn jetzt der Minister aufstände, um ihm in seinem „Sansten-Heinrichs"-Ton die Ernennung mitzuteilen, und er würfe ihm den Bettel vor die Füße: „Nehme ich nicht, Herr Minister! Ich bin Gustav Horstmann, bin mehr als die ganze Bagage zusammen. Diese ganze Dreckgesellschaft, die hiers Maul vollnimmt und, wenns drauf ankommt, die Hosen vollmacht vor Angst, Herr Minister! . . ." Er mußte beinah laut lachen, wenn er sich den Eindruck vorstellte, wie diese Bombe da unter die Ehrengäste zerplatzen würde, mit fürchterlichem Gestank. Da würde manch einer sich die Nase zuhalten und nicht wissen, wohin gucken!

‚Aber Gott verdamm mich, warum fängt man denn nicht an?' dachte er plötzlich. Eine dunkle Blutwelle schoß ihm mit solcher Macht gegen sein Hirn, daß sein Bewußtsein einen Augenblick umnebelt war. Fangt an! Fangt an! schries in ihm.

Er lehnte sich mit heftiger Bewegung zurück, um seinen Kopf von dem Blutandrang zu befreien. Doch als wenn seine Gedanken wie wildgewordene Pferde durch

seinen Kopf stürmten, stellten sich in verworrener Folge die verschiedenartigsten Erinnerungen ein. Und zwischen all dem Klang Stimmengewirr, Klappern von Messern, Gabeln und Gläsern.

Aber auf einmal wars lautlos still. Eine Art Grabesstarrheit legte sich über den Saal. Alle Herzen blieben stehen vor Erwartung. Das lautlose Flammen der vielen Kerzen, das Glitzern des Silbers, das leise Schaukeln des Weins in den Gläsern schien noch wie verbotener Lärm. Als jetzt ein Docht knisterte, zuckte Horstmann zusammen, als wenn ein Nerv in ihm zerrissen wäre. Lautlose Stille — nur ganz fern klang das weiche Gesäusel einer dünnen, klanglosen Stimme. Horstmann beugte sich vor — der Augenblick war da, die große Minute, die ihm Sühne brachte für so viel Schmach! Sein Mund war trocken, seine Zähne klapperten, ihn fror, ihn fror bis ins Mark der Knochen, als hätte man ihn in einen Eiskeller gesetzt. Gleich Leichen, ohne Blut, ohne Bewegung saßen die schwarzgekleideten Menschen ihm gegenüber. Er horchte — warum hörte er nichts? Die Stimme war so dünn, die Schallwellen erstarben, ehe sie ihn erreichten.

Und auf einmal war der Gedanke da: Wie, wenn du übergangen würdest? Wenn dein Name nicht genannt würde? .. In der nächsten Sekunde war das keine Vermutung mehr, sondern Gewißheit. Ja, dein Name wird nicht genannt! Dein Verdienst wird übergangen!! Dich schweigt man tot!!!

Aschgrau geworden, mit verzerrtem Gesicht lauschte er. Und da vernahm er deutlich die Worte:

„Des Kaisers und Königs Majestät, welchem wir soeben für die huldvolle Förderung dieses Werkes unsern ehrfurchtsvollen Dank darbrachten, haben auch des heutigen Tages mit besonderer Gnade gedacht und aus Anlaß der Weihe der Luringer Brücke mehrere Auszeichnungen verliehen. Es gereicht mir zu besonderer Ehre und Freude der Versammlung zu verkünden, daß Seine Majestät der Kaiser dem . . . . . .“

Der Minister holte neuen Atem und weidete sich an den vor Neugier und Erwartung wie gefolterten Gesichtern. Für ihn waren das die wenigen süßen, gottähnlichen Momente in einer Existenz voller Plackereien. Dann fuhr er mit sanftem Lächeln fort:

„Dem obersten Leiter des Baues, Herrn Geheimen Baurat Bethge, den königlichen Kronenorden zweiter Klasse und dem Direktor des Eisenwerkes . . .“

Aber er stockte, diesmal widerwillig, und folgte den Blicken seiner Umgebung, der ganzen Tafel, die sich alle mit Schrecken nach einer aufgerichteten Gestalt hinwandten, die da unten ganz einsam am untern Ende der Tafel sich erhoben hatte, wie ein Riese alle überragend, mit gelbgrauem Gesicht, aber in ihrer trotzigen Haltung einem empörten Titanen gleich.

Der Minister stockte, wurde verlegen, hüstelte, fuhr sich über die Augen, als wenn er nicht gut sähe. Dann hüstelte er lauter, und seine Miene drückte große Verwunderung, ja Entrüstung aus. Aber als die Gestalt stehen blieb, fuhr er fort zu sprechen, leise, hastig, die verschiedenen Orden aufzählend, von der zweiten Klasse

zur dritten, zur vierten heruntersteigend, bis zu den Verdienstmedaillen, die an Arbeiter verliehen waren.

Aber als er nun das Glas ergreifen wollte, da erhob der empörte Titan unten am Tisch seine Faust und ließ sie mit einem Donnerschlag niedersausen, daß die Damen aufkreischten, und die Gläser zu Boden prasselten wie reife Pflaumen. Und mit einer Stimme, die Trommelwirbel übertönt hätte, schrie Horstmann drohend die Hand ausstreckend zum Vertreter des Staats, der gesellschaftlichen Ordnung, zu allen denen, die da oben saßen in seiner heiligen Nähe:

„Kanaillen, ihr .... verfluchte! .... Betrüger!! .. Sauhunde!! ..“

Dann stolperte er hinaus, und die Thür fiel wie ein Donnerschlag hinter ihm ins Schloß.

VIII.

Zum ersten Mal seit mehr als einem Vierteljahr strahlte wieder heller Lichtschimmer aus den Fenstern des Horstmannschen Hauses. Eine Gesellschaft von etwa zwanzig Leuten, größtenteils aus Annas nächsten Bekannten und einigen jungen Künstlern zusammengesetzt, hatte sich in der Dämmerstunde zu einer Art five o'clock tea bei ihr versammelt. Ein junger Komponist, Oberstadt, der

Anna von Holleber als äußerst talentvoll empfohlen war, sollte einige seiner Kompositionen vorspielen. Deshalb — so hieß es wenigstens — war man zusammengekommen.

Aber seit beinah einer Stunde stand der Musiker mit seiner Notenmappe im Zwielicht des Fensters und starrte mit begehrlichen Blicken den schwarzpolierten Flügel an. Die Frau des Hauses hatte ihn zuerst auf die liebenswürdigste Weise begrüßt, aber erschrocken über sein barockes Äußere, das dem eines bärbeißigen Polizeiwachtmeisters glich, mit gesträubtem Schnurrbart unter einer rotglühenden Nase, zurückgestoßen von seinem vor Verlegenheit groben Wesen, das an die Kneipe mahnte, hatte sie sich hastig umgedreht und ihn stehen lassen. Nun spielte er den Statisten, bald das rechte, bald das linke Bein vorschiebend, und nachdem er sich bis zum Überdruß seine Sonate hatte durch den Kopf gehen lassen, begann er mit hypochondrischem Grimm die Gesellschaft zu beobachten. Sie waren ihm fast alle bekannt, wenigstens dem Ansehen und dem Klatsch nach, den er über sie gehört hatte.

Oberstadt selbst war ein Düsseldorfer Kind, der Sohn eines pensionierten Majors. Nachdem er mehrere Jahre in Berlin gestrebt und das Ziel, sich einen Namen zu machen, beinah erreicht hatte, war ihm das Geld ausgegangen. Er mußte nach Düsseldorf, in den ehemaligen Frohndienst des Noteneinpaukens und Falsche-Töne-Anhörens zurückkehren, spielte jetzt das entgleiste Genie, litt an Größenwahn, bekneipte sich täglich und war im übrigen eine Klatschbase.

Anna ging von Gruppe zu Gruppe. Als wenn in

der langen Sommerstille eine ganze Ernte von Fröhlichkeit, Geist und Anmut in ihr gereift wäre, zeigte sie sich von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Sie hatte sich soeben an Frau Oswalds Seite gesetzt und ihrer Freude über das Wiedersehn Ausdruck gegeben. Frau Oswald, die aus dem Engadin kam, sah bedeutend frischer und jugendlicher aus als vor einem Jahr. Mochte die Bergluft ihr Blut erneuert haben, oder die schadenfrohe Erinnerung an den Skandal, den Horstmann sich und seiner Familie bereitet hatte, sie nur für diesen Augenblick verschönern, ihr ganzes Gesicht war faltenlos und schwellend, ihre Haltung gerader als je, und ihre Augen sprühten vor stolzem Selbstgefühl. Anna merkte, daß ihre Rivalin neue Kraft gesammelt hatte, und daß zwischen ihnen beiden ein harter Kampf entbrennen würde. Während sie mit scharfem Auge die wieder ganz schwarz gewordenen Haare ihrer Freundin prüfte, ohne jedoch die Spuren des Färbens entdecken zu können, führte sie das liebenswürdigste Geschwätz, wurde bald ein bißchen sentimental, bald wieder heiter, ganz als wenn es ihr darum zu thun wäre, ihr Herz einmal auszuschütten.

Frau Oswald aber gab nur kurze Antworten und unterhielt sich desto eifriger mit Bert, nach dem sie seit einiger Zeit wieder den Köder auswarf. Holleder, dessen langer Biedermeierrock fast bis auf die Erde fiel, hatte den Kopf aufgestützt und hörte stillschweigend zu. Er spielte den Übersättigten. Vor kurzem war seine Tante gestorben und hatte ihm ganz unerwartet eine kleine Erbschaft hinterlassen, etwa vierzigtausend Mark. Damit wollte er nach Paris gehen, um sich dort für einige Zeit

niederzulassen, und im Gedanken an diese Reise sah er bereits auf alles, was ihm hier entgegentrat, mit stiller Verachtung herab.

„Wie lange wirds dauern, bis Sie uns alle vergessen haben?“ fragte Frau Oswald.

„Warum soll ich Sie vergessen?“

„Sie werden sich dort brillant amüsieren . . .“

„Mich amüsieren? Ich denke nicht dran. Ich werde arbeiten. Rasend arbeiten. Hier in Düsseldorf weiß man ja gar nicht, was Arbeit heißt. Das lernt man nur in Paris. Den ganzen Tag werde ich auf dem Atelier sitzen und überhaupt keinen Menschen sehen.“

„Können Sie das hier nicht auch?“

„Aber hier fehlt einem jede Anregung, man hat hier ja keine vernünftigen Modelle, keine Ateliers, die Luft taugt schon nichts. Sie sehen ja, daß ich hier nichts gemacht habe. Aber warten Sie nur ab, wenn ich zurückkomme.“

Anna hatte eine kleine Weile mit einem Offizier kokettiert, einem blutjungen hübschen Leutnant, frisch wie ein Apfel, eben von der Kriegsschule gekommen. Er hatte noch ganz die übertriebenen Fähnrichsmanieren, begleitete jede Antwort mit ruckartigen Verbeugungen und legte die Hände an die Hosennaht. Nach wenigen Minuten hatte sie ihn so gänzlich verwirrt, daß er rot wie eine Tomate geworden war und nur noch zu stammeln vermochte. Sie ließ ihn stehen und trat zu einem anderen Herrn. Es war der Maler Klaus Fernow, der erst vor Kurzem von Holland nach Düsseldorf übergesiedelt war.

„Haben Sie schon gesehen, wo Ihr Bild hängt?“

„Noch nicht, gnädige Frau."

„Dann kommen Sie, ich wills Ihnen zeigen."

Die beiden gingen in das Eßzimmer nebenan, dessen Wände unten mit Eichenpaneel bekleidet, darüber mit einer hübschen Kollektion Bilder geschmückt waren. Bilder zu kaufen, am liebsten von noch jungen, bestrittenen Künstlern, war Annas Leidenschaft. Ihre Kunstliebhaberei und eine gewisse Neigung zur Spekulation fanden darin Befriedigung.

Selbst in dem Halbdunkel des nur von wenigen Flammen erleuchteten Raumes hob sich die Landschaft durch ihre leuchtkräftigen Farben von den Bildern zu beiden Seiten ab. Anna rief den Diener, der die übrigen Flammen des Lüstreweibchens entzündete.

„Es ist ein prächtiges Werk! Sobald ich es sah, war mein erster Wunsch, es zu haben. Finden Sie, daß es gut hängt?"

„Ich könnte mir keinen besseren Platz wünschen."

„Ein bißchen wirkts auf Kosten seiner Nachbarn, nicht wahr? Meine Freunde rieten mir, ich sollte es nebenan ins Rauchzimmer hängen! Das fehlte noch! In meinem Hause hänge ich die Bilder, wie ich will. Und die, die mir am besten gefallen, bekommen den besten Platz."

Während sie dann in den Salon zurückkehrten, sagte sie noch:

„Lassen Sie sich doch öfter bei uns sehen. Ich denke, meine Freunde sollten mich jeden Donnerstag besuchen. So in der Dämmerstunde plauderts sich viel leichter, als bei den großen Diners ... Übrigens kann man das ja noch außerdem."

Sie nickte ihm zu, und es war, als wenn sie mit dem Strahlenglanz ihrer Augen ihn wie mit einem duftigen Netz umwebte. Entzückt blickte der Maler ihr nach, während er sich zu Oberstadt gesellte, der noch immer mürrisch in seinem unbefriedigten Thatendrang ausharrte.

„Sie fühlen sich auch wohl recht gottverlassen, was? Ich frage mich schon seit einer Stunde, warum ich mir hier die Beine in den Leib stehe und nicht lieber zu Bier gehe."

„Wer ist eigentlich die alte Dame da am Kamin?" fragte Fernow ablenkend.

„Meinen Sie die mit dem Mehlstaub auf dem Seidenkleid? Das ist Frau Horstmanns Mutter, Frau Regierungsrat Düsbach, 'ne vornehme alte Dame, finden Sie nicht?"

„Gewiß."

„Vor ein paar Jahren ist sie beim Pfandleiher in der Ratingerstraße gewesen und hat ihren Schmuck versetzt. Ihr Vermögen hat sie verspekuliert."

„Woher wissen Sie denn das?"

„Das weiß hier jeder Mensch . . . Wollen Sie noch mehr hören von den anderen? Ich kenne die ganze Blase."

„Kennen Sie das junge Mädchen neben ihr?"

„Die Kleine da? . . . Das ist die Stieftochter unserer Wirtin. Von der kann ich Ihnen noch nichts erzählen. Die ist erst ein paar Wochen hier. Aber warten wir ab! Jetzt ist sie noch frisch. Wie lang wird das dauern! Bei ihrer Mutter ist sie in der besten Schule. Sehen Sie nur, wie die jetzt ihre Augen heraushängt nach dem Leutnant.

Sollte man nicht meinen, sie wäre in ihn verliebt? Herrgott, ich wollte, einmal in meinem Leben könnte mir der Kerl seine Visage leihen, damit mich eine Frau so ansieht. Aber ich glaube, sie macht sich nichts aus ihm. Sie will bloß der Frau Oswald einen Tort anthun. Passen Sie auf, jetzt fängt die auch an! Sind das Gänse, die Weiber, Gänse und Hyänen, am liebsten möchten sie sich gegenseitig verschlingen."

„Wer ist denn Frau Oswald?"

„Sie kennen die Bierkönigin nicht, Frau Horstmanns schlimmste Feindin?"

„Was?"

„Oder ihre beste Freundin, wie Sie wollen. Kann man denn bei Frauen, die sich so lange kennen, wissen, was stärker ist, der Haß oder die Freundschaft? . . . Sie denken, ich bin nicht gut zu sprechen auf die Leute. Aber habe ich nicht recht? Man hat mich hier eingeladen, damit ich meine Kompositionen vorspiele. Frau Horstmann sagt mir, sie hätte die ganze Gesellschaft nur meinetwegen arrangiert. Aber jetzt warte ich seit einer Stunde, und kein Mensch fragt nach Musik. Ich glaube, diese Weiber haben so wenig Gehör für Musik wie die Kühe. Die einzige Musik, die sie hören wollen, sind Komplimente. Ebensogut hätte man sagen können, der Leutnant hier sollte ein paar neue Kanonen abbrennen. Ist das alles ein Schwindel! Es mußte ein Vorwand gefunden werden, um die Leute wieder ins Haus zu locken nach dem Skandal."

„Nach welchem Skandal?"

„Ja, zum Kuckuck, kennen Sie denn nicht den Skandal mit Horstmann?"

„Ich wußte gar nicht, daß Frau Horstmanns Mann noch lebt. Ich dachte, der wäre längst tot."

„Tot! Das ist klassisch ... Tot ist er auch — ein toter Mann, der noch auf der Straße spazieren geht, der ißt, trinkt, denkt, den aber kein Mensch mehr ansieht. Ein wandelndes Gespenst, vor dem man sich bekreuzigt. Der Paria von Düsseldorf. Neulich hat er sich im Malkasten sehen lassen. Es war ein Schreck, als wenn ein Pestkranker herein käme. Er setzte sich zu mir an den Tisch. Ich hatte Mitleid mit dem armen Kerl und blieb sitzen, ein paar Maler, Bekannte von ihm, blieben auch sitzen, aber die Offiziere und Assessoren, die da waren, haben sich gedrückt. Sie wollten mit ihm nichts zu thun haben. Schließlich, weil die Geschichte zu verlegen wurde, hat ihn einer zu 'ner Partie Skat aufgefordert. Aber er hat gedankt. Keine drei Worte hat er gesprochen, sein Bier und uns angesehen — dann ist er gegangen."

„Was hat er denn verbrochen?"

„Er ist verrückt."

„Verrückt?!"

„Er war sechs Wochen in Grafenberg ... Aber daß Sie die Geschichte nicht kennen! Das war doch der größte Skandal, den wir seit Jahren in Düsseldorf erlebt haben."

„Erzählen Sie!"

Die beiden traten die Stufe, die zu dem spitzwinkligen Erker führte, hinauf und setzten sich auf eine mit Polstern

bedeckte Holzbank, unter eine mächtige Palme, deren breite Wedel sie gleich aufgespannten Schirmen überdachten. Eine Ampel spendete aus bunten Gläsern mattes vielfarbiges Licht. Von diesem kleinen Raum aus, durch die schwerseidenen Vorhänge halb verdeckt, konnten sie den Salon im hellsten Licht übersehn. Während Oberstadt in aufgeregtem Flüsterton erzählte, ließ der Maler sein Auge bald auf Anna, bald auf dem jungen Mädchen, ihrer Stieftochter, ruhn.

„Er hat doch die Luringer Brücke gebaut, das wissen Sie. Bei deren Einweihung hat er gehofft, daß für ihn ein Orden, ein Titel, ich weiß nicht was, abfiele. Aber es ist nichts damit gewesen, man hat seinen Namen überhaupt nicht genannt. Der Grund war, daß er sich in Ungarn fürchterlich kompromittiert hat. Eine Brücke ist da zusammengebrochen. Aber Sie haben doch von dem Szegediner Eisenbahnunglück gelesen?“

Fernow erinnerte sich, daß in einer alten Zeitungsnummer, die sich in die Einsamkeit des holländischen Fischerdorfs verirrt hatte, das Unglück erwähnt war. Doch hatte er nichts Näheres darüber gelesen.

„Also wie der Ingenieur merkt, daß er bei dem Fest geschnitten wird, da — ob er nun betrunken war, oder wahrscheinlich hats da zum ersten Mal in ihm angefangen zu rappeln — springt er auf, brüllt den Minister an, er wäre ein Schuft, ein Lügner, ein Schweinehund . . . Ja! ja! Schweinehund hat er gesagt — zum Minister! Das ist ein Kerl! Der hat Knigges Umgang mit Menschen studiert . . . Also nachdem er sich so Luft gemacht hat,

läuft er hinaus in eine Spelunke zu seinen Arbeitern, hat sich mit denen vollgesoffen, und in der Nacht hat er sich mit ein paar Kerlen drangemacht, die Brücke in die Luft zu sprengen. Stellen Sie sich das vor! Das wäre was gewesen. Eine Brücke, die ein paar Millionen gekostet hat, in die Luft zu sprengen, bloß weil man keinen Orden gekriegt hat. Dazu muß man doch schon verrückt sein."

„Aber die Brücke steht doch noch!" sagte der Maler.

„Na, Gott sei Dank, steht sie noch. Der Wirt hat Lunte gerochen und die Kerls bange gemacht, daß Gendarmerie käme. Sie waren schon drauf und dran, die Felsenkammer, wo das Dynamit lagerte, aufzubrechen. Wo Horstmann die Nacht und die beiden nächsten Tage sich herumgetrieben hat, weiß kein Mensch. Am dritten Tage kommt er nach Düsseldorf zurück, in einem Aufzug wie ein Stromer und trifft meinen Alten auf der Straße. Der thut so, als wenn er von nichts weiß, gratuliert ihm zur Einweihung — da fängt mein Horstmann an zu schimpfen. Man hätte ihn betrogen, ein paar hunderttausend Mark hätte er zugesetzt bei dem Bau, der Berliner Geheimrat wäre sein Todfeind, er hätte mit dem Minister ein Complott geschmiedet, um ihn zu ruinieren. Mein Alter macht große Augen, das können Sie sich wohl denken. Dem war das natürlich scheußlich, daß in seiner Gegenwart so auf diese hohen Tiere geschimpft wurde. Aber Horstmann führte immer tollere Reden. Er hätte an Bismarck telegraphiert, damit der ihm zur Hilfe käme. Und schließlich nimmt er meinen alten Herrn untern Arm und sagt ihm in geheimnisvollem Ton, Bismarck hätte schon zurücktelegraphiert: „Recht muß Recht bleiben. Der

Minister kommt ins Loch" . . ." Na, da ging denn meinem Alten endlich eine Stalllaterne auf. Er hat zu allem ja gesagt, aber wie der Ingenieur ihn losgelassen hat, ist er gleich zum Geheimen Sanitätsrat Zimmer gegangen und hat den gebeten, er sollte beim Horstmann doch mal vorschaun, mit dem schiens da oben nicht ganz richtig."

Im Salon wurden die Flügelthüren zum Eßzimmer geöffnet, die Leute standen auf und begannen langsam sich hinüber zu begeben.

„Ich glaube, jetzt wird gar gegessen!" sagte Oberstadt wütend. „Ich möchte wissen, wann ich eigentlich spielen soll? Überhaupt, wie finden Sie das, eine Gesellschaft zu geben, wenn man einen verrückten Mann im Hause hat?"

„Ist denn der Ingenieur hier?"

„Wo? Hier in der Gesellschaft? Sie, das fehlte noch. Ich glaube, da würden die Leute ausreißen. Gott weiß, wo der steckt. Manchmal wenn ich durch die Hofgartenstraße gehe, sehe ich ihn am Fenster stehen, da über uns im ersten Stock. Er guckt da heraus mit einem Gesicht — wissen Sie, ich muß immer denken, er sucht sich einen Ast aus, um sich dran aufzuhängen."

„Schrecklich!" sagte der Maler. „Der arme Kerl. Aber am meisten thun mir die Frau und die Tochter leid."

„Die Frau? Glauben Sie, daß die sich grämt? Die wird diesen Winter ebenso viel Gesellschaften geben wie vorigen Winter. Sehen Sie doch nur an, wie vergnügt sie ist!"

Gerade wandte Frau Horstmann, die mit Holleder zusammenstand, ihnen ihr lächelndes Gesicht zu. Sie selbst

hatte auch die beiden, in dem halbdunklen Erker vergessenen Gäste bemerkt. Mit schwebendem Gang kam sie auf sie zu.

„Warum sitzen Sie denn gar so verloren hier? Wollen Sie nicht ein Glas Wein trinken?"

Dann wandte sie sich an Oberstadt.

„Ich lasse gleich die Lichter anstecken. Dürfen wir dann hoffen, daß Sie uns eins Ihrer Werke vorspielen? Ich freue mich sehr darauf. Von Ihren Sonaten hat mir Herr Holleder so viel vorgeschwärmt."

„Ich stehe schon längst zur Verfügung, gnädige Frau."

„Gewiß, gewiß!" sagte sie schnell, mit weichem Lächeln ihn karessierend. „Aber ich habe absichtlich gewartet. Erst mußten wir uns ein bißchen ausschwatzen. Ehe wir Frauen nicht unsere kleinen Bagatellen erledigt haben, können wir nicht die Gedanken auf etwas Höheres richten. Also Sie entschuldigen die Verzögerung? Es geschah wirklich nur im Interesse Ihrer Musik."

Sie nickte den beiden leicht zu und ging dann an Holleders Arm zum Eßzimmer.

„Wundervoll!" sagte Oberstadt, ihr nachblickend. „Was sie gesagt hat, war ja alles gelogen. Die pfeift auf meine Sonaten. Tanzmusik wäre ihr zehnmal lieber. Aber wie hat sie das alles zu drehn gewußt! . . . Und sehn Sie nur ihren Gang! Muß man sie nicht für ein junges Mädchen halten? Ja, die hängt nun ihr Lebelang an diesem Kerl ohne Manieren, verrückt obendrein. Kann mans ihr übelnehmen, wenn sie sich auf eigene Faust amüsiert?"

Aber in der ehrlichen Seele des Malers hatte das

Entzücken an der schönen Frau dem Mitgefühl mit dem unglücklichen Ingenieur Platz gemacht. Ihm schwebte das Bild eines alten Mannes vor, der im grauen Zwielicht aus dem Fenster starrt auf die herbstlich kahlen Bäume, dem das Leben nach allen Qualen und Enttäuschungen nur den einen Wunsch gelassen hat, daraus zu scheiden.

„Was ist denn mit Horstmann geschehen?“ fragte er. „Hat man ihn ins Irrenhaus gebracht?“

„I das Schönste kommt erst noch,“ fuhr Oberstadt fort, während sie langsam in ziemlicher Entfernung hinter den andern zum Speisezimmer gingen.

„Als Horstmann nach Hause gekommen ist, hat er sich hingesetzt und einen Artikel für das Düsseldorfer Volksblatt verfaßt. Der Artikel heißt: „Die Luringer Brücke und wer sie gebaut hat.“ Ich habe leider die Nummer nicht mehr bekommen, aber was da drin gestanden hat, muß ja einfach toll gewesen sein. Den Minister, den Präsidenten, die andern Baumeister, überhaupt ungefähr die ganze Düsseldorfer Gesellschaft hat er in Bausch und Bogen für Lumpen und Spitzbuben erklärt. Der Artikel hätte ihm sicher ein paar Monate eingebracht. Aber den nächsten Tag, als er sich auch zu Haus wie ein Irrsinniger benommen hat — er hat seine Frau ein bißchen mit dem Messer gekitzelt, glaub ich — da ist denn endlich der Doktor Zimmer mit ein paar handfesten Wärtern gekommen. Die haben ihn eingesackt und nach Grafenberg geschickt . . . Aber kommen Sie! Einen Schluck Rüdesheimer, eh man spielt, das ist zwar eigentlich eine Unverschämtheit einem das anzubieten, aber . . .“

Er drängte sich zwischen die andern an den Tisch, und

nachdem er vorsichtig mit seinen delikaten Musikerhänden einige Brötchen ergriffen hatte, verschlang er hastig eins nach dem andern.

Der Maler, dem soeben der Diener ein Glas Wein reichte, stand neben Frau Horstmanns Tochter. Verstohlen betrachtete er sie. Alles an diesem derbgewachsenen Mädchen: die um den Kopf gelegten braunen Flechten, das grüne Tuchkleid, die runden, wenig gepflegten Hände, verriet einfache Natürlichkeit. Ihr Gesicht war von auffallender Kindlichkeit. In ihre Seele hatte das Leben offenbar nur wenig und ganz einfache Dinge eingeschrieben. Zugleich aber hatte das Gesicht einen gewissen mütterlich fürsorglichen Ausdruck, wie er jungen Menschen eigen ist, die im Zusammenleben mit alten, gebrechlichen Personen aufgewachsen sind. Sie war nicht hübsch, aber dem Maler gefiel sie, im Gegensatz zu diesen künstlich ausstaffierten Salongeschöpfen. Sie erinnerte ihn an die holländischen Fischermädchen, die ihm so oft Modell gesessen hatten.

Beide warfen sich von Zeit zu Zeit einen Blick zu, in dem der Wunsch nach Anknüpfung lag. Dann sagte Fernow zu ihr:

„Sie sind noch nicht lange hier, wie ich gehört habe."

„Seit drei Wochen . . . Es ist die erste große Gesellschaft, die ich mitmache."

„Wo waren Sie früher?"

„In Eisenach. Meine Großmutter hat dort ein kleines Haus."

„Es ist gewiß sehr hübsch dort."

„Ja . . . wie mans nimmt," erwiderte sie in etwas zweifelhaftem Ton. „Meine Großmutter ist seit vielen

Jahren kränklich. Sie muß zu Bett liegen. Da bin ich oft eine Woche lang nicht aus dem Zimmer gekommen."

„Das muß freilich nicht sehr amüsant sein."

„So schlimm, wie man sichs denkt, ists nicht. Nur fühlt man sich sehr einsam. . . Hier ist es freilich schöner."

Sie kamen schnell ins Gespräch. Er erzählte von Holland. Dort hatte auch er die Einsamkeit kennen gelernt und in dem öden Fischerdorf oft wochenlang nichts gehört als das dumpfe Brausen der Brandung gegen die Dünen.

„Sie sind doch Seemann?" unterbrach sie ihn.

„Ich bin Maler."

Nun sprachen sie über Bilder. Charlotte erzählte, daß sie auch zeichnete. Am liebsten Landschaften. Sie wollte hier Unterricht nehmen. Sobald es ihrem Vater besser ging, würde sie mit ihm darüber sprechen.

„Wenn Sie uns mal wieder besuchen, möchte ich Ihnen meine Skizzen zeigen. Sie müssen mir dann offen Ihr Urteil sagen. Mein Lehrer in Eisenach meinte, ich hätte Talent. Aber ich fürchte, er verstand selbst nicht allzu viel."

Die Leute hatten sich schon in den Salon zurückbegeben, während sich die beiden noch unterhielten. Gerade wollten sie nachkommen, als Frau Horstmann ins Zimmer sah.

„Lotte, wo steckst du? Komm, es wird gespielt."

Das junge Mädchen lächelte und hing sich erfreut in den Arm ihrer Mutter, auf deren Schönheit sie stolz war. Hinter ihnen kehrte der Maler in den Salon zurück.

Oberstadt saß schon am Klavier. Er spreizte die

Finger und fuhr mit schnellen Griffen über die Tasten. Anna schob ihre Tochter auf einen leeren Stuhl und setzte sich selbst neben Bert. Noch plauderte man halb laut. Da schlug Oberstadt einen vollen Akkord an. Schnell flüsterte man die letzte Liebenswürdigkeit, die letzte Bosheit, ließ noch ein Lächeln über das Gesicht gleiten, dann war es still. Alle blickten gelangweilt drein. Der Komponist spielte sein Opus Nummer 43.

* * *

Wie immer war Horstmann um fünf von seinem Spaziergang heimgekehrt. Letzte Tageshelle fiel durch das Fenster, als er sich an den Schreibtisch setzte. Von den verstreut herum liegenden Papieren ergriff er einige halbbeschriebene Seiten, las sie durch, in seinen Stuhl zurückgelehnt, sann dann eine Weile nach, während sein Gesicht einen krampfhaft gespannten Zug annahm, der die Mühe des Gedankensammelns verriet. Dann griff er zur Feder, tauchte ein, aber nachdem er einige Augenblicke die weiße Hälfte des Bogens angestarrt hatte, warf er den Halter zurück. Den Kopf in die Hand gestützt, verfiel er mit müdem, gebrochenem Ausdruck in seine Grübeleien. Es ging ihm wie einem Ertrinkenden, der sich aus den Wellen glücklich mit Aufbietung der letzten Kräfte zum Ufer hinarbeitet, aber in dem Augenblick, wo er den Uferrand ergreift,

verläßt ihn die Kraft, und er sinkt haltlos in den Strudel der Wellen zurück.

An dem einen verhängnisvollen Tage war das ganze Gebäude seines Lebens zusammengebrochen, und er saß mit schlaffen Händen und dumpfem Geist auf dem Trümmerhaufen, ohne Kraft, ohne Lust, an irgend einer Stelle wieder neu aufzubauen.

Ein Bankkonsortium hatte ihm beim Bau einer Rumänischen Eisenbahnlinie eine glänzende Stellung angeboten, aber er hatte mit zwei kurzen Zeilen abgelehnt. Geld zu verdienen brauchte er nicht mehr. Und eine angesehene Stellung in einem fremden Lande zu haben, lockte ihn auch nicht. Hier in seinem Vaterland, in seiner engsten Heimat war er gescheitert, mit dem Werk, an das er seine beste Kraft gesetzt. Nicht gescheitert, das Werk stand da, täglich rollten Eisenbahnzüge über die Brücke hin, tausende von Leuten hatten aus den Kupeefenstern in den schwindelnden Abgrund, über den die Kunst des Ingenieurs den eisernen Bogen geschlagen hatte, hinuntergeblickt. Die „Luringer Brücke“ war weltbekannt, aber den Namen des Erbauers hatte der schwarze Undank ausgelöscht. Er war um seinen Lohn betrogen, durch die Hinterlist und Gemeinheit derer, die ihm dankbar hätten sein sollen. Das war der Schlag, der ihn niedergestreckt hatte, und von dem er sich nicht erholen konnte. Die Ärzte behaupteten, er sei verrückt gewesen. Und sie hatten recht. Die Ereignisse der letzten Zeit hatten seinen Geist verwirrt.

Von dem Festbankett war er in die Arbeiterkantine gestürzt und hatte dort seine wilde Aufregung in Bier und

Schnaps ertränkt. In der Nacht hatte er die ebenso besinnungslosen Arbeiter aufgefordert, mit ihm die Brücke zu demolieren. Sie wurden daran gehindert. Dann hatten sie weiter gezecht. Schließlich war Horstmann von dem mitleidigen Wirt in die Mühle gebracht worden. Als er am nächsten Morgen mit wüstem Kopf erwachte, machte er sich auf den Weg. Er mußte fort. Weg von diesem verhaßten Ort, wo seine Hoffnungen begraben waren. Aber auch nach Düsseldorf wollte er nicht zurück. Der Gedanke, seine Frau oder irgend einen Bekannten wieder zu sehn, bereitete ihm Ekel. Er stellte sich die höhnischen, schadenfrohen Gesichter vor, und dann fühlte er Peitschenhiebe auf seiner Seele brennen. Er lief der Landstraße nach, ohne zu wissen, wohin er ging, wie eine entgleiste Maschine; er kam durch Wälder, durch unbekannte Ortschaften, er schlug Feldwege ein, er wurde sich der Gegend gar nicht klar. Eine ruhelose Kraft trieb ihn vorwärts. Er merkte, daß etwas in ihm gährte, dessen er nicht Herr war. Er hatte Angst vor sich selbst, Angst und Ekel vor allen andern. Manchmal blieb er stehen und sah stier vor sich hin. Also was thun? Was thun? fragte er sich. Er horchte auf, über die weiten Felder lugend, auf denen sich die Sommersaat im Winde schaukelte, als wenn eine Stimme von draußen ihm die Antwort geben könnte; aber sobald er stehen blieb, begann das chaotische Toben seiner Gedanken. Nur wenn er ging, daß im glühenden Sonnenbrand die Schweißtropfen von seiner Stirn strömten, fand er einigermaßen Ruhe.

Spät abends kehrte er in elende Fuhrmannskneipen

ein, aß, trank, brütete vor sich hin, ging dann auf sein Zimmer, um dort ruhelos auf und ab zu laufen, bis er totmüde ein paar Stunden Schlaf fand.

Nachdem er so drei Tage lang umhergeirrt war, legte sich der Tumult, und ein Einziges blieb zurück: der Wunsch nach Rache. Er wollte nach Haus und alle Hebel in Bewegung setzen, um sich zu seinem Recht zu verhelfen. Er setzte sich auf die Bahn. In Düsseldorf angekommen, ging er sofort aufs Telegraphenamt. Da der Minister ihm unrecht gethan hatte, wandte er sich an einen Höheren, er telegraphierte an den Reichskanzler. Auf dem Wege nach Hause traf er verschiedene Bekannte. Was er ihnen vorredete, war ausgemachter Unsinn. Er wußte das selbst, oder wenigstens sagte ihm eine leise Stimme in seinem Innern: Das stimmt nicht! Das Gegenteil ist der Fall! .. Aber er mußte so sprechen. Er kühlte damit seinen Haß. Seine Wut war zu einem Riesen angeschwollen, und seine Vernunft zu einem Zwerge zusammengeschrumpft. Das Brüllen des wilden Tieres in ihm übertönte die beruhigenden Stimmen. Er hatte keine Gewalt mehr über seinen Geist und konnte nur den Zuschauer spielen, machtlos allen Verwirrungen preisgegeben. Aber selbst in den Augenblicken der größten Erregung verlor er nie gänzlich die Besinnung über sich.

Zu Haus angekommen, schloß er sich in sein Zimmer ein und schrieb bis spät abends die von Beleidigungen strotzenden Zeitungsartikel. Dann ging er schlafen. Aber die ganze Nacht war er von Träumen gepeinigt. Aufrecht im Bett sitzend, sprach und stöhnte er vor sich hin. Anna,

die an seiner Seite lag, hatte die Decke über die Ohren gezogen und stand Todesangst aus.

Als er am nächsten Tag seinen Schwager Dehwitz bei der Mittagstafel vorfand, bekam er einen wahren Tobsuchtsanfall. Er schrie, das Essen wäre vergiftet, seine Frau stelle ihm nach dem Leben, überall lauerten Feinde ihm auf.

Das Erscheinen des Geheimrat Zimmer versetzte ihn vollends in Raserei. Er stieß die größten Schmähungen gegen die Ärzte aus, und wenig fehlte, so wäre er gegen den alten Herrn handgreiflich geworden. Doch dessen unwandelbare Ruhe wirkte allmählich wie Opium auf seine erregten Nerven. Schließlich ließ er sich überzeugen, daß er krank sei, und fuhr mit dem Arzt in die Grafenberger Irrenanstalt.

Hier verfiel er nach einer sehr unruhigen Nacht in einen Zustand vollständiger Apathie. Die Ärzte wurden aus ihm nicht klug. Da sie nicht wußten, welcher Umstand diesen jähen Stimmungswechsel veranlaßt hatte, konnten sie ihn auch nicht erklären.

An Horstmanns Ruhe war ein Wort des Geheimrats schuld. Dieser hatte ihm erzählt, daß man ihm die bei der Einweihung der Brücke vorenthaltenen Ehrungen später unter der Hand habe zukommen lassen wollen. Aber er selbst habe dies durch sein Auftreten vereitelt.

Es war dem Ingenieur, als wenn ihn noch einmal ein eben solcher furchtbarer Schlag träfe. Aber das, was zum ersten Mal Raserei in ihm hervorgerufen hatte, versetzte ihn jetzt in einen Zustand vollständiger Verzweiflung.

Aller Hoffnungen bar, brütete er vor sich hin. Den Fragen der Ärzte gegenüber verhielt er sich wortkarg und ablehnend. Er hatte sein Leben lang nicht viel von ihnen wissen wollen, seinen übrigen Anschauungen entsprechend, verachtete er die Schulmedizin und neigte zur Naturheilkunst.

Nachdem er sich in Grafenberg sechs Wochen lang tadellos benommen, nicht die leiseste Spur von Verrücktheit gezeigt, sondern im Gegenteil zugegeben hatte, daß er von der Verkehrtheit verschiedener seiner Äußerungen überzeugt sei, wurde er als geheilt entlassen. Seitdem lebte er in seinem Hause wie ein Mann, der mit dem Dasein abgeschlossen hat, dessen Willen erloschen ist. Einige Zeit nach seiner Rückkehr hatte er seine Tochter Lotte aus Eisenach kommen lassen, aber als sie da war, kümmerte er sich um sie ebenso wenig wie um seine Frau. Aus der Anstalt hatte er sich auf den Rat der Ärzte einen Wärter mitgenommen, dem er wegen seines stillen, mürrischen Wesens sein Vertrauen geschenkt hatte. Dieser hielt die beiden Räume, das Arbeitszimmer und nebenan das Schlafzimmer, in denen er hauste, in Ordnung und begleitete ihn meistens auf den Spaziergängen. Frau und Tochter sah er eigentlich nur bei den gemeinsamen Mahlzeiten, selten richtete er in müdem, schleppendem Ton ein paar Worte an sie. Daß Anna sich immer mehr an ihre Verwandten anschloß, daß außer Frau Düsbach, die bei ihnen wohnte, jetzt auch Dehwitz und Frau meist den halben Tag im Hause waren und sich hier wie die Herren gebärdeten, schien ihn nicht zu kümmern. Wenn Anna Geld verlangte, holte er aus dem Geldschrank die Hundertmarkscheine, ohne

nachzusehen, wieviel er ihr gab. So sehr war er eine Null in seinem eigenen Hause, daß selbst die Dienstboten ihn als einen Fremden ansahen und sich gewöhnt hatten, nur Frau Horstmanns Befehle auszuführen.

Doch Horstmann war weder blind, noch taub, noch gefühllos. Der alte Groll gegen sein Weib und deren Sippschaft war noch lebendig. Nur gebrach es ihm an Willenskraft. Aber es bedurfte nur eines einzigen Anstoßes, damit er, der in seinen Grübeleien wie ein lebendig Begrabener eingesargt war, aufstand und zeigte, daß er noch am Leben war . . .

Die Wanduhr in seinem Zimmer hatte eben sechs geschlagen, als sich die Thür öffnete, und der Wärter Mewes ins Zimmer schlurfte. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, in brauner Joppe, schmutziger, weißleinener Hose und grauen Filzschuhen. Sein Gesicht sah verdrießlich aus, und der ganze Kerl hatte etwas Eingetrocknetes und Verstaubtes, als wenn er sein Leben lang unter einem Aschenhaufen gelegen hätte. In der Hand hielt er eine kurze Thonpfeife, mit der er fortwährend das Haus verstänkerte.

„Da wäre auch die Post gekommen,“ murmelte er, an Horstmanns Schreibtisch tretend. „Ich kann jetzt wohl die Lampe anstecken?“

Der Ingenieur nickte und brach die Briefe auf, die er nach einem kurzen Blick zu den übrigen Papieren legte.

„Da unten soll wohl heute abend Ball sein?“

„Was ist los?“ fragte Horstmann erstaunt.

„Es sind so viel Leute gekommen. Die Köchin meinte, es ginge jetzt wieder bei uns los.“

„Die Leute sind zu meiner Frau gekommen?"

„Ja, zu wem sollen sie denn sonst gekommen sein? So zwanzig, dreißig mögens sein. Der ganze Flur hängt voller Sachen. Das ist wohl nichts für den Herrn Ingenieur? Ich meine ja auch, es wäre besser, wenn wir Ruhe hätten."

Horstmann war aufgesprungen und ging mit finsterer Miene durchs Zimmer. Sein Gang war müde, und sein Kopf nach vorn geneigt, in der Haltung eines Menschen, der gewohnt ist, zu Boden zu blicken. Das war die einzige Veränderung, die mit ihm seit dem Sommer vorgegangen war.

Was war das? Seine Frau lud Leute zu sich ins Haus, ohne ihn zu fragen? Sie wagte eine Gesellschaft zu geben, an der er nicht teilnahm?!

„Getanzt soll auch werden?" fragte er den Diener.

„Ja, die Köchin meinte, vielleicht würde auch noch getanzt. Das könnte man bei der gnädigen Frau nie wissen. Wenn hier was los wäre, würde es immer lustig, hat sie gesagt."

„Bringen Sie mir den schwarzen Rock!"

„Wollen Sie wirklich mitthun? Glauben Sie, daß es für Sie gut ist, wenn Sie das Halloh mitmachen?"

„Haben Sie verstanden, Sie sollen mir den schwarzen Rock bringen!"

„Ich bringe ihn ja schon, und Stiefel müssen Sie wohl auch anziehen."

Er schlurfte langsam hinaus, und ehe er noch die Thür geschlossen hatte, steckte er sich die abgebrochene Tonpfeife in den Mund. Als er zurückkam, saß Horstmann

in seinem Stuhl und starrte mit aufgestütztem Kopf ins Lampenlicht.

„Sie können gehen. Legen Sie die Sachen da hin!"

Während der Ingenieur in seinem Innern sich über die Frechheit seiner Frau empörte, hatte er den Impuls, dagegen einzuschreiten, verloren. Erst als die Töne des Klaviers zu ihm drangen, fuhr er auf. Jeder Ton schmerzte ihn und steigerte seine Wut. Eine Weile horchte er mit geballten Fäusten, Verwünschungen ausstoßend. Dann zog er Rock und Stiefel an und ging hinunter. Ohne anzuklopfen trat er ein.

Einen Augenblick blieb er in der Thür stehen und ging die Gesichter durch. Alles blickte nach der Thür hin. Die einen behielten ihre schläfrige, gelangweilte Miene, andere waren erstaunt, Frau Düsbach starrte ihn an, mit offenem Mund, der in ihrem verfallenen Gesicht ein großes schwarzes Loch bildete, Holleder grinste spöttisch, Dehwitz hatte die Stirn gerunzelt und warf ihm drohende Blicke zu, neben ihm saß ein Fremder, der ihn neugierig fixierte. Jetzt bemerkte er, wie seine Tochter ihre Mutter, die ahnungslos dem Spiel gelauscht hatte, anstieß, und als er nun den erschrockenen Ausdruck seiner Frau bemerkte, schlug sein Herz in wilder Freude und Wut. Eine Sekunde huschte Annas Blick über die Gesichter der andern, sofort aber hatte sie ihre Haltung wieder. Mit heiterem Lächeln kam sie auf ihn zu und flüsterte:

„Es ist nett, daß du gekommen bist. Setz dich!"

Aber Horstmann machte sich von ihrer Hand los, ging

zu dem Klavier, an dem Oberstadt ohne Unterbrechung weiter gespielt hatte, und schlug den Deckel zu.

„Entschuldigen Sie,“ sagte er höflich. „Diese laute Musik thut meinen Nerven weh.“

Dann nahm er, ohne sich um den wütend aufgesprungenen Komponisten zu bekümmern, in einem Sessel Platz und schlug die Beine über. Er war der Einzige, dessen Gesicht einen vollkommen ruhigen Ausdruck bewahrt hatte. Nachdem einige Augenblicke verstrichen waren, sagte er:

„Ich muß wirklich um Entschuldigung bitten über die Störung, aber ich kann absolut keine Musik vertragen.“

Anna trat auf ihn zu; während sie in ihrem blassen Gesicht kaum den tödlichen Haß verbergen konnte, streichelte sie ihm sanft über die Haare.

„Lieber Gustav, Herr Oberstadt hatte die Güte, uns seine Sonate vorzuspielen. Darum habe ich die Herrschaften gebeten, zu mir zu kommen. Laß ihn, bitte, das Stück zu Ende spielen.“

„In meinem Hause nicht!“

„Unerhört!“ rief Alice.

„Was findest du unerhört, Schwägerin?“

Als diese nicht antwortete, fuhr er ruhig fort:

„Wenn dir an Musik so viel gelegen ist, laß sie doch in deinem Hause spielen. Mich stört der Lärm bei der Arbeit.“

Bis jetzt hatte Frau Oswald ruhig, mit lächelnder Miene dagesessen. Nun aber, ihrem Gesicht noch mehr den Ausdruck vollkommener Höflichkeit gebend, sah sie sich im

Kreise um und erhob sich, wie zum Aufbruch auffordernd.

Da sagte Dehwitz:

„Ich möchte dich auf ein Wort sprechen, Schwager."

Horstmann, dessen Miene sich allmählich verfinsterte, sah ihn an.

„Was willst du?"

„Vielleicht gehen wir ins Nebenzimmer."

„Nebenan?" erwiderte der Ingenieur. „Warum nicht hier? Willst du mir etwa mitteilen, daß du deine Schulden bezahlst? Das ist das Einzige, was mich an dir interessiert."

Dehwitz machte eine Bewegung, wie um sich auf Horstmann loszustürzen, aber seine Frau hielt seinen Arm fest. In dem Augenblick erhob sich Frau Oswald schnell und veranlaßte auch die Übrigen zum Aufbruch. Alle standen bestürzt auf. Horstmann sagte:

„Es thut mir sehr leid, daß dieser Auftritt passiert ist. Aber Sie wissen vielleicht, ich war sehr krank, und meine Nerven sind noch immer angegriffen. Es ist gewiß taktlos, daß ich die Musik unterbrach. Aber es ist wohl auch taktlos, daß man in das Haus eines Kranken eine Gesellschaft einlud. Entschuldigen Sie, bitte!"

Er verbeugte sich leicht. In seinen ruhigen Worten lag eine Überzeugungskraft und ein Anstand, daß in diesem Augenblick niemand den Eindruck von ihm hatte, er sei ein Verrückter. Frau Oswald drückte ihm kräftig die Hand und sagte sehr laut, in einem Ton, der die Bosheit ihrer Worte durch seine Herzlichkeit verstärkte:

„Wir müssen Sie um Entschuldigung bitten, Herr Ingenieur. Es ist gewiß nicht taktvoll, daß hier eine Gesellschaft stattfindet, aber — wir sind nur die Geladenen."

Dann legte sie ihr allerhöhnischstes Lächeln um die Lippen und warf der blaß, ohne Haltung dastehenden Anna ein kurzes: „Adieu, Frau Horstmann" zu.

Hinter ihr ging die ganze Gesellschaft in wirrer Hast mit eiligen Verbeugungen hinaus. Der Ingenieur blieb mit Anna, Frau Regierungsrat, Alice und Lotte allein im Zimmer. Nach einigen Augenblicken kam Dehwitz wieder herein, Horstmann blieb vor seiner Frau stehen:

„Ich will von nun ab keine Gesellschaft mehr im Haus haben, von der ich nicht vorher weiß. Verstehst du?"

Anna sah ihn gehässig an:

„Glaubst du, daß nach diesem Auftritt noch jemand in mein Haus kommt?"

„Du bist an dem Auftritt schuld. Hast du nicht bemerkt, Frau Oswald wußte meine Beweggründe zu würdigen!"

„Ja die!" erwiderte Anna, während ihre Gestalt vor innerer Wut bebte. „Die gab dir recht! Der hast du das größte Vergnügen bereitet."

Sie warf sich auf das Sofa und brach in Thränen aus. Frau Düsbach setzte sich zu ihrer Tochter, Alice lief nach einem Eau-de-Cologne-Fläschchen.

Lotte hatte sich an ihren Vater geschmiegt und sah ihn ängstlich an.

„Weißt du, daß du durch dein Benehmen deine Frau unmöglich machst?" sagte Dehwitz.

„War das die Bemerkung, die du mir machen wolltest?"

„Allerdings."

„Dann laß dir gesagt sein, und ich bitte, daß du dir das von jetzt an merkst: ich bin hier Herr im Hause. Niemand anders. In meiner Güte habe ich euch zu viel Freiheit gelassen, da habt ihr eure Position verkannt. Ihr seid meine geduldeten Gäste, weiter nichts. Das schreibt euch hinter die Ohren: du und deine Frau und Annas Mutter."

Dehwitz Augen waren klein geworden vor Wut.

„Weißt du, was meine Antwort wäre, wenn ich nicht bedächte, daß du . . ."

Horstmann trat auf ihn zu und keuchte:

„Sprich nur! Sprich nur!"

„Wenn du bei Verstand wärest, schickte ich dir morgen meine Zeugen."

Horstmann schüttelte sich vor Wut, die Fäuste geballt. Lotte hing laut weinend an seiner Brust. Frau Düsbach hatte ihren Schwiegersohn umarmt und schrie:

„Nimm dich zusammen! Sei still, Karl!"

Mit einem Ruck machte der Ingenieur sich von seiner Tochter los, und die Thür aufreißend, schrie er:

„Hinaus! Hinaus!"

Dehwitz hatte seine Frau ergriffen, die, sich umdrehend, mit ihrer harten Stimme kreischte:

„Er braucht das nicht zweimal zu sagen, der saubere Patron, der Schubiak!"

„Hinaus!" schrie Horstmann. „Wagt mir noch einmal mein Haus zu betreten!"

Er schlug die Thür hinter ihnen zu, und, allein mit

den drei Frauen, ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, seinen keuchenden Atem ausstoßend.

„Der elende Hund! Der soll nur mal wagen, meine Schwelle zu betreten. Ich habe ein paar Fußtritte für ihn. Ein schöner Kerl! Arbeiten will er nicht, lebt lieber von anderer Leute Geld. Und dann reißt er hier noch das Maul auf, der Halunke!"

„Lieber Papa, sag' doch nicht so schreckliche Worte!" flehte Lotte und umpreßte ihres Vaters Hand.

„Laß mich los! Ich muß deiner Mutter sagen, mit was für Gelichter sie mein Haus anfüllt."

Da erhob sich Frau Düsbach händeringend aus dem Sessel und schrie:

„Herr Horstmann, Sie schmähen ja Annas eigene Schwester!"

„Ah! Sie, Frau Regierungsrat, Sie sitzen auch noch da?" sagte der Ingenieur, mit grimmigem Ausdruck auf die sich wieder duckende Alte losgehend.

„Sehen Sie, jetzt machen Sie sich klein, und weiß Gott, Sie haben auch alle Ursache dazu. Hätten Sie lieber den Mund gehalten, dann bekämen Sie nicht meine Meinung zu hören. Wissen Sie auch, was ich erfahren habe? Sie haben zwanzigtausend Mark Schulden gemacht und sich nicht geschämt, sie von mir bezahlen zu lassen. Das ist ja eine seltsame Sitte, daß ein Schwiegersohn die Schulden seiner Schwiegermutter bezahlt. Ja, nun fletschen Sie die Zähne. Ist das wahr oder nicht?"

„Pfui, schäm' dich!" rief Anna ihrem Mann zu. „Du hast versprochen, das meiner Mutter nie zu sagen."

„Wenn du deine Versprechen gehalten hättest, hielte ich auch die meinigen ... O Frau Regierungsrat, was sind Sie für ein sauberer Vogel! Sie vergeuden Ihr Vermögen und müssen nun bei Ihrem Schwiegersohn schmarotzen. Aber wenn man anderer Leute Brot ißt, dann bleibt man hübsch bescheiden. Verstehen Sie das! Sonst kommts mir in den Sinn, Sie jetzt noch pfänden zu lassen. Dann hieße es, aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ich sage Ihnen, Ihre Gegenwart paßt mir nicht mehr. Ich will mein Haus sauber haben. Vielleicht ziehen Sie zu Ihrer anderen Tochter. Packen Sie morgen Ihre Koffer!"

Frau Düsbach hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und schluchzte laut.

„Leben Sie wohl!" schrie Horstmann, als sie aufstand. „Den Börsenkourier schicke ich Ihnen nach."

Anna hatte ihre Mutter um die Taille gefaßt und wollte sie hinaus führen.

Aber Horstmann riß sie vor der Thür an sich.

„Du bleibst!"

„Papa! Papa! Sei doch gut!" sagte Lotte leise. „Was thust du, Papa?"

„Dumme Gans, sei still! Willst du dich gegen deinen Vater auflehnen? Geh! Ich habe mit deiner Mutter zu sprechen."

Während Lotte Frau Regierungsrat hinaus führte, ergriff er Annas Handgelenk und zwang sie auf den Sessel nieder. Als sie allein waren, setzte er sich ihr gegenüber und starrte sie finster an.

„Wenn du mir was thust, rufe ich um Hilfe!“ sagte Anna mit bebenden Lippen.

„Ich dir was thun? Ich werde mich hüten, dich anzurühren. Aber hör zu! Jetzt spreche ich zum ersten Mal als dein Mann. Drei Jahre habe ich dein Treiben mit angesehn. Heute sage ich dir: Es ist genug. Du hast mir Liebe geschworen, die hast du mir nicht gegeben. Jetzt halte ich mich an den Gehorsam, den du mir am Altar geschworen hast. Ich will ein gehorsames Weib aus dir machen!“

Anna sah ihn gehässig an.

„Worin soll ich dir gehorchen?“

„Das werde ich dir schon sagen, wenns Zeit ist. Vor allem verlange ich, daß du mit mir zusammenlebst und nicht mit der Sippschaft, die eben mein Haus verlassen hat. Meine Interessen sollst du dir zu eigen machen, um mein Wohl sollst du dich vor allem kümmern . . . Ich hab dich geliebt, Weib. Du hast ja nicht gewußt, was du mir warst. Wenn du mir nur ein bißchen von deinem Herzen gegeben hättest, hättest du mit mir machen können, was du wolltest. Aber nein! Ich war für dich nur der Tölpel, der gut genug war, Geld herzugeben, immer wieder Geld, für deinen Luxus, für deine Hungerleider von Verwandten. Daß du so dumm warst und nicht einsahst, daß, wenn man so viel nimmt, man auch was geben muß, aus reiner Klugheit, damit der Tölpel bei guter Laune bleibt! Aber du! Je besser ich zu dir war, desto mehr hast du mich verachtet. Je reicher ich dir meine Liebe offenbarte, desto mehr hast du darin den Grund gesehen, mich an die

Wand zu pressen. Wenn es nach dir gegangen wäre, hätte ich mit den Dienstboten zusammen gegessen. Du hättest mich am liebsten verleugnet vor deiner Gesellschaft. Lieber Himmel, wenn du bloß eine Ahnung hättest, wieviel mehr wert ich bin als die ganze Blase. Wenn von deren Dasein kein Mensch mehr eine Ahnung hat, dann wird man sich meiner noch erinnern. Ich habe Arbeiten verrichtet, die nicht zu Grunde gehn. Aber du bist ja unfähig, den wirklichen Wert eines Menschen zu schätzen. Du hast Idioten wie Holleder, und wie sie alle heißen, die nichts können, als sich die Fingernägel reinmachen, gegen mich vorgezogen. Du hast dich meiner geschämt."

„Das sind ja alles nur deine Einbildungen," erwiderte Anna. „Ich habe dich niemals unterschätzt und habe auch nie irgend jemand dir vorgezogen. Das ist einfach nicht wahr."

„Was?" schrie er. „Meinst du, ich wäre blind gewesen die drei Jahre lang? Ja wahrhaftig, ich war blind und blöd! Aber dann sind mir die Augen aufgegangen. Weißt du, wann? Als ich allein an dem Tisch saß, wie ich von Szegedin zurückgekommen bin, bei der Brückeneinweihung. Da habe ich mich gekrümmt vor Schmerzen wie ein Tier, das man langsam umbringt. Du wußtest, was ich vorher durchgemacht hatte. Die Qualen, die ich ausgestanden hatte. Das hast du in meinen Briefen gelesen. Du wußtest auch, was mir bevorstand. Aber dich hat das nicht gegrämt, du hast dir den Champagner schmecken lassen und bist nicht zu mir gekommen und hast gesagt: Wir wollen machen, daß wir

fortkommen. Sie haben vor, dir einen bösen Streich zu spielen . . . Nein, du bist ruhig geblieben, du hast dich auf die Schande gefreut, die man mir anthun würde."

„Das ist nicht wahr! Ich habs nicht gewußt. Sonst wär ich wohl nicht gekommen!"

„Warum bist du dann nicht mit mir aufgestanden und hast gesagt: Mein Mann hat recht. Ihm ist unrecht geschehen. Ich mag nicht mit Betrügern am Tisch sitzen . . . Aber du! Du hast mit meinen Feinden gemeinsame Sache gemacht. Du hast dich nicht um mich gekümmert, was mir in der Nacht zustoßen würde, weder in dieser noch in den folgenden."

„Ich hab mich wohl um dich gekümmert."

„Ja, Polizisten hast du mir auf den Hals geschickt, die mich einfangen sollten. Das war deine Fürsorge. Du hast mich an die Ärzte ausgeliefert. Was ich dir im Schlaf anvertraut habe, weil ich noch an deine Treue glaubte, hast du ihnen verraten. Und als ich dann krank und von allen verlassen nach Haus kam, da habe ich in meinem Zimmer gesessen und gehorcht, gelauert und gelauert. Ich dachte, sie wird zu dir kommen, dein Weib, das dir alles verdankt, und sagen: Wenn alle Welt dich verläßt, ich stehe treu zu dir, ich teile Freud und Leid mit dir. Aber was thatest du? Als wenn ich ein Stück Holz wäre, bist du an mir vorbei gegangen. Hast mich der Obhut fremder Leute anvertraut. Und mit den Leuten die mich verfolgten, hast du gemeinsame Sache gemacht. Weib, wie bist du verrucht gegen mich gewesen! Ich habe ja die schlimmste Undankbarkeit ertragen, ich bin betrogen,

mit Fußtritten heimgezahlt, alles das hätte ich überwunden, ich hätte mich wieder heraufgerappelt. Aber daß du undankbar warst, du Teufel, du! du Bestie! Du hast an mir gefrevelt! Wie eine Dirne hast du dich betragen — und das sollst du büßen!"

Während er sprach, hatte er vor ihr gestanden, so nah, daß sein keuchender Atem sie berührte, und hatte die geballten Fäuste gegeneinander geschlagen. Nun warf er sich wie gebrochen in einen Stuhl und preßte die Hand vor seine Stirn. Anna beobachtete ihn schweigend. Ihr Empfinden war ganz kalt, unwillkürlich beschäftigte sie sich mit allerhand Kleinigkeiten. Auf der weißen Tischdecke bemerkte sie einige Kuchenkrumen und fragte sich, wer sie hätte fallen lassen? Sie hörte den Regen gegen die Fenster schlagen und dachte, daß ihre Schwester weder einen Schirm noch Gummischuhe bei sich hätte. Das würde die Wut, mit der sie ihr Haus verlassen hatte, gewiß noch steigern. Zwischendurch dachte sie an ihren Mann, sie war erstaunt, wie fließend er gesprochen hatte. Woher kam es, daß diesem Stammler plötzlich die Worte so reichlich und leicht aus dem Munde strömten? Offenbar hatte er sich das alles hundert Mal überlegt, während er auf seinem Zimmer vor sich hinbrütete. Das waren seine Gedanken gewesen, während sie glaubte, er wäre einem schläfrigen Marasmus anheimgefallen. Sie war thöricht gewesen, daß sie ihm nicht manchmal einen Brocken Zärtlichkeit hingeworfen hatte. Sie hatte sich zu sicher gefühlt. Aber wenn sie jetzt aufstand, ihm die Hand auf den Kopf legte und ihn küßte, so würde noch alles gut zu machen sein.

Es hilft nichts. Ich muß aufstehen, sagte sie sich. Aber sie, die so oft geheuchelt hatte, fühlte gegen ihren Mann einen so tödlichen Haß, daß es ihr unmöglich war, sich ihm zu nähern. Warum thue ichs nicht? dachte sie voll Ärger über ihre Unklugheit. Ich will die Augen schließen, ihn küssen und ein paar Thränen weinen. Aber lieber gäbe ich ihm Gift! Lieber sagte ich ihm ein Wort, so gemein und verletzend, daß ihn der Schlag trifft und er tot hinfällt. Doch das ist ja alles unmöglich. Ich muß einlenken, damit ich ihn wieder in meine Gewalt bekomme. Ich werde ihn küssen.

Aber nach langem Kampf konnte sie ihren Haß nur soweit unterdrücken, daß sie ihm ein paar frostige Worte sagte.

„Wenn du dir Mühe gäbst, dich zu fragen, warum ich so gehandelt habe, wie ich es that, dann würdest du finden, daß ich in der besten Absicht für dein Wohl gesorgt habe . . . Aber du hast ja kein Einsehen."

Er fuhr auf und sagte tonlos und heiser:

„Still! Erlaube dir nicht solche Ausdrücke! Es fehlt dir an Respekt vor deinem Mann . . . Von jetzt an werde ich dir zeigen, wie du dich zu benehmen hast."

Nachdem er ein paar Mal im Zimmer auf und ab gegangen war, schellte er und sagte dem eintretenden Diener:

„Rufen Sie die Mädchen und den Kutscher! Ich habe mit ihnen zu sprechen."

„Was hast du vor?" fragte Anna ängstlich.

„Das wirst du schon sehen."

Nach einer Weile kam Franz mit dem Kutscher und

den vier Mädchen, der Köchin, den beiden Stubenmädchen und Annas Kammerjungfer herein.

Horstmann trat auf die Köchin zu.

„Wünschen Sie hier länger im Dienst zu bleiben?"

„Jawohl," antwortete diese erstaunt.

„Dann können Sie bleiben. Sie" — sagte er, auf die drei Mädchen, den Kutscher und Franz zeigend — „sind entlassen, wenn der Kontrakt abläuft."

Als er die bestürzten Blicke der Leute bemerkte, fügte er hinzu:

„Ich werde meinen Haushalt einschränken, deshalb brauche ich nicht mehr so viel Dienstboten. Gehen Sie!"

„Dann bleibe ich auch nicht mehr," sagte die Köchin.

„Gut. Sie sind entlassen."

Als die Leute draußen waren, sprang Anna auf.

„Das widerrufst du! Was fällt dir ein, unser sämtliches Personal zu kündigen? Ich kann doch nicht mit einem Mädchen auskommen!"

„Ehe du mich heiratetest, hattet ihr auch nur ein Mädchen. Außerdem ist ja noch Mewes da, der natürlich auch arbeiten muß."

„Aber das große Haus läßt sich unmöglich mit einer Person in Ordnung halten."

„Die Zimmer hier unten werden abgeschlossen. Da wir keine Gesellschaften mehr geben, brauchen wir sie nicht mehr. Außerdem wird dir Lotte im Haushalt helfen. Du selbst brauchst auch nicht die Hände in den Schoß zu legen."

Als sie auffuhr, um noch etwas zu sagen, schnitt er ihr hart das Wort ab.

„Still! Ich dulde keinen Widerspruch.“

Dann schellte er wieder und sagte dem eintretenden Diener:

„Das Mädchen soll sofort mein Bett im Schlafzimmer meiner Frau in Ordnung bringen. Ich schlafe wieder dort.“

Anna hatte sich gesetzt und starrte blaß vor sich hin. Ihr Mann trat auf sie zu und sagte mit leiser, heiserer Stimme:

„Nun fängt ein neues Regiment an! Bis heute war ich dein Narr, den du um seine Liebe betrogen hast. Von morgen an bist du mein gehorsames Weib, wie dus vor dem Altar geschworen hast.“

Dann öffnete er die Flügelthür zum Eßzimmer, drehte dort die Gasflamme herunter und blies auch die Kerzen in den hohen silbernen Leuchtern aus. Ebenso machte er es im Salon. Die Flammen des Venetianischen Kronleuchters, unter dem Anna saß, erloschen eine nach der anderen. Auch das bunte Licht in der Ampel erlosch, ebenso wie die Lichter am Flügel und die hohen Kerzen, die in den vielarmigen Majolikavasen steckten. Mit jeder Flamme, die noch einmal aufzuckend davonhuschte, wurde es dunkler und dunkler. All die schönen und glänzenden Möbel, mit denen der weite Raum so reich ausgestattet war, verschwanden eins nach dem anderen. Nur noch ein einziges erbärmliches Licht schaukelte sich an dem dünnen Docht der Kerze. Draußen pfiff der Novemberwind und rauschte der Regen. Eine namenlose Angst ergriff Anna. Einen Augenblick dachte sie, daß sie morgen zum Arzt laufen würde, damit ihr Mann wieder ins Irrenhaus käme. Aber diese

Hoffnung verließ sie wieder. Sie fühlte sich in der Gewalt dieses Menschen, der starr seine Thätigkeit verrichtete und es dunkler und dunkler um sie werden ließ. Die Schatten des Elends krochen an sie heran, schwarz und trostlos lag die Zukunft vor ihr. Sie fror und sehnte sich nach der Stimme eines Menschen, der zu ihr sagte: Fasse Mut, ich hab dich lieb.

Da kam das Mädchen zurück und meldete, das Schlafzimmer wäre in Ordnung.

„Komm" sagte Horstmann hart. „Es ist Zeit zum Schlafen."

IX.

Nach einer entsetzlichen Nacht hatte Anna erst gegen Morgen ein paar Stunden Schlaf gefunden. Das Zimmer war noch schwarz, als sie in die Höhe fuhr. Ihr Mann stand vor ihr und rüttelte sie an der Schulter.

„Steh auf!"

Nachdem er Licht gemacht hatte, rieb sie sich schlaftrunken die Augen und fragte angstvoll:

„Wie viel Uhr ist es denn?"

„Sieben."

„Laß mich doch noch eine Stunde schlafen," murmelte sie. „Ich bin wirklich totmüde."

„Nein! Es giebt heute viel zu thun. Die Langschläferei hat nun ein Ende.“

Er trat an den Waschtisch, aber als sie liegen blieb, sich die furchtbaren Ereignisse von gestern zurückrief und sich vergebens fragte, wie sie sich von diesem Würger befreien könnte, kam er wieder und sagte mit so drohender Miene: „Wirds bald?“ daß sie ihm gehorchte. Beide zogen sich schweigend an. Als sie halb fertig war, befahl er:

„Geh und bestell den Kaffee. Es soll in deinem Zimmer gedeckt werden.“

Lotte, die eine Frühaufsteherin war, kam ihnen schon entgegen. Schweigsam setzten sich die drei an den Tisch. Es war frostig und grau in dem eben geheizten Raum, zu dessen zierlich dünnen Damenmöbeln der gedeckte Frühstückstisch und diese drei mürrischen Gesichter schlecht paßten. Anna hatte Kopfschmerzen und war so niedergeschlagen, daß sie kaum die Thränen zurückhalten konnte. Nachdem Horstmann eine Tasse Kaffee hinuntergestürzt hatte, stand er auf und schrieb einen Brief, den er durch Mewes an seinen Schwager besorgen ließ. Dann befahl er Franz, er sollte sämtliche Möbelüberzüge und Decken vom Boden holen. Als nach einer Weile Frau Regierungsrat aus ihrem Zimmer kam, sagte Horstmann zu ihr:

„Ich habe soeben an Ihren Schwiegersohn geschrieben und ihn ersucht, Sie aufzunehmen. Ich hoffe, daß Sie bis Mittag Ihre Koffer gepackt haben.“

„So schnell geht das unmöglich,“ warf Anna ein.

„O doch,“ erwiderte die Mutter mit dem letzten Rest ihrer Würde. „Ich werde nach dem gestrigen Auftritt

keinen Augenblick mehr in diesem Hause bleiben, so schwer es mir auch wird, mich von meiner Tochter zu trennen ... Aber es wird ein Tag kommen, Herr Ingenieur, wo Sie Ihre Rücksichtslosigkeit bereuen!"

„Eh Sie mir Vorwürfe machen, bezahlen Sie lieber Ihre Schulden," erwiderte dieser trocken.

Dann ließ er die drei allein. In Gegenwart Lottes konnten die beiden sich nicht aussprechen. Anna drückte ihrer Mutter nur die Hand und flüsterte:

„Es wird ihm noch leid thun."

Die Alte verschluckte ihre Thränen und nickte.

Nach kurzer Zeit kam das Stubenmädchen und bestellte, die gnädige Frau und das Fräulein möchten herunterkommen.

„Soll ich gehen?" fragte Anna ihre Mutter.

„Es ist besser. Gehorch ihm!"

Im Salon waren Franz und der Kutscher beschäftigt, die Teppiche aufzurollen und nach draußen zu tragen. Die beiden Mädchen bürsteten die seidenen Fauteuils und bedeckten sie mit den Schutzüberzügen. Horstmann stand dabei und kontrollierte die Arbeiten. Als Anna eintrat, sagte er:

„Wenn du von diesen Sachen noch irgend was brauchst, so laß es hinauftragen. Die Zimmer siehst du fürs erste nicht wieder."

Anna zuckte die Achseln. Ihr war alles gleichgültig. Als sie aber wieder hinaufgehen wollte, fragte er:

„Wohin?"

„Ich will meiner Mutter helfen."

„Die kann ihre Siebensachen selbst packen.“

„Du willst wohl, daß sie sich totarbeitet?“

Er runzelte die Stirn.

„Gut! . . . Luise gehn Sie hinauf und helfen Sie der Frau Regierungsrat.“

Anna stampfte mit dem Fuß auf:

„Aber ich will mit meiner Mutter noch sprechen. Ich werde ihr doch wohl Adieu sagen dürfen?“

„Dazu ist noch Zeit. Im übrigen will ich nicht, daß du länger mit ihr sprichst. Die Abmachungen, die ihr trefft, sind doch nur Intriguen gegen mich.“

Anna gehorchte und sah dem Ausräumen des Zimmers zu. Die Gardinen waren heruntergenommen, die Spiegel verhängt, die mit grauen Überzügen verdeckten Fauteuils und das Sofa in langen Reihen gegen die Wand gerückt. Als Anna in einem Anfall von trotziger Auflehnung behauptete, sie müsse den Flügel nach oben haben, da sie ohne Musik nicht leben könne, erwiderte er ruhig:

„So lange ich noch leidend bin, kann ich keine Musik vertragen. Du mußt also einstweilen darauf verzichten.“

Die Palme und die Blattpflanzen wurden aus dem Erker gebracht, die französischen Bronzen und Nippessachen in Kisten zwischen Holzwolle verpackt, die Marmorbüste der Mediceischen Venus, die hinter Annas Schreibtisch gestanden hatte, lag mit Tüchern und Zeitungspapier umwickelt in einem Korb. Der Kronleuchter hatte einen Umhang von Lumpen bekommen, die Bilder standen in ihren Blendrahmen gegeneinandergelehnt an der Wand. Die Teppiche lagen aufgerollt auf dem Fußboden. Horst-

mann überwachte die Anordnungen wie der Unternehmer eines Möbeltransports und gab in rauhem Ton Befehle. Als die Leute ein Stück zu zaghaft angriffen, sagte er:

„Nur zugepackt, die Sachen sind doch keine rohen Eier."

Es war, als wenn er auf alle diese Kostbarkeiten, an denen Annas Herz so hing, einen Haß geworfen hätte. Zuletzt ließ er Kampfer in die Ecken streuen, dann sah er sich noch einmal um und fragte seine Frau:

„Jetzt ist wohl alles in Ordnung?"

Anna nickte stumm. Er ging an die Fenster und ließ rasselnd die Rollladen herunterfallen. Mit einem Mal war es schwarz in dem Raum, der nur durch die halbgeöffnete Flügelthür des Eßzimmers einiges Licht erhielt. Fassungslos hielt Anna die Thürklinke umklammert, als könnte sie sich von diesem Raum, in dem ihre glücklichsten Jahre, ihr bestes Stück Leben, das Leben einer Weltdame, sich abgespielt hatten, nicht trennen. Erst als ihr Mann ihre Hand losmachte, ließ sie die Klinke fahren. Er schlug die Thür zu und drehte den Schlüssel um. Da warf sie sich in einen Stuhl und brach in Weinen aus . . .

Noch vor dem Essen ließ Horstmann anspannen, um Frau Düsbach fortzubringen. Beim Abschied sagte er zu ihr in Gegenwart Annas:

„Ich habe meiner Frau verboten, Sie oder Dehwitz ohne meine Erlaubnis zu besuchen. Sollte sie diesem Verbot zuwiderhandeln, so würde die Folge davon sein, daß ich sowohl von Ihnen wie von Hauptmann Dehwitz das Geld, das Sie mir schulden, bis zum letzten Pfennig eintreibe."

Nachmittags wurde auch das Eßzimmer ausgeräumt und verschlossen. Als am nächsten Tage der Ingenieur auf seinem Zimmer war, benutzte Anna die Gelegenheit, um einen flehentlichen Brief an ihre Mutter zu schreiben: sie möchte sie um Gotteswillen aus den Händen dieses Menschen befreien. Horstmann sei offenbar wieder geistesgestört und gehöre in eine Anstalt. Den Brief ließ sie durch das ihr ergebene Kammermädchen hintragen. Aber sie bekam von ihrer Mutter nur eine kurze Antwort: Anna müßte sich gedulden und vor allem keine voreiligen Schritte thun. Dehwitz würde mit Doktor Zimmer sprechen. Für den Augenblick ließe sich nichts thun. Anna warf den Brief mit bitterem Lächeln in den Ofen. Es war klar, ihre Verwandten fürchteten, Horstmann würde seine Drohungen wahr machen.

Eine Woche lang war sie gänzlich von der Außenwelt abgeschnitten. Sie hoffte immer, daß Bert oder eine ihrer Freundinnen sie besuchen würde. Aber niemand ließ sich sehn. Von ihrer Kammerjungfer erfuhr sie, Bert sei allerdings zweimal dagewesen, Mewes habe aber den Auftrag, jeden Besuch abzuweisen. Am fünfzehnten entließ Horstmann sämtliche Dienstboten, indem er ihnen Lohn und Beköstigung bis zum Ende des Monats vorausbezahlte. Eine neue Köchin kam. Seitdem fühlte Anna sich noch verlassener.

Diese Zeit war für Anna die schlimmste ihres Lebens. Jeder Tag wurde zu einer Ewigkeit. Sie starrte aus dem Fenster, zerbiß sich die Lippen vor innerer Unruhe, zählte die Schwäne auf der Landskrone, spähte nach den Menschen,

die vorbeigingen, starrte auf die Uhr, deren Zeiger langsamer als eine Schnecke schlich, lauschte auf das Ticktak, das immer lauter dröhnte, das ihr weh that, wie Hammerschläge, die sie zerbröckelten. Und eine plötzliche Nervosität ergriff sie, daß ihre Hände zitterten, und ihr Herz schlug, als wollte es ihre Brust sprengen. Sie fuhr in die Höh, es ging so nicht weiter, dieser Zustand machte sie verrückt! Die abenteuerlichsten Pläne schwirrten ihr durch den Kopf. Sie wollte zu Bekannten laufen, denen ihr Leid klagen. Sie mußten ihr gegen Horstmann helfen. Aber die Scham hielt sie zurück . . . Sie wollte Bert nachreisen, der jetzt in Paris war. Aber sie sah ein, daß es unmöglich war. Was thun? Was thun? Es gab nur eine Rettung. Der Arzt mußte kommen und ihren Mann für verrückt erklären. Das war die letzte Hoffnung, an die sie sich klammerte.

Eines Tages ließ sich Geheimrat Zimmer wirklich melden. Horstmann, der gerade im Garten gegraben hatte, begab sich sofort auf sein Zimmer. Der alte Herr stand fröstelnd an den Kamin gelehnt und blätterte in einer technischen Zeitschrift. Er begrüßte den Ingenieur mit seinem stillen diplomatischen Lächeln. Dann rieb er sich die krebsroten dürren Hände, die vom ewigen Waschen rauh wie eine Reibebürste waren.

„Ich wollte mich nur mal nach Ihrem Befinden erkundigen, da ich gerade vorbeikam. Es freut mich, daß Sie so wohl aussehen."

„Es geht mir auch recht gut," erwiderte Horstmann. Er betrachtete den Arzt mit argwöhnischen Blicken. Von

selbst war dieser gewiß nicht auf den Gedanken gekommen, ihn zu besuchen. Nach einigen gleichgültigen Fragen gab der Arzt das auch zu.

„Ich will ganz offen sein. Mein Kommen hat eine besondere Veranlassung."

„Sie sind geschickt worden . . . natürlich!"

„Das dürfte doch nicht ganz das Richtige sein. Hoffentlich erscheint Ihnen mein Besuch nicht als Aufdringlichkeit. Ich schmeichle mir, daß Sie mir einiges Vertrauen bewahrt haben. Sollte das nicht der Fall sein . . ."

„Gewiß, ich habe zu Ihnen noch dasselbe Vertrauen wie früher. Also was ist los?"

„Haben Sie nicht vor einiger Zeit ziemlich bedeutende Veränderungen in Ihrem Hauswesen vorgenommen?"

„Woher wissen Sie das?"

Der Geheimrat tupfte sich, ehe er antwortete, vorsichtig mit dem frischgeplätteten Taschentuch über die dünnen Lippen, die Nasenspitze und fuhr sich über die wimperlosen Augen, die stets ein wenig thränten.

„Sie wissen ja selbst, lieber Herr Horstmann, quando conveniunt, garrire incipiunt. Ein Mann von Ihrer Stellung kann hier nichts unternehmen, ohne daß es in der Gesellschaft lebhaft kommentiert würde."

„Die Sache liegt einfach so, Herr Doktor. Meine Frau gab eine Gesellschaft, von der ich nichts wußte. Das war schon nicht recht. Es wurde Klavier gespielt. Da mich das nervös machte, habe ich sehr höflich gebeten, das doch lieber zu lassen. Die Leute sind daraufhin gegangen. Meiner Frau habe ich gesagt, sie solle mir vor-

her mitteilen, wenn sie jemanden einlädt. Ist das etwa ein unbilliges Verlangen?"

„Gott behüte! Ich kann Ihnen darin nur beipflichten, sowohl vom menschlichen wie vom medizinischen Standpunkt. Einstweilen müssen Sie sich schonen, später freilich . . ."

„Ich will Ruhe haben. Die thut mir vor allem not."

„Gewiß, einstweilen. Später aber sollten Sie sich doch wieder am öffentlichen Leben beteiligen. Es ist immer gefährlich, wenn eine Kraft wie die Ihre, die so sehr an Beschäftigung gewöhnt ist, plötzlich brach liegt."

Horstmann runzelte die Stirn.

„Wenn einem die Arbeit mit Undankbarkeit belohnt wird, verliert man die Lust daran. Wenn Sie jemanden von einer Krankheit kurieren, und statt daß er Ihnen die Rechnung bezahlt, versetzt er Ihnen einen Fußtritt. Was thäten Sie dann?"

„Jedenfalls würde ich die Behandlung dieses Menschen einem Kollegen überlassen," erwiderte der Arzt mit einem Lächeln. „Ich begreife vollkommen, daß die Geschichte seiner Zeit Sie schwer getroffen hat. Aber Sie wissen, glaube ich, daß das Ganze mehr eine unglückliche Verkettung von Mißverständnissen als eine gewollte Zurücksetzung war. Übrigens bin ich ganz Ihrer Ansicht, Sie haben Ihre Ruhe verdient. Aber deshalb sollten Sie sich nicht gänzlich vom Leben zurückziehn."

„Das habe ich auch nicht vor."

Beide sahen sich eine Weile an. Doktor Zimmer fand, daß der Ingenieur einen vollkommen klaren und

ruhigen Eindruck machte. Er hatte sich auf ganz etwas anderes gefaßt gemacht. Horstmann verlor seine anfängliche Voreingenommenheit. Der alte Herr mit seiner vornehm zurückhaltenden Art erweckte in ihm bald wieder das gleiche Vertrauen wie früher.

„Als ich hier vorbei kam,“ fuhr der Geheimrat leichthin fort, „fiel mir auf, daß im Parterre alle Läden geschlossen sind. Ich dachte schon, Sie wollten verreisen.“

„Die Gesellschaftszimmer sollen nicht mehr benutzt werden. Wir drei Menschen haben hier oben Platz genug.“

„Ihrer Frau Gemahlin wirds wohl ein bißchen schwer werden, ganz auf die Geselligkeit zu verzichten.“

„In den zwei ersten Jahren unserer Ehe hat meine Frau genug Gesellschaften mitgemacht, oder viel zu viel. Sie war jedermanns Gesellschafterin, nur nicht die meine. Jetzt soll sie vor allem mit mir leben.“

„Hm, natürlich.“

„Außerdem müssen wir uns einschränken. Solange ich noch thätig war, konnte ich stolz wie die Amerikaner sagen: Geldverdienen ist das beste Sparen. Heute, wo ich von meinem Erworbenen lebe und alt bin, muß ich sparen. Deshalb habe ich alle überflüssigen Dienstboten entlassen. Ich bin wohlhabend genug, um mit meinen Mitteln behaglich zu leben, aber das Geld zum Fenster hinauswerfen kann ich nicht. Meine Frau wird das mit der Zeit wohl einsehen.“

„Gewiß! Gewiß!“ murmelte der alte Herr. „Sie haben vollkommen recht. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin.“

„Wollen Sie ihr nicht guten Tag sagen?"

Horstmann klingelte und ließ Anna rufen. Atemlos hatte diese gelauscht, ob es zwischen dem Arzt und ihrem Mann nicht zu einer heftigen Scene käme. Als sie hereinkam, nahm sie eine leidende Miene an, gab dem Geheimrat schlaff die Hand und zuckte auf die Frage nach ihrem Befinden, ohne zu antworten, die Achseln.

„Sie sehen aber recht gut aus, gnädige Frau."

Anna ließ die Mundwinkel hängen und warf ihm einen gebrochenen Blick zu.

„Ein bißchen blaß vielleicht, aber das wird sich schon geben. Sie müssen recht viel spazieren gehn. Im übrigen Ruhe! Ruhe, liebste gnädige Frau. Was macht denn das Töchterchen?"

Ganz fassungslos über diese unerwartete Frage sprang Anna auf und sagte heftig:

„Es geht mir doch nicht so gut, wie Sie glauben, Herr Geheimrat."

„Was fehlt Ihnen denn?" fragte er in seinem harmlosesten Ton.

Sie starrte ihn an. Wußte er denn nicht, was geschehen war? Hatte er nicht mit ihrer Mutter gesprochen und war gekommen, um diesem unwürdigen Zustand ein Ende zu machen?!

„Was mir fehlt? Sehen Sie denn nicht, daß ich leidend bin? Ich habe Fieber. Ich bin schwach zum Umfallen. Ich habe nicht den geringsten Appetit. Ich kann einfach dies Leben nicht mehr aushalten, sonst werde ich verrückt."

Der alte Herr hatte sich ganz in den Anblick seiner gespreizten Hand vertieft. Dann sah er plötzlich Anna an, mit einem Lächeln, das zu sagen schien: Sie haben soeben etwas sehr Dummes gesagt, kleine Frau.

Anna hatte dieselbe Meinung und war wütend über ihre Aufgebrachtheit.

Nun begann ein langes Examen. Sie gab Symptome an, die nicht zu einander stimmten. Schließlich warf sie sich aufs Sofa und begann zu weinen.

Die zwei Wochen gänzlicher Verlassenheit hatten sie schon mürbe gemacht.

Das Ende vom Liede war, daß der Arzt erklärte, es fehle ihr nichts Besonderes, sie sei höchstens ein bißchen hysterisch. Dagegen verschrieb er ihr Baldriantropfen und kalte Einwickelungen.

Schon durch den Besuch bei Frau Düsbach hatte der Geheimrat den Verdacht geschöpft, man wollte ihn benutzen, um in einem Streit zwischen Horstmann und seiner Familie diese zu unterstützen. Sein Verdacht wurde durch die persönliche Unterredung mit dem Ingenieur noch gesteigert.

Dieser war vielleicht zu schroff vorgegangen; vom gesellschaftlichen Standpunkt aus war sein Benehmen unklug und rücksichtslos, aber es gab nicht einen Punkt, worin er gegen den gesunden Menschenverstand verstoßen hätte. Menschlich waren beide zu beklagen: der alte Mann sowohl, der sich nach der schweren Enttäuschung von der Lebensbühne zurückziehen wollte, wie diese junge Frau, die im Bewußtsein ihrer Schönheit und ihrer wahren Bestimmung danach verlangte, in der Komödie des Lebens

ihre Rolle weiter zu spielen. Aber zu helfen war den beiden nicht. Sie mußten ihr Verhältnis selber ordnen, vielleicht würde die Zeit den Mann milder und die Frau resignierter stimmen. Das war seine Ansicht über diesen Fall.

Horstmann war aus seiner Betäubung erwacht, nachdem er eine neue Aufgabe gefunden hatte. Er wollte sich sein Weib zurück erobern, oder vielmehr, er wollte sie sich neu erobern, denn er hatte sie ja nie besessen. Er liebte sie noch immer, aber seine inbrünstige, blind anbetende Liebe hatte sich in Argwohn, Groll und Herrschsucht verwandelt. Die ganze ungeheure Kraft, die sich bis dahin an Werken von Stein und Eisen erprobt, in der Herrschaft über Hunderte von aufsässigen Arbeitern geübt hatte, setzte er nun daran, um ihren Willen zu brechen und sie gefügig zu machen. Gegen ihre Schlauheit setzte er seine Brutalität, gegen ihre hysterischen Wutausbrüche seine unerschütterliche Ruhe. Vom frühen Morgen an hatte er keinen andern Gedanken, als den, sie zu beschäftigen und zu überwachen.

Anna führte ein wahres Zuchthausleben. Früh morgens, wenn es noch dunkel war, wurde sie aus dem Bett getrieben. Wehe, wenn auf dem Frühstückstisch nicht alles in Ordnung war. In seinem trocknen, harten Ton, gegen den es keinen Widerspruch gab, erteilte er ihr eine Rüge. Den ganzen Morgen über hatte sie im Haushalt zu thun.

Wenn sie sich einen Augenblick ausruhen wollte, kam er mit irgend einer Obliegenheit. Sie hatte ihn im Ver-

dacht, daß er sich heimlich die Knöpfe von seinen Anzügen schnitt, nur damit sie sie wieder annähen mußte.

Nachmittags machten die drei einen Spaziergang, immer denselben, durch die einsamen Teile des Hofgartens am Rhein entlang zur Golzheimer Heide hinunter. Es war ein melancholischer Weg, auf der einen Seite das schwarze, von kahlen Ufern eingefaßte Rheinbett, auf der andern Seite das Schlachthaus und der Friedhof.

Eingeschlossen von ihrem Mann und ihrer Tochter ging Anna wie eine Gefangene. Manchmal begegneten ihnen Bekannte, deren Gruß Horstmann mit feindseligem Ingrimm erwiderte. Seitdem er sich mit der Gesellschaft überworfen hatte, haßte er alle, die früher in seinem Hause verkehrt hatten.

In den ersten Wochen versuchte Anna sich aufzulehnen. Jeden Tag kam es zu einer Scene. Er bewahrte stets denselben finstern Ernst, wie ein Wärter, der es mit einer Verrückten zu thun hat. Und er hatte eine fürchterliche Waffe, mit der er sie zähmte, das war das Geld. Sie, die früher nach Herzenslust gekauft hatte, ohne je zu fragen, was es kostete, bekam jetzt die Thaler einzeln zugezählt und mußte über jeden Rechenschaft ablegen. Horstmann ging so weit, daß er das Wirtschaftsbuch durchlas. Als einmal ein paar Mark fehlten, stellte er ein langes Verhör an. Seine Frau, Lotte, die Köchin, Mewes, alle mußten antreten und vorrechnen, was sie in den letzten Tagen ausgegeben hätten. Tage vergingen, ehe er sich beruhigte. Anna verlangte neue Wintergarderobe. Er erlaubte nicht einmal, daß sie ihre vorjährigen Sachen um-

ändern ließ. Er hätte kein Geld, um allen Blödsinn der Mode mitzumachen. . . Frau Horstmann begann sich allmählich vor den Leuten auf der Straße zu schämen. Sie vermied es, am Tage in die Stadt zu gehen.

Einige Tage vor Weihnachten fragte Horstmann seine Frau, was sie sich wünschte? Sie war so gereizt, daß sie ihm ins Gesicht lachte.

„Du lieber Himmel, was soll ich mir wünschen? Daß ich thun und lassen kann, was ich will!“

Er erwiderte nichts. Am heiligen Abend waren alle in Annas Zimmer versammelt. Mewes und die neue Köchin saßen etwas abseits, die drei anderen hatten um den Tisch Platz genommen. Lotte las das Weihnachtsevangelium vor. Dann ging Horstmann hinüber. Nachdem er die Lichter des Baumes angezündet hatte, ließ er die andern eintreten und zeigte ihnen ihre Geschenke. Anna hatte nur von ihrer Tochter eine Aquarellmalerei bekommen. Eine Weile standen alle fünf in düsterm Schweigen und starrten die brennenden Kerzen an. Lotte gab ihrem Vater einen Kuß und küßte auch ihre Mutter. Die beiden Gatten wechselten kein Wort. Anna dachte an den vorjährigen Weihnachtsabend. Der Christbaum hatte im Saal gestanden, eine mächtige Fichte, die vom Boden ansteigend, mit ihrer Krone fast die Decke berührte. Sie selbst hatte als die graziöse Wirtin die Gaben verteilt. Mit Champagner und Austern war das Fest in einer fröhlichen Gesellschaft gefeiert worden. Und heute. . . Als die Dienstboten sich bei ihr bedanken wollten, wies sie sie ab.

„Bedanken Sie sich bei meinem Mann! Der hat das alles besorgt.“

Lotte war zu Bett gegangen, die beiden blieben allein. Anna stand vor dem Fenster und starrte in die Nacht hinaus. Es war in den letzten Tagen kalt geworden. Auf der Straße glänzten die gefrorenen Wasserlachen.

Scharfe Kälte wehte durch die Fensterritzen. Anna dachte nach. Es konnte so nicht weiter gehn. Warum war sie so thöricht, in Trotz zu verharren, statt sich klein zu machen und ihm zu schmeicheln? Warum versuchte sie nicht ihr Lächeln und ihre Thränen?

Sie trat zu ihrem Mann, der am Tisch sitzend noch die Zeitung las, und berührte mit ihrer Wange sein Haar.

„Warum hast du mir eigentlich nichts geschenkt?“

„Ich dachte, du hättest keine Wünsche.“

„O! . . Ich hab' wohl allerlei Wünsche. Vor allem möchte ich, daß du wieder gut zu mir bist.“

Sie wühlte mit ihren Fingern in seinem Haar.

„Sei wieder gut, Gustav! Ich kann so nicht leben.“

Er stand auf und legte seine schwere Hand auf ihre Schulter.

„Erst mußt du mir beweisen, Anna, daß ich auf deine Liebe bauen kann, dann will ich wieder gut sein. Aber das geht nicht so von heute auf morgen. Frag' mich nächstes Jahr am Weihnachtsabend, vielleicht kann ich dir dann antworten.“

„Du hast mich nie verstanden, sonst würdest du nicht zweifeln, daß ich dich liebe.“

Er sah sie erstaunt an. Sie fuhr hastig fort:

„Ja! Ja! Ich habe keinen Augenblick aufgehört, dich zu lieben. Ich habe immer gut von dir gesprochen, dich überall herausgestrichen. Wenn du nur einmal in mein Herz sehen wolltest . . . Ach Gott, ich bin ja so unglücklich!“

„Für dich ist gar kein Grund zum Unglück vorhanden.“

„Ich kann so nicht leben, Gustav! Ich bin nun mal kein Haustier. Ich muß Menschen sehn. Als du mich nahmst, da hast du mir versprochen, wir würden ein großes Haus ausmachen, ich sollte allen Luxus haben.“

„Hast du mich wegen dieser Versprechungen oder meiner selbst wegen genommen?“

„Deiner selbst wegen. Ich liebte dich. Aber ich hätte dich nicht genommen, wenn du arm gewesen wärst. Ich kann keine Armut vertragen, und wir leben wie die armen Leute.“

Er ging auf und ab und blickte in tiefem Nachdenken zu Boden.

„In einer Beziehung hast du recht. Unser Leben ist nicht so, wie du es nach meiner Schilderung erwarten konntest. Aber ich denke, eine Frau sollte mit ihrem Mann alles teilen. Die zwei ersten Jahre, wo es mir gut ging, hast du Gesellschaften im Übermaß genossen. Jetzt mußt du dich auch drin schicken, daß wir anders leben.“

Sie legte schmeichelnd ihren Arm um seinen Hals.

„Wie lange habe ich deine liebe Stirn nicht mehr geküßt! Gefall' ich dir denn gar nicht mehr?“

„Gewiß! Du bist noch ebenso schön wie früher.“

Allen Haß, der jäh aus ihrem Innern aufstieg, zurückdrängend, küßte und liebkoste sie ihn. Aber er machte sich los und sagte mit einem Blick auf die Uhr:

„Geh' zu Bett. Sonst kannst du morgen früh nicht heraus. Ich rauche noch eine Cigarre."

Sein Gesicht war finster und ungerührt geblieben, und sein argwöhnisches Auge schien hinter ihrem verführerischen Lächeln, hinter ihren Thränen den verborgenen Haß zu sehen. Sie ging trostlos ins Bett, ohne zu wissen, was sie von nun ab beginnen sollte. Sie hatte das Vertrauen in ihre Macht verloren und begann ihren Mann zu fürchten, wie man den fürchtet, in dessen Gewalt man sich befindet.

Ein Tag verging wie der andere, der Sonntag brachte keine Abwechselung vom Alltag, das neue Jahr begann so trostlos, wie das alte geschlossen hatte. Die beiden lebten neben einander wie Fremde, jeder allein mit sich, seinem Haß und seiner Qual.

Mit der Zeit hatte Horstmann sich an die Unthätigkeit gewöhnt. Aber aus der Leere, die ihn umgab, trat ihm der Gedanke entgegen, daß nun sein ganzes Leben einen Abschluß gefunden habe. Die Kette seiner Thaten und Erfolge war abgerissen. Ihm fehlte die Kraft, sie neu wieder anzuknüpfen. Und doch konnte er sein Unglück nicht verwinden. Immer fort grübelte er darüber nach. Er sah darin das Walten eines dunkeln Schicksals. Irgendwo mußte das Gebäude seines Lebens auf morschem Grunde ruhn. War er schuld an dem Unglück in Szegedin, welches das für ihn noch größere in Luringen zur Folge gehabt

hatte? War dieses die Strafe für seine Schuld an jenem? Diese Gedanken beschäftigten ihn ohne Unterlaß.

Hätte er seine frühere Thätigkeit fortgesetzt, so wäre die Erinnerung an das furchtbare Ereignis wohl bald erloschen. So aber blieb sie immer rege. Wenn er grüblerisch, ohne zu wissen, wie er die schleichenden Stunden totschlagen sollte, an seinem Schreibtisch saß, wenn er sich nachts unruhig in seinem Bette wälzte, er, der gewohnt war, totmüde hinzufallen und sich nach sechsstündigem Schlaf schon wieder zu erheben, in diesen Stunden wurden die Spukgestalten lebendig, krochen wie die Ratten aus ihren dunkeln Winkeln hervor und zernagten sein Inneres.

Eines Morgens hörte Anna ihn in seinem Zimmer reden. Sie glaubte, er hätte Besuch und lauschte neugierig. Aber es war nur immerfort seine eigene Stimme, die sprach. Sie blickte durchs Schlüsselloch: er stand mitten im Zimmer, die Arme bewegend, sein Kopf war auf die Brust gesunken. Kurze Zeit darauf wurde sie nachts von seiner Stimme geweckt. Er murmelte halblaut vor sich hin. Zuerst begriff sie den Zusammenhang der abgerissenen Sätze nicht. Sie erschrak heftig und glaubte, er spräche in einem Anfall von Geistesstörung. Aber allmählich kombinierte sie seine Worte mit dem, was er geschrieben, und was sie aus den Zeitungen gelesen hatte. Er sprach von dem Unglück. Er verteidigte sich gegen jemand, der ihn angriff.

„Ja, ja . . . es ist schrecklich", murmelte er. „Das beste wäre . . . ich wäre kaput . . . ich will ja auch . . . meinetwegen" . . . Aber dann schrie er auf: „Nein!

nein! . . . Verfluchte Bande, laßt mich in Ruh!! . . . Verdammtes Gesindel!"

Er unterdrückte den Schrei und zündete Licht an. Dann betrachtete er argwöhnisch seine Frau, die so that, als wenn sie schliefe. Aber in ihrem Innern frohlockte sie. Er litt auch! Er hatte auch seine Qualen! . . Das war ihr eine süße Genugthuung, zu wissen, daß er, der schuld an ihrem Elend war, auch gefoltert wurde und keinen Schlaf fand.

Sie hörte ihn noch oft so sprechen. Manchmal vergingen Wochen, wo er ganz ruhig war, manchmal konnte er drei, vier Nächte hintereinander schwatzen. Schließlich hatte sie sich so daran gewöhnt, daß sie gar nicht mehr aufwachte.

Annas einziger Umgang in dieser Zeit war Lotte. Zuerst hatte sie sich gegen die Ankunft des großen Mädchens, das nur elf Jahre jünger als sie selbst war, gesträubt und sie kühl behandelt. Nun wurde die Stieftochter ihr einziger Trost. Lotte liebte ihren Vater mit dem natürlichen Kindesgefühl, aber sie verstand sein Benehmen nicht. Anfangs hatte sie versucht, sich an ihn anzuschmiegen, doch er war gegen sie ebenso verschlossen und finster wie gegen alle andern. So teilte sie allmählich die zaghafte Furcht der andern vor ihm, die so groß war, daß allen das Wort im Halse stecken blieb, wenn seine rauhe Stimme sich im Hause hören ließ.

Ihr ganzes Verlangen nach Anlehnung und Liebe richtete sie nun auf die Stiefmutter. Vom ersten Augenblick an hatte sie Anna verehrt wegen ihrer Schönheit und

wegen des Glanzes, der von ihr ausging. Dies Gefühl wurde noch durch das Mitleid gesteigert. Sie schenkte ihrer jugendlichen Stiefmutter den ganzen Schatz an leidenschaftlicher Liebe, der sich in der Einsamkeit bei ihr angesammelt hatte. Es war für sie eine inbrünstige Freude, ihr zu dienen, ihr kleine Gefälligkeiten zu erweisen, ihr zu schmeicheln, sie zu trösten und auf den Händen zu tragen. Wo sie konnte, nahm sie Anna die unangenehmsten Arbeiten ab, mit denen Horstmann sie schikanierte. Sie stopfte für sie Strümpfe, nähte Löcher zu, wischte Staub. Da Anna nicht mehr gewöhnt war, sich allein zu frisieren, machte Lotte ihre Kammerjungfer. Sie wurde nicht müde, diese schweren prachtvollen Locken, die sich weich wie Seidenquasten anfühlten, zu kämmen. Nachmittags saßen die beiden oft stundenlang in Annas Toilettenzimmer. Manchmal kramte diese ihre Balltoiletten, ihre Schmucksachen aus und ließ sie das junge Mädchen bestaunen. Für Anna war diese Bewunderung des Kindes eine wahre Wohlthat. Sie, die ganz im Bewußtsein ihrer Schönheit aufging, die davon zehrte und lebte, mußte das tägliche Zuckerbrot der Schmeichelei haben, um nicht gänzlich den Mut zu verlieren und unter der unerträglichen Last dieses Daseins zusammenzubrechen.

Als aber der Karneval kam, und die Zeitungen voll von Narreteien, Kostümfesten, Maskenbällen standen, ergriff Anna die Sehnsucht nach dem früheren Leben so stürmisch, daß sie es nicht mehr aushielt. Sie machte sich heimlich davon und kam ganz aufgelöst zu ihrer Schwester.

Herr und Frau von Dehwitz saßen gerade mit ihren

drei Rangen beim Kaffeetrinken. Sie waren über Annas Kommen eher erschreckt als erfreut.

Die erste Frage war, was Horstmann dazu sagte?

„Das ist mir ganz egal!“ erwiderte Anna. „Meinetwegen kann er vor Wut bersten.“

„Wenn er nur nicht das Geld von uns zurückfordert,“ warf Alice ein.

Ihre Schwester machte eine ungeduldige Handbewegung.

„Er hat nichts gemerkt. Ich bin heimlich fortgeschlichen. Aber es muß etwas geschehen! Es muß! Ich will mich nicht mein Lebenlang einmauern lassen. Das halt ich nicht aus. Sonst gehe ich ihm eines Tages davon.“

„Nur ruhig Blut!“ sagte der Hauptmann. „Erst muß man alle Chancen erwägen, ehe man einen übereilten Schritt thut. Eine Scheidung wäre ja das Einfachste. Aber was kannst du deinem Mann vorwerfen?“

„Daß er ein gemeiner, ungebildeter Mensch ist, der mich behandelt wie sein Dienstmädchen, ein Knauser, der wegen fünfzig Pfennig Krakehl anfängt, ein Schleicher, der den ganzen Tag herumhorcht und spioniert.“

„Das alles zieht vor Gericht nicht,“ sagte Dewitz. „Du mußt wirkliche Gründe haben. Hat er dir die Ehe gebrochen?“

Anna lachte höhnisch auf.

„Hat er dich geschlagen?“

„Das fehlte gerade noch.“

„Wenn keins von beiden der Fall ist, mußt du dich hübsch gedulden, Schwägerin ... Ich rate dir, ihn so zu ärgern, daß er sich von dir scheiden läßt.“

Anna schüttelte den Kopf.

„Du kennst ihn nicht, Karl. Er ist ein fürchterlicher Mensch. Du würdest auch vor ihm zu Kreuz kriechen."

Der Hauptmann murmelte etwas in den Bart, was auf seine Frau gemünzt war. Diese war, als das Gespräch die heikle Wendung nahm, mit den Kindern hinausgegangen. Dehwitz holte aus dem Büffet eine Flasche und zwei Likörgläser:

„Hier Schwägerin, ein wundervolles Kirschwässerle. Trink und vergiß den Schmerz! Auf die, die wir lieben: dein Mann, meine Frau . . . Prost!"

Als Alice zurückkam, erkundigte Anna sich nach ihrer Mutter. Warum war sie nicht da? Aber sofort begannen die Gatten ein Klagelied. Frau Düsbach sei die letzte Zeit einfach unausstehlich geworden, neidisch, boshaft, nörgelig, nichts sei ihr gut genug. Jetzt hause sie ganz allein auf ihrer Stube. Man war froh, wenn man sie nicht sah . . . Und als wenn der Schwester das Gespräch nicht angenehm wäre, brachte sie schnell das Gespräch auf die Gesellschaften, die sie mitgemacht hatte. Das Treiben war im vollsten Gang. Dehwitz war mehrere Nächte hintereinander nicht nach Haus gekommen. Ein Ball jagte den andern! Das glänzendste Fest hatte Frau Oswald gegeben, der Regierungspräsident, der Divisionskommandeur waren da gewesen.

„Wie sah Frau Oswald aus?" fragte Anna bebend.

Dehwitz hatte Mitleid mit seiner Schwägerin; um ihr eine Freude zu machen, schnitt er ein Gesicht.

„Passabel! Mit dir kann sie sich nicht vergleichen."

Mit wahrem Heißhunger ließ sie sich alles erzählen.

Ihre Züge belebten sich, sie vergaß ihr Unglück und ging für den Augenblick ganz in dem Treiben auf, dem sie entrissen war. Man hatte viel von ihr gesprochen, überall wurde sie bedauert und ihr Mann verurteilt.

„Ach Gott, ich muß wieder in die Welt!“ schrie sie. „Ich ersticke! Wenn Horstmann doch einen Schlag bekäme!“

Sie waren gerade im besten Gespräch, als der Ingenieur gemeldet wurde.

Alle saßen in fürchterlicher Verlegenheit da.

„Wenn du willst, werde ich energisch!“ sagte Karl zu der zitternden Anna, aber er sah zugleich so blaß aus, daß man ihm nicht viel Energie zutraute.

Wider Erwarten war Horstmann die Höflichkeit selbst. Es wurden einige steife Phrasen gewechselt, dann folgte Anna ihrem Mann nach Haus. Auf der Straße sagte er:

„Damit dus weißt, Mewes hat den Auftrag, dir jedesmal zu folgen, wenn du allein ausgehst.“

„Das sieht dir ähnlich!“

Er erwiderte nichts. Am nächsten Morgen zeigte er ihr einen Brief, worin er seinen Schwager aufforderte, ihm umgehend die geliehenen zehntausend Mark zurückzuschicken.

„Ich glaube kaum, daß du sie bekommst!“ erwiderte sie höhnisch.

„Dann lasse ich ihn pfänden.“

Zwei Tage später erhielt Frau Horstmann folgenden Brief von ihrer Schwester:

„Liebe Anna, dein Mann besteht auf seiner Forderung

und droht mit gerichtlichen Schritten. Wir sind in einer fürchterlichen Lage. Unter den größten Schwierigkeiten hat Karl dreitausend Mark aufgebracht. Wenn er gezwungen würde, auf den Stutz die ganze Summe zu zahlen, wären wir einfach ruiniert. Bitte deinen Mann, daß er dies eine Mal ein Einsehn hat und sich für den Augenblick mit dreitausend Mark begnügt. Längstens in einem halben Jahr soll die ganze Summe abgetragen sein. Wir versprechen deinem Mann dann, da er nun mal, leider Gottes' von einer grundlosen Antipathie gegen uns beseelt ist, obgleich er in uns stets warme Freunde und Verehrer gefunden hat, daß wir unsererseits auf ein Wiedersehn mit dir verzichten. Du weißt, liebe Schwester, wie schwer mir dies Versprechen wird, aber auch mit Rücksicht auf den Frieden eurer Ehe müssen wir uns fügen. Ich hoffe zu Gott, der uns stets in der Not beigestanden hat, daß er auch in dieser Angelegenheit alles zum besten wendet. Teile mir den Erfolg deines Schrittes sofort mit. Deine treue Schwester Alice."

Anna ging mit diesem Brief zu ihrem Mann. Dieser zuckte höhnisch die Achseln und sagte:

„Phrasen machen kann deine Schwester. Aber ich verlange mein Geld."

Er ließ sich auf nichts weiter ein, und Anna mußte ihrer Schwester antworten, daß ihre Bitten vergeblich gewesen seien. Eine Zeitlang schien die ganze Angelegenheit zu ruhn. Nach einigen Wochen aber zeigte Horstmann seiner Frau eine Anweisung auf zehntausend Mark.

„Siehst du, da habe ich mein Geld bekommen. Man

muß den Leuten nur ordentlich aufs Kollett rücken. Euch Bagage werde ich schon klein kriegen."

Die Zeit verstrich. Die Stunden dehnten sich oft unerträglich, aber die Tage verflogen schnell, weil sie leer waren, und einer dem andern glich. Mit der Zeit wurde Horstmann laxer. Wenigstens ließ er seine Frau in Frieden. Aber diese machte sich freiwillig zur Gefangenen. Alle Beziehungen zu ihren Bekannten waren abgebrochen. Sie schämte sich vor den Leuten. Am wohlsten war ihr noch auf dem Fensterplatz. Sie starrte müde aus dem Fenster, der Horizont ihrer Gedanken wurde immer enger, oft dämmerte sie nur noch hin in einer Art Halbschlaf wie eine Odaliske . . . An den Frühlingsabenden sah sie manchmal ein Liebespaar sich küssen auf der Steinbank. Dann schauerte sie zusammen. Ihr Blut wallte auf und schoß heiß in ihre Wangen. Sie dachte an Bert. Was mochte er treiben? Sie erinnerte sich der Stunde, wo sie sich ihm anbot und er sie ausschlug. Ach, warum hatte er das gethan? Alles Unglück wäre besser gewesen als dies langsame Verschmachten . . .

Die einzige, die ein bißchen Zerstreuung brachte, war Lotte. Diese hatte jetzt Malstunden bei Klaus Fernow. Dreimal die Woche ging sie auf sein Atelier. Jedesmal brachte sie einen Sack voll Neuigkeiten von da mit. Sie tröstete ihre Mutter, so gut es ging. Aber sie war im Grund noch ein Kind, ohne Verständnis für Annas eigentliches Leiden.

Als der Sommer kam, wurde Frau Horstmann krank von der Monotonie des Lebens, Doktor Zimmer riet einen

Aufenthalt an der See an. Ihr Mann brachte mit ihr vier Wochen auf einer kleinen primitiven Nordseeinsel zu, wo sie von allen Menschen, allem was Komfort hieß, verlassen war und sich noch ärger als zu Hause plagen mußte. Trotzdem erholte sie sich, zu ihrer eigenen Überraschung und beinah wider Willen.

Unmerklich ging in dieser Zeit eine Veränderung in ihrem Äußeren vor. Sie wurde fett, ihre Züge bekamen etwas Ordinäres, sie sah fast immer verdrießlich aus. Früher hatte sie jünger ausgesehen als ihre Jahre, jetzt sah sie bedeutend älter aus.

Mit der Gesellschaft hatte sie jeden Zusammenhang verloren. Den ersten Winter waren noch Einladungskarten ins Haus geflogen, Besucher hatten sich melden lassen. Jetzt kümmerte sich kein Mensch mehr um sie. Ihr Dasein schien ausgelöscht zu sein. Wenn jetzt die 39er durch die Hofgartenstraße marschierten, warfen die Offiziere nicht mehr feurige Blicke zu den Fenstern hinauf. Wie unbewohnt lag das Haus da. Die Läden im Parterre waren geschlossen, die Fensterscheiben der oberen Stockwerke wurden fast nie geputzt, da das eine Mädchen allein kaum die tägliche Arbeit bewältigen konnte. Der Sandstein hatte an verschiedenen Stellen einen Anflug von grünme Moos bekommen. Eine Jalousie hing seit Monaten herunter, da der Rahmen sich verzogen hatte. Horstmann ließ ihn nicht reparieren. Er ließ das hohe Thor einrosten und in der Einfahrt das Gras zwischen den Steinen sprießen. Er ließ im Stall die Pferde dick und faul werden und den Garten verwildern. Ihm war alles gleichgültig geworden.

Über ein Jahr war hingegangen, ohne daß er mit seiner Frau ein herzliches Wort gewechselt hätte. Immer war er von demselben unerschütterlichen Ernst — der Kerkermeister, der seinen Verkehr mit dem Gefangenen stets in genau abgewogenen Grenzen hält, zwischen unnötiger Rauheit und unangebrachter Milde. Aber dies Benehmen, das Anna für beabsichtigte Grausamkeit hielt, war eine Erstarrung seines Innern, die er nicht durchbrechen konnte. Sie wußte nicht, wie sehr er selbst darunter litt. Sie wußte nicht, mit welcher furchtbaren Gewalt er sie noch liebte. Sie wußte nicht, daß, so wie sie auf ein Wunder hoffte, auf seinen Tod, auf irgend eine andere Erlösung, er auch auf das Wunder hoffte, aus dem Herzen seiner Frau einen Strahl wirklicher Liebe hervorbrechen zu sehn. Ihren Schmeicheleien glaubte er nicht mehr, aber er bildete sich noch immer ein, sie könnte eines Tages zu ihm kommen und ihm ehrliche Versöhnung anbieten. Sie könnte ihm vorschlagen, die verhaßte Stadt zu verlassen und in einem neuen Ort eine neue Ehe zu gründen, oder ihm zureden, sich wieder in eine Thätigkeit zu stürzen, und ihn dann begleiten, ihm in der Fremde fern von aller Civilisation eine treue Genossin und Helferin werden.

Aber die Kluft schloß sich nicht, sie wurde tiefer und tiefer.

X.

Eines Tages machte Frau Horstmann ihren gewöhnlichen Spaziergang allein, durch den Hofgarten zur Schönen Aussicht hinunter. Sie war ihre ständigen Begleiter so gewöhnt, daß sie sich förmlich verlassen vorkam.

Der Januarnachmittag war frostklar und schön. Sie traf ziemlich viel Spaziergänger.

So wie Frau Horstmann jetzt aussah, hätte man kaum die stolze Frau von früher in ihr wieder erkannt. Ein abscheulicher Hut mit billigen Bändern garniert, bedeckte das Haar, das nicht mehr kunstvoll frisiert, sondern oberflächlich in einen Knoten zusammengewickelt war, während die ungebrannten Strähnen bis tief in die Stirn fielen. Das altmodische Jackett, dessen seidener Aufschlag verblichen war, zog auf der Brust und auf dem Rücken eine Reihe wagerechter Falten. Die kalbledernen, doppelsohligen Stiefel aus einem Wiener Bazar verdarben die Eleganz der Füße und zerstörten die Elastizität ihres Ganges. Ihre Hände steckten in wollnen Handschuhen, im Arm hielt sie einen billigen Schirm mit entsetzlicher Krücke.

So hatte die Tyrannei ihres Mannes diese Frau verändert und zu einer Karikatur ihrer selbst gemacht. Sie selbst hatte nur noch ein unklares Gefühl, wie es mit ihr stand. Sie hatte sich so viel Nächte schlaflos auf ihren Kissen gewälzt, sie hatte so viel Thränen vergossen, so viel Flüche unterdrückt, so viel Pläne ausgeheckt, so viel Hoffnungen pilzartig aufschießen und wieder verdorren sehen, daß sie sich endlich in ihre Lage gefügt hatte.

Sie machte ihren Spaziergang, ohne nach rechts oder links zu blicken, ohne langsam oder schnell zu gehen, wie ein Mensch, der sein gewöhnliches Tagewerk verrichtet. Am Rande des Weges stand ein Bettler, der seine Drehorgel wimmern und schnurrende Töne von sich geben ließ. Anna warf ihm ein Fünfpfennigstück in den Hut.

„Vergelts Gott!“ murmelte der Bettler.

„Und erlöse uns von dem Übel!“ sagte sie bei sich, indem sie an ihren Mann dachte.

Eine Weile blieb sie auf dem Plateau der Schönen Aussicht stehen und sah dem Treiben der Eisschollen zu, die mit lautloser Schnelligkeit den Strom hinunterschwammen. Gerade wollte sie weiter gehn, als sie hinter sich bekannte Stimmen hörte. Sie drehte sich erschrocken um, eine jähe Röte bedeckte ihr Gesicht — vor ihr standen Frau Oswald und Bert. Mit einem Blick hatte sie ihre Nebenbuhlerin gemustert: ihr Lächeln, den höhnischen Ausdruck der Augen, den schwarzen, mit Kolibris garnierten Velplehut, das tadellose Sealskinjackett . . . Bert streckte die Hand aus, wollte auf Anna zugehn. Aber diese, fassungslos wie ein Schulkind, wich zurück, drehte sich um, fing an zu laufen und stürzte in wilder Hast einen Seitenweg hinunter. Sie sah das Lächeln ihrer Feindin, den blühenden Teint, die blitzenden Augen, den Hut mit Kolibris und das Jackett der letzten Mode, das drei, vierhundert Mark gekostet hatte, sie dachte an ihre eigenen Lumpen, an ihre schlechtsitzenden Haare — und dann peitschte die Scham sie weiter, dies Gefühl, daß alle sie anstarrten, als wenn sie nackt auf die Straße geworfen wäre.

In diesem Augenblick kam ihr ganzes Elend ihr zum Bewußtsein. In einer abgelegenen Straße blieb sie vor einem Schaufenster stehn. Sie schrak zusammen wie jemand, der sich nach einer langen Krankheit zum ersten Mal im Spiegel betrachtet. Thränen stürzten ihr in die Augen. Aber sie würgte den Schmerz hinunter und gab dafür ihrem Haß freien Lauf. Das, was sie sich schon hundert mal gesagt hatte, sagte sie sich wieder, diesmal aber mit der ganzen Entschlossenheit eines verzweifelten Menschen.

„Nimm dich in Acht! Nimm dich in Acht!“ murmelte sie und dachte an ihren Mann.

Lange überlegte sie, was zu thun war? Ihre Schwester würde sie übel empfangen. Sie beschloß zu ihrer Mutter zu gehn . . .

„Frau Regierungsrat ist krank,“ sagte das Dienstmädchen, das die Thür öffnete.

„Was fehlt ihr?“

„Sie hats auf der Brust, es geht schon ein bißchen besser. Aber ich weiß nicht, ob sie Besuch empfängt.“

Anna ging eilig den gewundenen, sich verdunkelnden Korridor hinunter und klopfte an ein Zimmer, das nach hinten hinaus zwischen Küche und Kloset lag.

Zusammengefallen und bis auf die Knochen abgemagert, saß Frau Regierungsrat in einem zerrissenen Lehnstuhl. Ihr schlohweißes Haar stand in dünnen Strähnen vom Kopf ab. Darunter sah man Stellen der nackten Haut. Wie ein seltsames Krönchen saß eine schwarze Flechte schief auf dem Scheitel. Das Lächeln lag,

zu einer Grimasse erstarrt, um ihre Lippen und gab mit der hageren Nase dem Gesicht etwas von einer Totenmaske.

Auf dem Schoß hatte sie den Hund des Hauptmanns, einen alten Affenpintscher. Er war der einzige, der im Hause mit ihr auf gutem Fuß stand.

„'n Tag, Mama!“

Der Köter fing an zu knurren. Die Alte hüstelte und ließ die Zeitung sinken.

„Sei ruhig, Mollychen. Still mein Liebchen!“

Sie betrachtete ihre Tochter mit einem bösen Blick und murmelte endlich: „Guten Tag.“

„Ich wollte dich mal wieder besuchen, Mamachen. Du weißt ja, Horstmann hat mirs verboten. Aber schließlich hielt ichs nicht mehr aus.“

„Was willst du von mir?“

„Was soll ich wollen? Dich mal sehn! Glaub nur, ich bin oft genug ums Haus herumgestrichen. Aber ich traute mich nicht heraufzukommen. Du weißt doch, Horstmann ist fürchterlich.“

„Ja, ja, das ist er!“

Trotzdem Annas Herz bis an die Kehle schlug und sie darauf brannte, ihr Elend jemand anzuvertrauen, vermochte sie kaum zu ihrer Mutter zu sprechen, etwas so Abstoßendes und Furchterregendes hatte diese an sich.

„Du warst wohl krank, Mama?“

„Das weißt du nicht? Ich habe im Sterben gelegen. Es ist ein Wunder, daß du mich noch lebend triffst.“

„Was hat dir denn gefehlt?“

„Ich habe eine schwere Lungenentzündung durchgemacht, während der Geheimrat Zimmer sagte, es wäre nur ein Bronchialkatarrh. Ein solcher Dummkopf ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn mich der liebe Gott nicht durch ein Wunder gerettet hätte, er hätte mich gewiß nicht kuriert.“

„Arme Mama!“

„Ja, das muß ich sagen, ihr habt euch als zwei liebe Kinder gezeigt. Du hast überhaupt nicht gewußt, daß ich krank war, und deine Schwester hat mich Nächtelang ohne Wartung gelassen.“

„Wie gehts dir denn jetzt?“ fragte Anna ablenkend.

„Wies mir geht? Sieh dich doch um! Dann brauchst du nicht so dumm zu fragen. Ihr habt eure Mutter ins Elend gestoßen, ihr laßt sie in diesem abscheulichen Zimmer vermodern. Sieh nur die Tapete an! Ich kann das Muster nicht leiden, das kommt mir immer vor wie Wanzen, die die Wände hinaufkriechen. Sieh nur den Teppich an, ist das ein Teppich? Ein Lumpen ist es.“

„Ach, Mama, wenn ich nur dürfte, ich wollte dir gleich wieder dein altes, schönes Zimmer einräumen.“

„Sieh nur den Schrank an! Er nimmt den halben Raum ein. Man kann sich nicht rühren. Ist er etwa für meine Kleider? Meine Sachen hängen an den Nägeln da. Nichts gönnen sie mir. Ich bin hier schlimmer als bei Fremden aufgehoben. Lebe ich etwa umsonst? Ich zahle ihnen zwei Drittel meiner Pension. Aber das ist ihnen nicht genug. Ist das etwa schön, ist das christlich

gedacht, wenn eine Mutter den Aufenthalt bei ihrer Tochter bezahlen muß? Aber Gott läßt sich nicht spotten. Sie werdens schön büßen."

„Du thust mir so leid, du arme Mama!"

„Dafür habe ich mein Herzblut hingegeben für meine Kinder, damit es mir so gehen sollte! Ich habe auf mein eigenes Glück verzichtet. Ich war noch jung, als euer Vater starb, ich hätte genug Partieen machen können, aber nein, ich dachte nur an euer Glück. Wenn ich nicht gewesen wäre, hätte Alice ihren Mann bekommen? Nun stößt sie mich zurück. Nicht mal den Börsenkourier gönnen sie mir. Oft genug habe ich keine Milch für meinen Liebling. Wenn Besuch kommt, werde ich versteckt, als ob sie sich meiner schämen müßten. Vorigen Montag haben sie noch eine Gesellschaft gegeben, und ich machte nicht mit. Sie leben in Saus und Braus und lassen es ihrer Mutter am nötigsten fehlen. Aber wartet! Ich habs lange gemerkt, daß sie bis an den Hals in Schulden sitzen. Dehwitz versteht nichts von Geschäften und will sich nicht raten lassen. Das wird ein Ende mit Schrecken nehmen."

Die Alte schwieg, und während sie mit ihren dünnen Fingern das graumelierte Fell des Hundes streichelte, dessen trübe, hervorquellende Augen schläfrig blinzelten, sah sie zu, wie ihre Tochter Hut und Jackett ablegte. Da in dem Zimmer keine Stühle vorhanden waren, holte Anna einen Puff vom Bett weg und setzte sich neben ihre Mutter. Frau Düsbach zupfte an ihrem Kleid.

„Wo hast du denn das arbeiten lassen? Das sitzt ja abscheulich!"

„Ich trage es schon im dritten Jahr. Ach, wenn du wüßtest, Mama, mir gehts sehr schlecht!“

Und dann erzählte Anna die ganze Misere des letzten Jahres. Frau Düsbach richtete die großen, unbeweglichen Augen auf sie und fuhr fort, den Hund zu streicheln. Aber wie Anna nun auf Horstmanns Geiz zu sprechen kam, daß sich in seinem Geldschranke die einlaufenden Zinsen anhäuften, wurde ihr Gesicht lebhafter und bekam einen gierigen Ausdruck. Die Tochter beschrieb schluchzend das Ereignis von vorhin. Sie bebte vor Schmerz und Scham bei dieser Erinnerung und schrie:

„Ich halts nicht länger bei diesem Scheusal aus. Gieb mir einen Rat, Mama! Hilf mir!“

Die Alte beschaute lächelnd ihren Brillantring, den sie auf und niederschob.

„Soll ich dir etwas erzählen, was dich vielleicht freut? Herr Holleder war bei mir!“

„Bert war bei dir? Mein Gott, was hat er gesagt?“

„Er ist wohl zwei Stunden bei mir gewesen. Ich rechne ihm den Besuch hoch an. Wir haben über alles Mögliche mit einander geplaudert. Er hat sich in Paris großartig amüsiert, wie er sagte, aber sein ganzes Geld durchgebracht. Ich glaube, er ist nur zurückgekommen, um sich hier zu verloben.“

Annas Herz bekam einen tödlichen Stoß. Sie wurde blaß und fragte tonlos:

„Hat er sich nicht nach mir erkundigt?“

„O doch! Er wußte ganz genau, wies mit dir steht. Ich habe von ihm schon fast alles gehört, was du mir er-

zählt hast. Glaub mir, Kindel, dein trauriges Los wird in der ganzen Stadt beklagt. Über deinen Mann herrscht nur eine Meinung.“

„Warum hat Bert sich nicht bei mir sehen lassen?“

„Deswegen war er bei mir. Er hat mich gefragt, wie sich ein Wiedersehen arrangieren ließe. Dein Mann läßt ja niemanden zu dir, deshalb hat er dir auch nicht Adieu sagen können.“

„Immer mein Mann! Wenn du mich lieb hast, Mama, hilf mir, daß ich ihn los werde. Ich gehe sonst zu Grunde.“

Frau Düsbach, die allmählich freundlicher geworden war, ergriff Annas Hände. Du bist noch jung, Kindchen. Die Jugend handelt nach Gefühlen und verliert den Kopf. Aber das Alter hält die Augen offen. Dein Fehler war, daß du Angst vor deinem Manne hattest. Deshalb hat er dich geknutet. Du hättest gehörig aufmucken sollen.“

„Hast du vergessen, was für ein fürchterlicher Mensch er ist?“

„Soll ich dir sagen, was er ist? Ein Verrückter. Das sage ich, und das sagen alle Leute.“

Anna lächelte traurig.

„Was die Leute sagen, das sind so Redensarten. Damit ist mir nicht geholfen.“

„Er ist verrückt,“ erwiderte die Mutter heftig, „und gehört dahin, wo alle Verrückten sind: ins Narrenhaus. Und daß er dahin kommt, dafür laß mich sorgen. Ich habe mir schon manches Plänchen ausgeheckt. Eins ist vor allen Dingen nötig, ich muß wieder bei dir wohnen.“

„Aber da ist nicht dran zu denken.“

„So genau ich wußte, daß du eines Tages zu deiner Mutter kämst, so genau weiß ich, daß ich wieder zu dir ziehe. In dieser Hundehütte will ich nicht sterben ... Aber hör jetzt genau zu, was ich dir sage. Ich muß bei dir wohnen, damit du jemanden hast, der dir mit Rat und Hilfe zur Seite steht. Und von dem Tage an, wo ich bei dir bin, trittst du mit aller Energie gegen den Lümmel auf, stellst die Ansprüche, auf die du ein Recht hast. Vor allen Dingen ziehst du dich wieder elegant an. Wenn die Welt sich für dein Los interessieren soll, mußt du hübsch sein und den Leuten gefallen, sonst kräht kein Hahn nach dir. Wenn dein Mann dir kein Toilettengeld giebt, bestellst du desto mehr Kleider auf Rechnung, er wird dann schon bezahlen. Außerdem machst du wieder Besuche. Gleich am nächsten Sonntag gehst du zum Pastor Eierland in die Kirche. Er hat hier großen Anhang und ist immer bereit, den Frauen zu helfen. Mit dem Pastor fängst du an, die Gemeinde kommt hinterher.“

Anna mußte lächeln und warf ein:

„Aber Mewes hat strengen Befehl jeden Besuch, der zu mir will, abzuweisen.“

„Wer ist denn Mewes?“ erwiderte die Mutter geringschätzig.

„Mewes ist mein größter Feind und Horstmann blind ergeben.“

„Sprich doch nicht so dumm! Mit ein paar Zehnmarkstücken hättest du dir diesen Menschen zum Freunde gemacht. Als ich noch bei euch wohnte, habe ich gesehen,

daß er deines Mannes Cigarren rauchte. Wer schon auf dererlei aus ist, den kann man leicht herumkriegen. Sage ihm, daß, wenn du zu kommandieren hättest, er doppelt so viel Lohn bekäme. Dann wirst du sehen, wie schnell der Wind sich dreht. Die Hauptsache ist, daß du ein neues Leben anfängst. Du mußt deinem Mann widersprechen, in jedem Punkt. Hörst du, Kindel, in jedem! Bloß weil er sagt, thu das, mußt dus Gegenteil thun. Dann wirst du ihn bald so klein haben, daß er ins Mauseloch kriecht . . . Aber das kommt alles später. Vor allem muß ich wieder zu dir ziehn. Eher läßt sich nichts machen."

„Wie willst du das anfangen?"

Frau Düsbach sann eine Weile nach.

„Übermorgen reist Dehwitz nach Wiesbaden. Er will dort den Weinhändler besuchen, für den er Geschäfte macht. Ich werde Alice zureden, daß sie mitgeht. Wenn sie erfährt, daß ich zu dir ziehe, thut sies gleich. Nachmittags oder am nächsten Morgen schicke ich dann das Mädchen zu dir, daß ich krank wäre. Dein Mann wird dich schon gehen lassen. Wenn du dann wieder nach Hause kommst, sagst du, es ginge mir sehr schlecht, ich läge im Sterben, du lügst damit nichtmal, denn lange mache ichs nicht mehr, und du wolltest mich nicht hier allein ohne Pflege lassen, sondern mich zu dir nehmen."

„Wenn ers mir nun aber doch verbietet?" sagte Anna noch immer zaghaft.

Die Falten um den Mund der Alten gruben sich noch tiefer. Mit zornigen Augen sah sie ihre Tochter an.

„Wenn du das nicht mal durchsetzen kannst, daß du

deine totkranke Mutter zu dir nimmst, dann bist du so dumm und nichtsnutzig, daß du kein besseres Los verdienst."

Anna verließ ihre Mutter voll Respekt vor deren Rücksichtslosigkeit und Schlauheit, und voll unbestimmter Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Nach zwei Tagen, während Frau Horstmann mit ihrem Mann und Lotte gerade bei Tisch saß, kam das Dienstmädchen mit der Botschaft: Frau Regierungsrat läge schwer krank allein im Hause, der Hauptmann und seine Frau seien verreist. Anna sprang mit einem Schreckensruf in die Höhe und sagte, sie müßte sofort hinüber. Horstmann ließ sich von der Magd, die die Kranke ganz verwirrt gemacht hatte, den Bericht noch einmal wiederholen. Währenddem rang Anna die Hände und flehte ihren Mann mit Thränen in den Augen an, er möchte sie gehen lassen. Der Ingenieur fluchte halblaut und sagte, mit sich selbst uneins:

„Erst wird fertig gegessen. Das paßt mir nicht, daß meine Frau vom Tisch fortläuft."

Anna würgte mühsam die Bissen hinunter und wechselte mit Lotte, die ihre Mutter traurig und voller Mitleid ansah, aufgeregte und ängstliche Blicke. Nach einer Viertelstunde lief sie leichtfüßig aus dem Haus. Der erste Schritt war gethan.

Frau Regierungsrat schien wirklich kränker zu sein als vor einigen Tagen. Sie hustete und klagte über furchtbare Schmerzen in der Brust. Als Anna etwas verwundert fragte, ob es denn wirklich so schlimm sei, fuhr die Alte wütend auf:

„Du solltest mal in meiner Haut stecken. Ach Gott, ach Gott, warum muß ich so leiden?“

Sie klagte und wimmerte und hustete ununterbrochen, bis Doktor Zimmer kam. Von dem Augenblick an wurde ihr Stöhnen noch schlimmer. Vor Schmerzen schien sie halb von Sinnen zu sein.

Nachdem der alte Herr die Untersuchung, die durch das fortwährende Zusammenzucken der Kranken fast unmöglich war, beendet hatte, begleitete ihn Anna ins Wohnzimmer. Auf ihren fragenden Blick zuckte er die Achseln.

„Dringende Gefahr liegt nicht vor. Immerhin ist die Sache bei dem Alter Ihrer Frau Mutter ernsthaft. Es ist dumm, daß Ihre Frau Schwester gerade in diesen Tagen verreist ist.“

„Und was das dummste ist, sie hat keine Adresse hinterlassen, ich habe auf gut Glück nach Wiesbaden telegraphiert, ohne bis jetzt eine Antwort zu bekommen.“

„Das ist allerdings ein sträflicher Leichtsinn.“

Der Arzt sann eine Weile nach.

„Ist das Mädchen verläßlich, daß man ihr die Nachtwache überlassen kann?“

„Ich glaube kaum. Wenn Sie es für nötig halten, werde ich die Nacht bei meiner Mutter schlafen.“

„Das wäre das beste!“

Er reichte Anna die Hand, sie hielt sie einen Augenblick fest und sagte:

„Lieber Herr Geheimrat, Sie müssen mir dann einen Gefallen thun. Gehen Sie zu meinem Mann und sagen

Sie ihm, was vorliegt. Er ist in letzter Zeit noch mißtrauischer geworden als früher."

„Gewiß. Ich werde gleich vorgehn. Sagen Sie mal, wie gehts ihm eigentlich?"

Anna machte ein trauriges Gesicht.

„Ich werde aus ihm nicht klug. Es ist manchmal recht schwer."

„Ich kanns mir denken. Leicht ist das Leben an seiner Seite nicht. Aber Sie müssen Gott danken, daß er wieder so weit ist. Als er damals nach der Geschichte in die Anstalt gebracht wurde, glaubte ich nicht, daß er sich je wieder erholen würde. Nun ist er seit zwei Jahren doch wieder ziemlich normal . . . nun vielleicht nicht normal in dem Sinne, wie Sie und ich es sind. Aber er verwaltet sein Vermögen richtig, thut niemandem etwas zu leide. Daß er seine Eigenheiten hat, will ich gern glauben. Man erzählt sich ja genug davon. Und daß Sie besonders darunter leiden, ist ja natürlich."

„Manchmal möchte man verzweifeln," sagte Anna mit einem tiefen Seufzer.

„Sie müssen Geduld haben, liebe Frau Horstmann. Sie müssen sich sagen, daß Sie es mit einem Verwundeten, einem seelisch Verwundeten zu thun haben, dessen Samariterin Sie sind. Ja, ja, Sie thun Samariterdienste."

Der alte Herr mußte unwillkürlich lächeln über den hoffnungslosen und entsetzten Ausdruck, der sich bei diesen Worten auf Annas Gesicht malte, und ihr mit seiner dürren, krebsroten Hand auf die Wange klopfend, sagte er:

„Ich seh Sie noch immer vor mir als Fürstin von

Cornaro. Sie hatten den hübschesten Nacken, den ich je gesehen habe."

Anna erinnerte sich auch mit einem Mal der alten Zeiten und legte in ihre Augen all den holden Glanz, mit dem sie ehemals die Männer bethört hatte.

Da klang vom Korridor herüber das Husten der Frau Regierungsrat, und der Arzt empfahl sich schnell.

Anna blieb die Nacht über bei ihrer Mutter. Nachdem das Dienstmädchen zu Bett gegangen war, legte sie sich ins Bett ihrer Schwester und schlief friedlich bis zum nächsten Morgen. Darauf frühstückten die beiden Frauen und überlegten das weitere. Frau Düsbach wollte noch vor dem Essen zu ihrer Tochter übersiedeln.

Als Horstmann vom Spaziergang zurückkam, fand er seine Frau mit dem Dienstmädchen im Fremdenzimmer damit beschäftigt, einzuheizen und das Bett zu überziehen.

„Was hast du denn da vor?" fragte er erstaunt.

„Meine Mutter zieht zu uns. Sie ist leider Gottes sehr krank."

„Zum Teufel, du weißt doch, daß ich deine Mutter nicht bei mir haben will."

Anna warf einen Seitenblick auf das Dienstmädchen und erwiderte:

„Wir können das wohl später erörtern. Meine Mutter liegt im Sterben. Ich glaube, da hören die kleinen Gehässigkeiten doch auf."

„Wenn deine Mutter krank ist, kann sie ja in ein Krankenhaus gehen. Wir haben hier kein Altweiberspittel."

Über diese Worte schien sich selbst die Dienstmagd zu empören, denn sie ergriff ein Plumeau und schleuderte es mit Gewalt ins Bett. Annas Wangen hatten sich verfärbt.

„Gustav, laß mich meinetwegen dafür büßen, aber erfüll mir diese einzige Bitte. Meine Mutter ist kränker, als du ahnst. Sie liegt im Sterben. Ich weiß ja, daß sie dir zuwider ist. Wenn es für lange wäre, würde ich dir nie zumuten, sie aufzunehmen. Aber es handelt sich um vier, fünf, höchstens acht Tage, dann ist sie von ihrem Leiden erlöst.“

Horstmann ließ sich von der angstvollen Unterwürfigkeit seiner Frau verwirren. Er ahnte, daß es böse Folgen haben würde, wenn die Alte sein Haus wieder betrat. Aber im Augenblick wußte er nichts zu erwidern. Er ging auf sein Zimmer, indem er weder ja, noch nein sagte.

Während er überlegend am Fenster stand, sah er einen Mietswagen vor dem Haus halten. Der Kutscher schellte. Gleich darauf kam Anna aus dem Haus mit dem Dienstmädchen und Mewes, der einen Korbstuhl trug. Der Kutscher öffnete das Verdeck, so konnte Horstmann einen Augenblick lang Frau Düsbach sehen.

Ein Schein der bleichen Morgensonne zitterte über dem mit Haut behangenen Totenschädel, der sich in seiner grauenvollen Häßlichkeit von dem weißen Kissen abhob. Die Kranke versuchte den Arm zu erheben, aber er fiel kraftlos herunter. Jetzt schien sie etwas sagen zu wollen, Anna mußte das Ohr an ihren Mund legen, um diesen Hauch einer Sterbenden zu vernehmen. Horstmann trat

mit verächtlichem Lächeln vom Fenster zurück. Diese Frau konnte ihm nicht mehr gefährlich werden.

Aber der Tod wollte offenbar mit seinem Ebenbild nur kokettieren.

Frau Düsbach lag seit acht Tagen im Sterben, bald ging es etwas besser, bald schlimmer. Obgleich Horstmann die Kranke nur die eine Minute gesehen hatte, wurde ihm ihre Gegenwart fast in jedem Augenblick fühlbar gemacht. Anna sprach mit ihrer Tochter nur von der kranken Großmutter. Bei Tisch ließ sie die Thür offen, was der Ingenieur nicht leiden konnte, aber sie sagte, es sei nötig, damit sie das Schellen der Kranken hören könne. Zu essen gab es stets die fadesten Speisen, Wassersuppe, Reisbrei, abgekochte Hühner, so daß Horstmann, der eine kräftige Küche gewöhnt war, kaum satt wurde. Am schlimmsten aber waren die Nächte. Anna hatte ihm gesagt, sie wollte im Zimmer neben ihrer Mutter schlafen, doch hatte er es verboten. Nun rächte sie sich dafür, indem sie mit der Kranken verabredete, daß diese nachts, oder wenn es zum Morgen ging, zu schellen begann.

Horstmann war immer der erste, der in die Höhe fuhr. Seine Frau stellte sich schlafend, während die schrillen Töne der Klingel durch die tiefschwarze Nachtstille schrieen.

Er litt entsetzlich unter diesen Störungen, hatte wirre Träume, und einmal erwacht, konnte er nicht wieder einschlafen.

Aber trotz seines Grimmes ließ er sich nichts merken. Er dachte, Anna würde ebenso leiden wie er, doch diese

hatte sich an die Unruhe ganz gewöhnt. Sie lag scheinbar im tiefsten Schlaf, bis ihr Mann sie aufweckte. Dann eilte sie die Treppe hinunter, kroch in ein leeres Bett, das im Zimmer stand, und schlief bis zum Morgen wie ein Murmeltier.

Eines Nachmittags, während Horstmann seinen Grillen nachhängend im Arbeitszimmer saß, klopfte ein Herr bei ihm an, der sich als Pastor Eierland vorstellte. Ehe der Ingenieur sichs versah, hatte der Pastor seine Rechte ergriffen und preßte diese Bauernfaust, die noch immer hart wie Kieselstein war, mit beiden Händen, als wenn er seine ganze Kraft beweisen wollte.

„Ich komme soeben von dem Krankenbett!“ sagte er mit bewegter Stimme. „Ihre Frau Schwiegermutter hat gebeichtet und das Abendmahl genommen. Ich glaube, der Tod saß unter uns. Aber es war eine tröstliche Engelsgestalt, welche die arme Seele aufwärts zum ewigen Frieden führen wird!“

Horstmann hatte diese Nacht besonders unter der Klingel gelitten, er haßte die Alte, die nicht sterben wollte mehr als je.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte er barsch.

„Es war der Wunsch Ihrer Frau Gemahlin . . .“

„Wenn Sie etwa wegen des Begräbnisses kommen, so . . . so . . . mir ist es ganz egal, wie und wo sie begraben wird. Aber wegen der Kosten wenden Sie sich gefälligst an Frau Hauptmann von Dehwitz. Ich will mit der ganzen Geschichte nichts zu thun haben.“

Der Pastor faltete seine wohlgepflegten Hände und erwiderte mit leichtem Stirnrunzeln:

„Ihre Frau Schwiegermutter hat noch nicht ausgelitten. Noch lebt sie.“

„Sie lebt noch! Nun, was zum Kuckuck wollen Sie denn?“

„Ihre Frau Gemahlin bat mich, mit Ihnen zu sprechen. Sie sagte mir, es hätte zwischen Ihnen und Frau Düsbach Differenzen gegeben. Wollen Sie nicht im Angesicht des Todes den alten Streit vergessen und der Kranken die Hand drücken?“

Aber Horstmann fuhr mit den Händen in die Hosentaschen.

„Der die Hand drücken! Schlimm genug, daß sie in meinem Haus ist. Und hoffentlich . . . hoffentlich . . .“

„Die Kranke selbst hat den dringenden Wunsch. Alles was Sie etwa an ihr gefehlt haben, soll vergessen sein.“

„Was ich an ihr gefehlt?!“

Horstmann fuhr wild auf.

„Lieber Herr, dies Weib ist mir zwanzigtausend Mark schuldig. Vor drei Jahren, als ich um ihre Tochter anhielt, stand sie vor dem Bankrott. Ich glaubte, in eine anständige Familie hineinzugeraten, statt dessen bin ich an Leute gekommen, denen von Rechtswegen nicht mehr das Hemde auf dem Leibe gehörte. Davon hat Ihnen der lichte Engel wohl nichts verraten?“

Der Pastor stand einen Augenblick erschüttert, ohne eine Antwort zu finden. Auf diese Roheit war er nicht gefaßt gewesen. Er reichte dem Ingenieur die Hand, und als dieser sich umdrehte, verließ er stumm das Zimmer.

Auf der Treppe traf er mit Geheimrat Zimmer zu-

sammen, der gerade von der Kranken kam. Er hatte sie zum ersten Mal wieder frisch und entschieden auf dem Weg der Besserung gefunden. Pastor Eierland war noch zu erregt über die Unterredung mit Horstmann, als daß er sich über den Bericht des Arztes in dem Maße hätte wundern können, wie er es sonst gethan hätte. Er erzählte seinem Freunde den schönen Empfang und war erst beruhigt, als der Geheimrat ihm versicherte: Horstmann sei nicht ganz normal.

„Die bedauernswerte Frau!“ sagte er, „Sie hat wahrhaftig Gelegenheit, sich in christlicher Geduld zu üben.“

Nach vierzehn Tagen war Frau Düsbach wieder so weit, daß sie aufstehen konnte. Anna hatte ihr einen Korbstuhl ins Zimmer stellen lassen, in dem saß sie meistens mit dem Hund auf dem Schoß und schaute aus dem Fenster, das eine schöne Aussicht auf den Garten hatte. Sie bekam viel Besuch. Außer dem Geheimrat Zimmer, ließ sich Pastor Eierland als treuer Seelsorger mehrmals die Woche bei ihr sehn, auch Alice besuchte ihre Mutter und brachte sogar ihren Mann mit. So wurde mit der Zeit ihr Krankenzimmer zu einer Art Geheimkabinet, worin man über Horstmann klatschte und gegen ihn Intriguen spann.

Eines Tages ließ Frau Düsbach durch Anna Mewes in ihr Zimmer rufen. Sie drückte ihm zwei Thaler in die Hand und sagte:

„Ein kleiner Dank für Ihre freundliche Hilfe, als ich hierher gebracht wurde. Eigentlich sollte es mehr sein.“

Mewes steckte das Geld mit einem mürrischen Brummen

in die Tasche. Er wollte schon gehen, als Frau Regierungsrat sagte, sie hätte noch eine Bitte.

„Was solls denn sein?“

„Das Mädchen hat morgens immer zu thun, könnten Sie mir nicht in aller Frühe den Ofen anmachen?“

„Das ließe sich ja schließlich machen,“ erwiderte Mewes nach einigem Nachdenken.

Er kam nun alle Morgen, wenns noch dunkel war, hereingeschlurft und machte Feuer. Bei dieser Gelegenheit merkte die Kranke, daß er ihre Medicinflasche, die auf dem Nachttisch stand, umdrehte und betrachtete. Nach einigem Hin und Her brachte sie heraus, daß er Jahre lang Lazaretdiener gewesen war und sich einbildete, etwas von der Medicin zu verstehen. Einmal auf dieses Thema gekommen, legte er seine Stumpfheit ab und erzählte eine Menge haarsträubender Geschichten von Krankheiten, Operationen und seinen Erlebnissen in der Irrenanstalt. Sie fragte ihn, ob er mit seiner jetzigen Stellung zufrieden sei? Er erwiderte:

„Nu ja, wenn man kein Glück hat, muß man schon zufrieden sein. Ich habs mir ja ein bißchen anders gedacht. Daß ich auf meine alten Tage noch den Pferdediener spielen muß, habe ich mir nicht träumen lassen.“

Mit der Zeit wurden die beiden Alten ganz vertraulich miteinander. Frau Düsbach ging mit der Schlauheit einer Katze um den heißen Brei herum. Nur wie von ungefähr fragte sie einmal, welcher Art Horstmanns Krankheit eigentlich gewesen, und ob er jetzt wieder ganz gesund sei?

Mewes ließ sich die Frage dreimal wiederholen. Er

blies die brennenden Holzspäne an, wühlte in den Kohlen herum und gab keine Antwort. Erst als er fertig war, kam er ans Bett der Alten, stellte sein Benzinlämpchen auf den Nachttisch und sagte:

„Das steht fest, und da mögen die Professoren dreimal das Gegenteil sagen, ich habe dafür meine Beweise: wenn einer mal oben was sitzen hat, der wirds auch nicht wieder los. Das bleibt und frißt weiter . . . wie Krebs."

Während Frau Regierungsrat am Fenster saß, sah sie manchmal morgens, wenn Horstmann aus war, Mewes mit einem Sack auf dem Buckel aus dem Stall schleichen. Er verschwand im Garten und kam nach einer Weile ohne den Sack zurück. Eines Tages bemerkte sie ihn wieder. Diesmal hatte der Sack ein kleines Loch, aus dem Haferkörner auf die Erde rannen. Die Alte wunderte sich. Was mochte der Diener mit den Säcken anfangen? Schließlich fiel ihr ein, daß die Gartenmauer ein Pförtchen hatte, das nach einem Gäßchen hinausging. Wahrscheinlich wartete dort der Hehler, der ihm den Hafer abnahm. Als Mewes am nächsten Morgen hereinkam, fragte sie ihn:

„Was kriegen Sie denn für den Hafer?"

Der Wärter ließ vor Schreck beinah seinen Arm voll Holz fallen und fragte: „Was?"

„Na, thun Sie doch nicht so! Sie mausen ja Hafer. Verkaufen Sie ihn nur nicht zu billig!"

„Ich Hafer verkaufen? Noch nicht ein Korn!"

„Ich habs ja gesehen. Gestern hatte der Sack ein Loch. Die Pferde werden schöne Bäuche kriegen, wenn sie nichts als Heu fressen."

„Da hört sich doch alles auf. So was hat mir noch kein Mensch gesagt."

„Lassen Sies nur gut sein. Aber daß Sie mein Schwiegersohn nicht erwischt! Ich drücke ja ein Auge zu. Wenn jemand nicht nach Verdienst bezahlt wird, macht er sich selbst bezahlt . . . Na, wir verstehen uns schon!"

Der Wärter erwiderte nichts, brummte nur wütend vor sich hin, während er auf seinen mageren Knieen die Holzscheite zerbrach.

Vier Wochen war Frau Düsbach im Hause, und jeden Tag predigte sie ihrer Tochter dasselbe: Auflehnung gegen ihren Mann. Anna mußte ihr alles wiederholen, was Horstmann bei Tisch oder bei anderen Gelegenheiten gesagt hatte, und auch ihre eigenen Antworten darauf, mit denen die Mutter selten zufrieden war. Warum hatte sie nicht dies oder jenes erwidert? Wenn sie nicht den Mut hatte, ihm zu trotzen, würde es nie anders werden. Mochte er doch auffahren und wie ein wildes Tier brüllen. Um so besser, wenn die Leute auf der Straße stehen blieben, dann würde bald stadtbekannt, daß ein Verrückter im Hause war.

Anna versprach alles. Aber die Unterwürfigkeit und Angst vor der eisernen Faust, die sie zwei Jahre hindurch geknechtet hatte, konnte sie nicht mit einem Male abschütteln. Die Mutter war unglücklich über diese schlaffe Trägheit ihrer Tochter, in der sie ganz vergessen zu haben schien, was sie früher gewesen war.

Eines Tages kam Alice mit der Nachricht, daß Bert am nächsten Tage Anna besuchen wolle. Der Vorsicht halber sollte das Wiedersehen in Frau Düsbachs Zimmer

stattfinden. Anna lag die ganze Nacht in nervöser Aufregung, zwischen Freude, Hoffnung, Angst. Sie wußte selbst nicht, wie ihr war. Am Morgen konnte sie nicht mit ihrer Toilette fertig werden, nachmittags stand sie bald am Spiegel, bald am Fenster, um auf die Straße zu sehen. Sie fühlte selbst das Kindische ihres Benehmens.

Als Holleder kam, benahm er sich so, als wenn er höchstens vierzehn Tage verreist gewesen, und als wenn inzwischen nicht das Geringste passiert wäre. Er war galant gegen Mutter und Tochter, und nach kurzer Zeit war alle Befangenheit verflogen.

In seinem Innern aber wünschte er, möglichst bald aus diesem Zimmer heraus zu sein, dessen fade Krankenluft ihm auf die Nerven fiel. Von Anna war er bitter enttäuscht. Die zwei Jahre hatten sie entsetzlich vergröbert. Sie war kaum noch reizvoll ... Überhaupt, was hatte er hier verloren? Ihm saß das Messer an der Kehle, die Erbschaft war aufgezehrt, er mußte sich rangieren, sich — wie ers ausdrückte — einen warmen Stall suchen.

Anna und er saßen am Bett der Alten, die sich niedergelegt hatte. Sie betrachtete ihn mit brennenden Augen, sie fand ihn älter geworden. Sein schwarzes Haar hatte sich gelichtet, ein Kranz von Krähenfüßen lag um seine Augen. Wer ihn unbefangen betrachtete, hätte ihn vielleicht etwas mitgenommen gefunden. Namentlich in diesen Wochen, wo er von einem Katzenjammer in den andern verfiel. Ihr aber erschien er noch ebenso verführerisch wie früher. Die Lässigkeit seiner Handbewegungen,

dies halbe, matte Lächeln, der müde Tonfall seiner Stimme, das alles bezauberte sie ebenso, wie sie früher seine Munterkeit bezaubert hatte.

Er erzählte von Paris. Das war ein böses Nest. Wunderhübsch aber ... Mit einem vielsagenden Seufzer brach er ab.

Sie fragte ihn, wie es mit der Malerei stände?

„Du lieber Gott! Wenn man nicht ein malerisches Genie ist, sollte man nicht nach Paris gehen. Hier in Düsseldorf hätte ich lustig meine Leinwand mit brauner Sauce vollschmieren können und mir einbilden, ein Maler zu sein. Aber in Paris gehen einem die Augen auf! Ich hab die Pinsel in die Ecke geworfen, wie ich vierzehn Tage da war."

„Dann werden Sie hier wohl was Neues anfangen?"

„Vielleicht ... Ich weiß noch nicht ... Vielleicht versuch ichs mal wieder als Architekt ... Äh, 's lohnt ja doch nicht die Mühe. In Deutschland hat man nicht für fünf Pfennig Geschmack."

Die Alte, die diese Unterhaltung langweilig fand, hatte sich auf die Seite gelegt und that so, als wenn sie schliefe. Bert wollte sich empfehlen. Aber Anna setzte sich ans Fenster und rief ihn her. Er setzte sich zu ihr. Beide starrten in den Schnee hinaus.

„Ich bin in Sorgen um Sie, Bert."

„Um mich?"

„Sie müssen jetzt etwas anfangen. Sie dürfen Ihre Talente nicht verkommen lassen."

„Du lieber Augustin!"

„Ich hatte gehofft, Sie würden mit den größten Plänen aus Paris zurückkommen. Ich hatte mich so gefreut!"

„Das Leben ist ein horrender Blödsinn!" murmelte er.

Sie nickte und sah ihn traurig an.

„Es kommt eben alles anders, als man sich denkt ... Aber Sie haben ja noch die ganze Zukunft vor sich."

Sie sahen wieder hinaus in den melancholischen Garten. Die Bäume starrten mit ihren schwarzen, kahlen Ästen ins Abenddunkel. Der Schnee schimmerte fahl. Es war eine trostlose Stimmung. Bert fühlte, wie ihm beklommen zu Mut wurde. Er verwünschte seine Sentimentalität. Was hatte das alles für einen Zweck?! Für ihn handelte es sich um ganz andere Dinge ... Und plötzlich sah er noch, wie Anna weinte. Die Thränen traten ihr aus den geschlossenen Augen und rannen langsam über ihre Backen, genau so, wie die Wassertropfen an den Fensterscheiben hinunterrannen.

„Wir hätten zusammenbleiben sollen, Bert."

Er schüttelte skeptisch den Kopf. Aber sie wiederholte noch eindringlicher:

„Doch! Doch! Wir hätten zusammenbleiben sollen. Das wäre gescheiter gewesen."

Und während ein fanatischer Glanz in ihr Auge trat, flüsterte sie kaum hörbar:

„Vielleicht wirds bald anders. Ich werde frei ... Dann kann das Glück doch noch kommen."

Es war ganz still im Zimmer. Die Lampe warf

einen hellen Schein auf den Totenschädel der Alten, die mit geschlossenen Augen dalag. Sie schlief nicht, sie spann auch Zukunftsträume, wie sie, wenn Horstmann einmal an den Ort gebracht war, wohin er gehörte, sich über seine Papiere hermachen und in eiliger Spekulation das Kapital verdoppeln würde, so daß sie und ihre Familie bis an ihr Lebensende genug hätten.

Anna kämpfte und wehrte sich gegen ihre Schwäche. Aber die Macht des Augenblicks war stärker als Scham und Stolz. Sie ließ schlaff ihren Kopf an seine Brust sinken und lag da wie gebrochen. Bert begann sie zu küssen, halb aus Höflichkeit, halb, weil ihm wirklich danach zu Mut war. Eh eine Viertelstunde verging, hatte sie ihm geschworen, daß sie sich von ihrem Mann befreien und mit ihm glücklich werden würde, und er hatte ihr geschworen, daß er sie immer geliebt und nie vergessen habe. Als er wieder draußen war, schüttelte er in der kalten Winterluft die Beklommenheit ab und sagte sich wütend, daß diese ganze Geschichte nichts sei, als die reine Zeitverschwendung.

XI.

In den zweieinhalb Jahren, die verstrichen waren, seitdem Horstmann sich von der Düsseldorfer Gesellschaft zurückgezogen, hatte er es so weit gebracht, daß ihn die

ganze Stadt für verrückt erklärte. Viel hatten dazu die Wühlereien des Ehepaars Dehwitz beigetragen, die in allen Gesellschaften die schlimmsten Verdächtigungen gegen ihren Schwager ausstreuten. Aber auch er selbst erregte durch seine Erscheinung und sein Auftreten das Ärgernis der Leute. Wer ihm begegnete, wenn er sich scheu an den Häusern vorbeidrückte, mit seinem durchfurchten Gesicht, dem eingebeulten Hut, dem schlecht sitzenden Überzieher, und sich unterstand, ihn anzusehen, dem wurde ein Blick so voll Ingrimm und Mißtrauen zugeschleudert, daß er ihn sobald nicht vergaß. Dazu kamen noch andere Dinge. Wenn zur Feier von Kaisers Geburtstag die ganze Stadt flaggte, fehlte auf seinem Dach die Fahne. Als auf dem nahen Corneliusplatz das Denkmal eingeweiht wurde, hatten alle Häuser illuminiert. Nur sein Haus lag schwarz da, mit geschlossenen Läden. Das ärgerte die Leute, mancher Spießer blieb davor stehen und sagte:

„Das ist das Haus von dem reichen Rentier. Der Kerl ist ja geck!“

Diese allgemeine Stimmung hatte auch den Geheimrat Zimmer beeinflußt. Als Horstmann ihn eines Tages besuchte, um sich bei ihm zu erkundigen, ob seine Schwiegermutter nicht so weit hergestellt wäre, daß sie zu ihrer anderen Tochter übersiedeln könne, war der alte Herr zurückhaltend, erkundigte sich nach Horstmanns Lebensweise, riet ihm, er solle doch seinen Schmollwinkel verlassen und so weiter. Der Ingenieur wollte davon nichts wissen, sondern verlangte in grobem Ton eine Antwort.

Schließlich nach einigem erregtem Hin und Her erklärte

der Geheimrat: als Arzt müsse er von einer Übersiedelung entschieden abraten.

Seit diesem Besuch schloß Horstmann ihn in den Kreis seiner Feinde ein. Er nahm sich vor, seine Schwiegermutter bei der nächsten Gelegenheit aus dem Haus zu befördern. Aber ehe er dazu kam, lenkte ein Ereignis seine Gedanken in eine andere Richtung.

Eines Tages begegnete er Holleder in der Hofgartenstraße. Wie eine Kugel schlug bei ihm der Gedanke ein, daß der Maler seine Frau besucht habe. Er geriet in große Aufregung und ließ sofort Mewes rufen. Dieser antwortete in seiner gewohnten mürrischen Weise, doch ohne wie sonst die Wahrheit zu sagen: ein Herr sei allerdings dagewesen, den Namen wisse er nicht. Ob er schon öfter dagewesen sei? Mewes schüttelte den Kopf: seines Wissens nicht.

„Also Herr Holleder hat sich wieder blicken lassen!" sagte Horstmann zu seiner Frau. „Er will wohl das andere Ungeziefer nachziehen. Aber daraus wird nichts. Noch heute schreibe ich ihm, daß er uns mit seinen Besuchen verschont. Wehe, wenn ich ihn hier erwische!"

Anna wagte nichts zu erwidern, doch schrieb sie sofort an ihren Freund und gab ihm ein Rendezvous an einer abgelegenen Stelle des Hofgartens.

Horstmanns Gemüt war schon die ganzen letzten Wochen schwer umdüstert gewesen. Er merkte, wie Menschen, die er nicht sah, denen er nicht beikommen konnte, und deren Gegenwart er doch fortwährend spürte, daran arbeiteten, ihm seine Frau abspenstig zu machen. Nun aber, wo er erfahren hatte, daß Holleder wieder in Düssel-

dorf sei, wühlte die Unruhe in ihm Tag und Nacht. Wenn er die anderen haßte, diesen Menschen fürchtete er. Er hegte gegen ihn die ohnmächtige Eifersucht des alten Mannes gegen den jüngeren, hübscheren. Wie eine Ratte fraß die Angst an ihm. Er beobachtete seine Frau. Die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, sprang in die Augen. Statt des demütigen Gehorsams zeigte sie ihm jetzt Trotz. Die dumpfe Trägheit ihrer Bewegungen war einer nervösen Unruhe gewichen. Bei Tisch schwatzte sie bald wie ein junges Mädchen, bald saß sie ganz versunken da, während in ihren Augen ein unheimliches Feuer brannte. Manchmal trällerte sie ein Lied, wenn sie die Treppe hinaufging. Sie saß stundenlang in ihrem Toilettenzimmer. Sie brannte ihr Haar, duftete nach Parfüm . . . Wie ein Bluthund ging er all diesen Spuren nach. Der Verdacht, daß sie ihn hinterging, wurde bei ihm zur fixen Idee. Er hatte keinen anderen Gedanken mehr in seinem Kopf. Nachts lag er stundenlang schlaflos, und wenn sie etwas lauter atmete oder den Kopf umwendete, fuhr er in die Höhe und lauschte, ob nicht irgend ein verräterisches Wort über ihre Lippen käme. Und während er mit seinen Augen das Dunkel durchbohrte, ohne das Geringste zu sehen, gaukelte in seinem verwirrten Geist die Vorstellung, wie er seine Frau mit ihrem Geliebten erwischte, wie er sie niederschlug mit einem Stück Holz, wie er ihr das Messer in den Rücken stieß. In Gedanken wurde er hundertmal zum Mörder seiner Frau. In ruhigeren Stunden bekämpfte er diese Vorstellungen und erklärte seinen Verdacht für Einbildung.

Er hatte die Beobachtung gemacht, daß Anna jetzt öfter ohne ihre Tochter ausging. Er fragte sie jedesmal, wo sie hinginge, und folgte ihr dann heimlich. Aber ihre Angaben entsprachen der Wirklichkeit, er entdeckte nicht das Geringste, was seinen Argwohn bestätigte.

Eines Abends kam sie zu spät zum Essen. Sie entschuldigte sich: sie hätte im Zoologischen Garten Schlittschuh gelaufen. Und wirklich hing auch das Lederfutteral mit ihren Schlittschuhen auf dem Hausflur. Er fragte, warum sie ohne Lotte gegangen wäre? Diese erklärte selbst, sie habe erfrorene Füße und sei deshalb zu Haus geblieben.

Als er einige Tage darauf wieder hörte, daß Anna auf dem Eise sei, versuchte er, sie abzufangen. Er wollte sehen, ob sie sich nicht von Holleder nach Haus begleiten ließ.

In einem Winkel, den der Bretterzaun des Zoologischen Gartens bildete, war eine kleine Bude aufgeschlagen, in der eine alte Frau heißen Grog und gebratene Kastanien verkaufte. Von hier aus konnte Horstmann den Ausgang und auch die beiden Fußwege, zwischen denen die breite Fahrstraße lief, übersehen. Es herrschte noch das trübe Grau der Dämmerung, zwei hohe Gaslaternen warfen einen gelblichen Schein auf den Schnee. Durch die Lücken des Bretterzauns konnte er auf dem Weiher undeutlich wie gleitende Schatten die Schlittschuhläufer erblicken. Die schrillen Töne einer Militärkapelle klangen wie erfroren und zerrissen in der eiskalten Luft zu ihm hinüber. In ihrer Bude saß das Weib, hielt die aufgesprungenen roten Backen über die Kohlenglut und glotzte ihn dummdreist

an. Zu seiner Rechten lag die Eisenbahnbrücke. Dort erklang aus der Tiefe manchmal der Pfiff einer Lokomotive.

Jedesmal fuhr Horstmann bei diesem Ton zusammen. Er mahnte ihn an die Vergangenheit, an das Leben, das er früher geführt hatte in den wilden Einöden, wo er frei und ein wahrhafter Herrscher gewesen war. Nun stand er hier, frierend, von einem Bein aufs andere springend. Was hatte er vor? Er wollte sein Weib mit ihrem Geliebten abfangen, als eifersüchtiger, betrogener Ehemann. Ein tiefes Gefühl der Erniedrigung überkam ihn. Was war aus ihm geworden? Dieses Weib hatte ihn klein und elend gemacht. Er spürte schlimmer als je den Druck, den das Leben auf ihn gelegt: diesen tagtäglichen Kampf mit so gemeinen Mitteln, für den er nicht geschaffen war. Er war müde und zermürbt bis ins Allerinnerste, und aus der Melancholie der grauen Schneelandschaft stieg ihm der Wunsch auf, von dieser ganzen Last befreit zu sein. Aber er richtete sich wieder straff auf und gab seinem Gesicht von neuem den argwöhnisch spähenden Ausdruck.

Es war dunkler geworden, der Schein auf dem Schnee nahm hellere Farben an. Eine Pferdebahn wartete schon, die Gäule standen in Decken gehüllt und stießen grauen Dampf aus ihren Nüstern. Jetzt quoll die erste Masse der Heimkehrenden aus dem engen Thor. Er bemerkte Bekannte aus früherer Zeit, ohne von ihnen gesehen zu werden. Seine Frau war nicht darunter. Die Pferdebahn fuhr ab. Die Straße lag wieder einsam im matten Glanz des Schnees, der eine eisige Kälte ausstrahlte. End-

lich als ein Wärter das Thor zuschloß, verließ Horstmann seinen Standort.

Vor ihm ging schlendernd ein Liebespärchen. Der junge Mann hatte den Arm um die Taille des jungen Mädchens geschlungen, alle Augenblicke blieben die beiden stehen und küßten sich.

Horstmann preßte manchmal die Hand vor die Augen, wie um die rote Glut, die in seinen Schläfen brannte, auszulöschen. Anna hatte ihn betrogen!

Niemand von den Heimkehrenden war seinen Spüraugen entgangen, aber sie hatte er nicht gesehen. Wo war sie gewesen? Vielleicht ging sie jetzt auch auf einem einsamen Wege nach Hause, am Arm ihres Liebhabers und ließ sich von ihm küssen . . . Angst und Wut ballten sich immer dicker in seinem Inneren zusammen. Manchmal blieb er stehen, bohrte den Eichenstock in den knirschenden Schnee und holte stöhnend Atem. Warum zweifelte er noch? War es nicht sonnenklar, daß sie ihn betrog? Vor ihm das Frauenzimmer, das sich so inbrünstig an den Mann schmiegte, lehrte ihn ja, was des Weibes Thun und Trachten ist. Und was er da mit seinen eigenen Augen sah, erweckte ein anderes Bild in ihm: Anna auf den Zehenspitzen stehend, mit fiebrischem Glanz in den Augen, die zum Kuß geschürzten Lippen ihrem Geliebten reichend. Ihm fielen heiße Seufzer ein, die sie ihm einstmals ins Ohr gehaucht. Er dachte mit Angst und Scham an das wilde Spiel, das sie getrieben. Jetzt legte ein anderer seine Lippen auf ihren Mund und vergrub die Finger in ihr Haar. Er sah das Gesicht Holleders. Es hatte einen

höhnischen Ausdruck, der dem betrogenen Gatten galt. Es wurde ihm dunkelrot vor den Augen: er hatte den Maler gepackt und auf das Steinpflaster geschleudert, daß alle Knochen knackten und das Blut hochaufspritzte. Dann stürzte er auf sein Weib, zerrte sie an ihren langen Haaren zu Boden und schlug sie, daß ihr Blut sich mit dem Blut des anderen mischte . . . Einen Augenblick gab er sich dieser Vorstellung hin, seine Brust röchelte, sein Gesicht mit den aufeinandergepreßten Zähnen, dem krampfhaft verzogenen Mund hatte einen tierischen Ausdruck. Dann kam er wieder zu sich und setzte seinen Weg fort, immer dem Pärchen folgend, das sich, je näher es der Stadt kam, desto häufiger küßte. Erst als das Mädchen in einem Hause verschwand, worauf der junge Mann den Hut ziehend sich entfernte, merkte er, daß er sich in einem ganz fremden Stadtviertel befand, und schlug den Weg nach der Hofgartenstraße ein.

Auf dem Korridor sah der Ingenieur den Lederbeutel hängen. Er nahm die Schlittschuhe heraus: ihr Stahl war blank und trocken, nicht eine Spur von Schnee oder Wasser war daran. Diese Entdeckung setzte ihn nicht einmal in Erstaunen, er war auch ohne das seiner Sache sicher gewesen.

Anna befand sich im Eßzimmer. Als er eintrat, wollte sie ihm schnell entwischen.

„Bleib!"

Ihrem erschrockenen Gesicht gab sie einen hochmütigen Ausdruck, und indem sie die Hände mit den wieder spitz zugeschnittenen und glänzend polierten Nägeln aneinanderrieb, blickte sie ihn mit zwinkernden Augen an.

„Du wünschst?"

„Wo warst du?"

„Auf dem Eis."

„Das ist nicht wahr. Ich habe am Zoologischen Garten auf dich gewartet. Du bist anderswo gewesen."

„Ich war auf dem Schwanenteich und habe dort gelaufen."

Er runzelte die Stirn und sah ihr mit finsterem Blick ins Gesicht, auf dem die Lüge geschrieben stand. Hatte der Wind ihre Wangen so gerötet, ihren Augen diesen Glanz gegeben, ihr Haar so anmutig zerzaust? Oder war es etwas anderes gewesen? Lagen auf ihren geschwellten Lippen nicht die Spuren genossener Küsse? Diese verjüngte Heiterkeit, dies unwillkürliche Lächeln, woher anders kam das alles als von dem gekosteten Genuß? . . . Und während seine Augen sie durchbohrten, bemerkte er plötzlich das neue Kleid, das sie heute zum ersten Mal in seiner Gegenwart trug. Er ergriff ihr Handgelenk und zog sie nach der Mitte des Zimmers unter das Lampenlicht.

„Woher hast du das? Wer hat dir erlaubt, das zu kaufen?"

„Ich lasse nicht so an mir zerren, verstehst du das!" erwiderte sie, trotzig den Kopf zurückwerfend.

„Woher ist das Kleid?"

„Gekauft, wie du dir wohl denken kannst. Die Rechnung wirst du schon früh genug finden. Wenn du glaubst, ich liefe abgerissen wie ein Dienstbote herum, irrst du dich, mein Lieber."

Ihm zuckten auf einmal aus allen Ecken des Zimmers

rote Funken ins Gesicht. Er schüttelte sich, von Wutschauern förmlich durchrast. Er trat auf sie zu, während sie langsam zurückwich. Mit einem Stoß schleuderte er sie auf einen an der Wand stehenden Stuhl und keuchte:

„Unverschämte! Untersteh dich noch ein Wort zu sagen!“

So stand er ihr einen Augenblick gegenüber, als die Thür geöffnet wurde.

Während er sich nach dem eintretenden Dienstmädchen umdrehte, sprang Anna auf und lief aus dem Zimmer. Horstmann setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf auf, ohne sich um das Dienstmädchen zu kümmern. Beinahe hätte er sich vergessen und gegen seine Frau die Hand aufgehoben! Jetzt schrak er vor dieser Vorstellung zurück. Das durfte nicht sein! Er mußte Herr bleiben über sich! Wenn er sich hinreißen ließ, war alles verloren. Dann war seine Frau gegen ihn im Recht, und mit seiner Macht war es vorbei. Er beschwor sich, bettelte bei seinem jähzornigen Herzen förmlich darum, sich zu bezwingen. Er wollte gegen seine Vorstellungen ankämpfen, damit er auch in der Einbildung das nicht that, was nicht in Wirklichkeit geschehen sollte.

Anna erschien nicht zum Abendessen, sondern ließ sagen, sie fühle sich unwohl und sei zu Bett gegangen.

Als Horstmann kurz nach elf das Schlafzimmer betrat, fand er das Bett seiner Frau leer. Auf dem Nachttisch lag ein Zettel: „Ich schlafe bei Mama. Anna.“

Seine Aufregung fing wieder an zu rumoren. Ging sein Weib nicht darauf aus, ihn zu kränken?! Er vergaß,

was er sich vorgenommen und schlug mit einem Fluch gegen das Kissen ihres Bettes, daß da, wo ihr Kopf zu ruhen pflegte, eine tiefe Beule entstand. Er wollte hinuntergehen und sie aus ihrem Bett zerren, um sie dahin zu tragen, wohin sie gehörte! Er fühlte, wie das aufkochende Blut seinen Verstand betäubte. Um sich zu beruhigen, zog er die Gardine vom Fenster zurück und preßte die Stirn gegen die Scheiben. Der Vollmond leuchtete so stark auf dem Schnee, daß die Klarheit der Winternacht den Kerzenschimmer bräunte. Die weiße makellose Decke gab dem Garten etwas Verzaubertes und strömte überirdischen Frieden aus.

Horstmann legte sich nieder. Aber das leere Bett an seiner Seite ließ ihn nicht einschlafen.

Eine Stunde mochte er wach gelegen haben, als er von draußen ein dumpfes Geräusch vernahm. Gleich darauf hörte er deutlich eine Thür knacken und das Drehen eines Schlüssels. Er hielt den Atem an und lauschte. In der lautlosen Stille vernahm er das Wispern der Taschenuhr, jede Bewegung seines Kopfes auf den Kissen sauste wie ein großer Lärm in seinen Ohren. Sonst vernahm er nichts. Hatte vorhin die Thür geklinkt oder nicht? Vielleicht litt er an Gehörstäuschungen. Vielleicht war er wahnsinnig, ohne daß er es wußte. Mein Gott, wenn das möglich wäre! Er wurde von Einbildungen genarrt. Seine Frau schlief neben ihm. Aber nein! Das Bett war leer. Er sah es. Er fühlte die kalten Kissen. Also war es keine Einbildung! Sein Auge täuschte ihn nicht, warum sollte sein Ohr ihn täuschen?

Die Thür ist auf- und zugeklinkt worden. Jemand ist ins Haus gegangen. Aber wie ist das möglich? Alle schliefen ja bereits, als ich zu Bett ging. Warum sehe ich nicht nach? Lieber will ich schlafen und den aufgeregten Gedanken nicht nachgeben. Sollten es Einbrecher sein? Aber vielleicht hat sich jemand zu Anna geschlichen.

Er sprang ans Fenster, zog die Gardinen auseinander und blieb in dumpfem Schreck stehen. Über den frischen Schnee, dessen makellose Fläche sein Auge noch vor einer Stunde bewundert hatte, lief eine Reihe von Fußspuren, die aus dem Hintergrund des Gartens kamen und sich dem Haus näherten. Jeden Fußtritt konnte er in dem hellen Mondlicht unterscheiden.

Eine Weile mußte er sich besinnen; denn seine Gedanken und Empfindungen lagen alle wie erstarrt. Dann wurde er ganz klar. Was kommen mußte, lag vor ihm, wie etwas, was schon einmal geschehen war, und was er nur zu wiederholen brauchte. Ohne sich zu übereilen, kleidete er sich vollständig an und holte den Revolver aus dem Nachttisch. Dann ging er mit dem Licht in der Hand hinunter zu dem Zimmer, in dem seine Frau schlief.

„Mach auf!“

Als ihm niemand antwortete, pochte er mit der Faust gegen die Thür und wiederholte:

„Aufmachen! Aufmachen!“

Er hörte seine Frau ängstlich kreischen, aber auf sein Rufen antwortete sie nicht. Die Thür blieb verschlossen. Er versuchte, sie einzudrücken, aber da sie auch verriegelt war, gelang ihm das nicht. Nun begann er die Thür

mit Fußtritten zu bearbeiten, die wie dumpfe Kanonenschläge durchs Haus dröhnten. Endlich gab sie nach. Horstmann trat ins Zimmer, warf sich unters Bett, riß die Schränke auf, stürzte ins Nebenzimmer, durchsuchte auch dieses. Der, den er suchte, konnte nicht dagewesen sein, sonst hätte er ihn finden müssen. Die beiden Zimmer hatten nur die eine Thür zum Korridor, durch die er hereingekommen war. In einem letzten Zweifel riß er das Fenster auf und starrte hinaus. Aber unten waren nur die alten Spuren im Schnee. Aus dem Fenster konnte niemand gesprungen sein. Ohne sich um die Frauen zu bekümmern, lief er hinunter und weckte Mewes, der so fest schlief, daß er kaum aufzurütteln war.

„Es ist jemand ins Haus eingedrungen. Kommen Sie mit!"

Der alte Wärter kroch in seine Leinwandhose und folgte dem Ingenieur, der an der Thür zum Garten rüttelte. Diese war ordnungsmäßig verschlossen. Horstmann wies auf die Fußspuren, die selbst die drei Stufen hinaufführten.

„Sehen Sie! Vor einer Stunde waren die Fußtritte noch nicht da. Also muß jemand aus dem Garten ins Haus eingedrungen sein."

„Wahrhaftigen Gott! Das sieht ja beinah so aus."

„Sie sind doch nicht etwa draußen gewesen?"

„I, wo sollte ich da draußen wohl gewesen sein?"

Horstmann trat in den Garten hinaus. Der Schnee knirschte unter seinen Füßen, die grimmige Kälte stach ihn wie mit Eisnadeln ins Gesicht, in den Baumästen, in den

vereisten Gebüschen knackte es leise, ein Schauer ging durch die Luft, und es war, als wenn sich das Herz der Erde vor Frost zusammenkrampfte. Die Fußspuren liefen durch den ganzen Garten bis an das Pförtchen, das den Ausgang zu einer kleinen Gasse bildete, die auf die Viktoriastraße mündete. Die Mauer, die den Garten umschloß, war nicht so hoch, daß man nicht hätte darüber klettern können. Wäre das geschehn, so hätten Spuren vorhanden sein müssen. Die Schneedecke auf der Mauer selbst aber war unberührt. Also mußte der Eindringling durch das Pförtchen gekommen sein. Und zu diesem Pförtchen gab es nur zwei Schlüssel, den einen besaß er, den andern hatte von Anfang an Anna gehabt.

Horstmann kehrte zurück und befahl dem Diener, alle Thüren zu schließen und die Schlüssel abzuziehn, so daß niemand das Haus verlassen konnte. Dann begannen die beiden vom Erdgeschoß anfangend sämtliche Zimmer zu durchsuchen. Eine Stunde ging darüber hin, ohne daß sie etwas gefunden hätten. Darauf ging der Ingenieur wieder zu seiner Frau. Lotte saß halb angekleidet bei ihr am Bett. Er wies seine Tochter barsch aus dem Zimmer.

„Um Gotteswillen, was ist geschehn?“ fragte Anna.

„Weißt du das nicht?“

„Woher soll ich das wissen? Du hast mir ja kein Wort gesagt. Mein Gott, hast du uns erschreckt, Gustav. Mama ist halbtot vor Angst.“

„So, du hast dich erschreckt? Du hattest wohl auch Ursache dazu.“

„Aber was ist denn los?“

Er blickte sie düster an und erwiderte:

„Es ist jemand ins Haus gekommen, der nicht hierher gehört . . . Jetzt steh auf! Du hast da zu schlafen, wo du früher geschlafen hast. Ich habe dir nicht erlaubt, ein anderes Zimmer zu nehmen."

„Laß mich doch hier," sagte sie ängstlich.

Aber er warf die Decke herunter und zog sie aus dem Bett. Sie folgte ihm gehorsam in die gemeinsame Schlafkammer.

Die Nacht verging, ohne daß er ein Auge zuthat. Er wußte nicht, ob Anna schlief oder wachte. Aber als er beim bleichen Morgengrauen nach ihr hinsah, begegneten ihm ihre Augen. Der ganze wilde Haß einer gepeinigten Kreatur brach daraus hervor. Die beiden lagen so nah bei einander, daß ihr warmer Atem sich mischte. Aber keiner teilte dem andern seine verborgenen Gedanken mit . . .

*

Später als gewöhnlich, gegen halb acht, trat Mewes mit seinem Kohleneimer und einem Arm voll Holz bei Frau Regierungsrat ein, um Feuer zu machen. Die Alte, die nicht so laut sprechen konnte, machte „Pst! Pst!" worauf er an ihr Bett kam.

„Waren Sie gestern noch so spät aus?"

„I wo, ich nicht. Das müssen wohl richtige Einbrecher sein. Ich bins nicht gewesen."

„Ich dachte, Sie hätten vielleicht einen Sack Hafer fortgetragen, oder ein paar Flaschen Wein."

„Noch nicht so viel!“ erwiderte der Wärter wütend und griff nach einem Holzspahn, auf dessen letztes Endchen er mit dem Finger zeigte.

„Wo waren Sie denn noch so spät?“

„Ich?“

„Sagen Sies doch ruhig! Ich möchte Ihnen überhaupt einen Vorschlag machen. Aber dann müssen Sie mir auch Vertrauen zeigen. Also Sie sind gestern Abend spät durch den Garten hereingekommen.“

„Ich hab nur noch ein Glas Bier trinken wollen, und weil die Hausthür doch die Sicherheitskette hat, bin ich durch den Garten gegangen. Wenn da was Schlimmes dabei sein soll!“

„Wer sagt denn das? Nur mein Schwiegersohn darfs nicht erfahren, sonst kämen Sie aus Ihrem Dienst.“

Mewes schüttelte stumm den Kopf. Eine Weile schwiegen die beiden. Schließlich sagte Frau Regierungsrat gerade heraus:

„Mein armer Schwiegersohn ist geisteskrank, das wissen Sie selbst am besten. Wenn ich nicht dazwischen gekommen wäre, hätte er heut Nacht meine Tochter umgebracht. Den Revolver hatte er schon aus der Tasche gezogen.“

Mewes grinste.

„Was so einer alles für Zicken im Kopf hat, darauf kommt unsereiner gar nicht.“

„Das sage ich auch! Und deshalb meine ich, er muß schleunigst wieder in eine Anstalt gebracht werden und recht lange drin bleiben, denn gesund wird er doch nicht mehr. Meine Tochter möchte nun gerne — wie die an ihrem

unglücklichen Mann hängt, das kann ich Ihnen gar nicht sagen, lieber Mewes, — die möchte also einen Menschen bei ihm haben, auf den sie sich verlassen kann. Da haben wir gleich an Sie gedacht."

„Ja, ja" . . brummte Mewes, „auf mich kann sie sich getrost verlassen. Das weiß auch der Herr Ingenieur. Ich bin nicht so, daß ich auf meinen Vorteil ausgehe."

„Aber wenn Sie Ihren Vorteil finden, schadets doch auch nichts. Meine Tochter sagt, Sie bekämen hier einen wahren Hungerlohn. Für die Zeit, wo Sie Herrn Horstmann in der Anstalt pflegen, sollen Sie's Doppelte bekommen. Haben Sie das verstanden?"

„Daran ist doch nicht so viel zu verstehn."

Die Alte richtete sich auf und flüsterte:

„So lange mein Schwiegersohn im Haus ist, kriegen Sie nie einen größeren Lohn. Der ist ja geizig wie die Sünde. Wenn er aber fortkommt, will meine Tochter mit Ihnen einen Kontrakt auf drei Jahre machen. Sie bekommen vierhundert Thaler im Jahr. Sind Sie damit einverstanden?"

„Damit wäre wohl ein jeder einverstanden . . Aber was Schriftliches möchte ich doch auch haben."

„Bekommen Sie! Alles wird ordnungsmäßig abgemacht."

Sie hielt ihm ihre Hand hin, in die er einschlug. Nachdem er Feuer gemacht hatte, rief sie ihn nochmal zu sich:

„Wenn heut Nachmittag der Herr Doktor kommt, dann wissen Sie doch, was Sie zu thun haben!"

„Ja, ja! Ich weiß schon. Immer die Wahrheit, Frau Regierungsrat! Immer die Wahrheit!“

Durch Dienstbotenklatsch waren die Ereignisse der vergangenen Nacht im Ny in der Nachbarschaft verbreitet. Noch vor dem Mittagessen erfuhr der Geheimrat Zimmer bei einem Krankenbesuch, daß Horstmann einen Tobsuchtsanfall bekommen, Thüren und Fenster eingeschlagen und seine Familie mit dem Revolver bedroht habe. Nach dem Mittagessen erfuhr er sogar, der Ingenieur habe seine Frau im bloßen Hemde auf die Straße werfen wollen.

Als er deshalb von Frau Regierungsrat einen Brief bekam, die ihn bat, unverzüglich zu ihr zu kommen, machte er sich gleich auf den Weg. Sie schilderte ihm Horstmanns Vorgehn auf eine schreckliche Weise. Das aufgesprengte Thürschloß, die Holzsplitter, die Scherben einer Waschschüssel, die bei dem Gewirr zerbrochen war, waren die besten Beweisstücke für die Wahrheit ihrer Erzählung. Außerdem teilte sie dem Arzt noch einige Neuigkeiten mit, die sie selbst erst von ihrer Tochter erfahren hatte, nämlich, daß Horstmanns Vater trunksüchtig gewesen und im Zuchthaus gestorben sei, weil er einen Menschen umgebracht habe, und daß die Geisteskrankheit des Ingenieurs viel länger bestände, als irgend jemand ahnte, wie der Vorfall auf der Hochzeitsreise bewies.

Anna wurde gerufen, um diese Geschichte zu bezeugen. Sie war sehr blaß und, wie es schien, noch gänzlich verwirrt von dem ausgestandenen Schreck. Nach langem Drängen bestätigte sie das, was ihre Mutter gesagt hatte,

und holte auch die französische Zeitung herbei, die die Affaire mit dem Hotelkellner enthielt.

Der Geheimrat machte beim Lesen ein immer ernsteres Gesicht. Als Frau Düsbach merkte, daß ihre Sache eine gute Wendung nahm, sagte sie:

„Der einzige, der wirklich mit meinem Schwiegersohn Bescheid weiß, ist sein Diener. Wenn Sie den zum Reden bringen könnten! Aber ich fürchte, der wird nichts sagen.“

„Warum nicht?“

„Er ist meinem Schwiegersohn absolut ergeben. Außerdem ist der Mensch das Mißtrauen und die Verschwiegenheit selbst.“

Die beiden Frauen gingen hinaus, und Mewes wurde gerufen. Er warf dem Geheimrat mißtrauische Blicke zu und war verstockt wie ein Ziegenbock.

Von dem, was in der Nacht passiert war, behauptete er nichts zu wissen. Er habe fest geschlafen und sei erst dazu gekommen, als schon alles vorüber war. Die Fußspuren rührten nach seiner Meinung von einem Diebe her.

Aber der Geheimrat kümmerte sich wenig um die Fußspuren, er wollte wissen, was es mit Horstmann für eine Bewandtnis habe. Auf diese Frage antwortete Mewes: Der Ingenieur sei ein guter Herr, der noch nie einem Menschen etwas zu Leide gethan habe.

„Hören Sie mal, mein Lieber, Sie waren ja selbst Anstaltswärter und wissen, daß Geisteskranke unter Umständen höchst gefährlich sind. Ich verlange gar nicht, daß Sie etwas Ungünstiges über Ihren Herrn aussagen. Ich appelliere einfach an Ihren gesunden Menschen-

verstand. Halten Sie Herrn Horstmann für krank oder nicht?"

„Wenn der Herr Ingenieur erfährt, was ich gesagt habe, denkt er, daß ich ihn verraten habe."

„Was Sie mir sagen, bleibt unter uns."

Nun wurde der alte Wärter gesprächig und erzählte seltsame Dinge, indem er Richtiges und Falsches durcheinander mengte. Horstmann habe ihm gesagt: er sei in Düsseldorf nicht mehr sicher, es gäbe Leute, die ihm nach dem Leben trachteten. Bei seinen Spaziergängen im Hofgarten sehe er oft Menschen hinter den Gebüschen lauern. Sein schlimmster Feind sei seine Schwiegermutter. Die hetzte alle Leute gegen ihn auf. Auch der Geheimrat konspiriere gegen ihn, nachdem er früher sein guter Freund gewesen sei. Übrigens bilde er sich auch ein, verschiedene Menschen umgebracht zu haben. Die Leichen habe er in den Rhein geworfen. Dort schwämmen sie noch. Manchmal kämen sie nachts in sein Zimmer.

Der Arzt entließ den Wärter. Was er gehört hatte, gab wenig Hoffnung. Offenbar war Horstmann wieder geisteskrank. Aber was sollte er mit ihm anfangen? Vor allem beschloß er, mit dem Kranken selbst zu sprechen.

Die Thür zu Horstmanns Arbeitszimmer stand offen, ebenso wie die zum Schlafzimmer gegenüber. Ruhelos wie ein gefangenes Tier ging der Ingenieur auf und ab. Alle Falten seines gefurchten Gesichts waren strahlenförmig zusammengezogen, seine Augen hatten einen starren Ausdruck, sein Inneres war von einem einzigen Gedanken beherrscht. Manchmal warf er sich ermattet auf einen

Stuhl, aber im nächsten Augenblick sprang er wieder auf, lief ins andere Zimmer, stierte in den Garten hinunter und begann dann sein unstätes Auf- und Abwandern von neuem.

Die Fußspuren waren noch immer da! Wohl hatte der scharfe Nachtwind die tiefen Eindrücke mit Schneestaub ausgefüllt. Wohl hatte die blendende Wintersonne darauf geschienen und die scharfen Umrisse zerschmolzen. Aber sie waren noch da! Sie bewiesen, daß er nicht geträumt, daß keine Einbildung ihn genarrt hatte. Und wenn auch der Schnee ganz schmelzen, wenn der Regen alles fortwaschen, und die Erde alles aufsaugen, wenn neues Gras über diese Stellen wachsen würde — er wußte doch, daß hier ein Mensch gegangen war, ein Mensch, der mitten in der Nacht in sein Haus eingedrungen war, der den Weg durch das Pförtchen genommen hatte, mit Hülfe eines Schlüssels, den außer ihm nur seine Frau besaß. Und er wußte, *wer* dieser Mensch gewesen war! Er war wenigstens so überzeugt es zu wissen, daß, wenn hundert Zeugen ihm geschworen hätten, sie hätten Mewes durchs Gartenthor ins Haus schleichen sehn, er es doch nicht geglaubt hätte. Von wütenden Eifersuchtsqualen zerbissen, hatte er sich so in den Verdacht hineingewühlt, daß er nichts anderes mehr sah. Seine Frau liebte Holleder. Seitdem dieser aus Paris zurück war, war sie verwandelt. Die hitzige Leidenschaft für den jungen Mann machte sie rebellisch gegen ihren Gatten. Sie fing wieder an zu lügen. Sie war nicht auf dem Eis gewesen, darüber konnte kein Zweifel sein. Sie hatte sich mit ihrem Ge-

liebten getroffen. Und was sie getrieben hatten, das war auf ihrem Gesicht zu lesen: in ihren leuchtenden Augen, ihren glühenden Wangen, ihrem zerzausten Haar. Er wußte das so genau, als wäre er selbst ihnen gefolgt und hätte gesehn, wie sie die Arme umeinanderschlangen und ihre Lippen aufeinanderpreßten. Und an demselben Abend hatte sie sich plötzlich ohne jede Veranlassung ein anderes Zimmer genommen. Zum ersten Mal in ihrer Ehe hatte sie allein schlafen wollen! Warum? Warum? Und warum mußte sie gerade ein Zimmer nehmen, das im ersten Stock lag, dessen Fenster zum Garten hinaus ging? Und warum mußte sich gerade in dieser selben Nacht ein Mensch durch den Garten schleichen?

Seine Frau mochte schlau sein, das erhitzte Blut mochte sie auf die besten Einfälle bringen, ihr Mann war noch nicht so alt und morsch, daß man ihn ungestraft betrog. Er hatte noch Augen und Ohren, und seine Sinne waren fein wie die eines Schweißhundes, der den Blutgeruch schon aus der Ferne wittert.

Er hatte die verschiedensten Pläne erwogen. Eins schien ihm immer wieder das beste. Er wollte von hier fortziehn, in eine andere Stadt, am liebsten aufs Land. Dann wurde er mit einem Schlag die ganze Gesellschaft los. Irgendwo, möglichst weit von Düsseldorf, wollte er ein Haus kaufen: ganz einsam gelegen, auf einem hohen Berg oder in weiter Ebene, von Mauern umschlossen, bissige Hunde müßten den Eingang bewachen, in den Gebüschen würde er Selbstschüsse verstecken — dann wollte er der Hüter seines Weibes sein, es sollte ein Mensch

wagen, sich ihr zu nähren! Seine Frau gehörte ihm, sie hatte sich ihm verschrieben bis an ihr Lebensende, der Staat und die Kirche hatten es ihm bescheinigt, daß kein Mensch auf der Welt Anrecht auf sie hatte außer ihm. Und sie sollte ihm gehören, mit Leib und Seele, mit Haut und Haaren: ihr Lachen, ihre Thränen, ihre Gebärden, ihre Blicke, alle ihre Worte sollten ihm gehören, ihm ganz allein. Er wollte bei ihr sein im Gehen, im Stehen, im Schlafen, im Wachen, und wie man in schwarzer Nacht, wenn nur ein einziges Licht brennt, nichts sieht als diesen einzigen Schimmer, so wollte er vor ihr stehen in der grenzenlosen Einöde ihres Lebens, und ein einziger Gedanke sollte sie beherrschen, das war er!

Ob sie ihn liebte, ob sie ihn haßte, darnach fragte er nicht. Er liebte sie noch. Aber seine Liebe war das wahnsinnige Verlangen eines Menschen, dessen Herz ausgetrocknet, der mit der Welt zerfallen ist, der alles, was das Leben an Hoffnungen, Wünschen und Freuden kennt, von sich geworfen hat: außer diesem einen, der alle andern Menschen haßt: außer diesem einen. Seine Liebe war die eines reißenden Tieres, das ein Kind mit sich in die Höhle schleppt und den Eingang mit wütenden Bissen verteidigt. Seine Liebe war die eines steinernen Riesen, dem es durch ein Wunder ein einziges Mal vergönnt ist, die Arme zu öffnen, und der das Geschöpf, das sich ihm naht, umklammert hält, bis das warme Blut kalt wird und die Seele ihren letzten Atem aushaucht . . .

„Guten Abend, mein lieber Herr Horstmann!“ sagte der Arzt, während er in der offenen Thüre stehen blieb.

„Guten Abend."

„Hoffentlich störe ich Sie nicht. Ich möchte nämlich ein bißchen näher treten."

Der Ingenieur runzelte die Stirn und bot seinem Besucher nicht einmal Platz an.

Dieser aber setzte sich trotzdem gemütlich in einen Stuhl.

„Sie haben es ja schauderhaft kalt hier. Und warum zünden Sie keine Lampe an?"

„Ich brauche kein Licht."

„So? Aber haben Sie was dagegen, wenn ich nach ein bißchen Beleuchtung klingele?"

„Meinetwegen."

„Also wie stehts?"

„Mir fehlt nichts."

„Ei, das freut mich."

„So?! Freut Sie das?" sagte Horstmann höhnisch.

„Wahrhaftig! Trotzdem ich ein Doktor bin. Die Leute trifft man so selten, die schlankweg sagen: Ich bin kerngesund."

Der Diener brachte die Lampe, und Doktor Zimmer betrachtete prüfend seinen Kranken.

„Aber stimmts auch wirklich? Sie kommen mir recht angegriffen vor. Gestatten Sie doch mal Ihren Puls! ... Sehr viel ... sehr viel ..!" murmelte er mit der Uhr in der Hand. „Ganz unregelmäßig. Sie haben Fieber. Starke Kopfschmerzen wohl auch, was?"

„Keine Spur."

„Aber manchmal Blutandrang ... hier so ... in der Schläfengegend."

„Wenn Sie nur so einen klaren Kopf hätten wie ich!" brummte Horstmann.

„Sehr liebenswürdig! . . . Wie schlafen Sie denn nachts? Miserabel, nicht wahr?"

„Ich schlafe nachts sehr gut!"

„Auch gestern Nacht?"

Der Kranke zog die Brauen hoch und sah den Arzt finster an.

„Gestern Nacht? . . . Meine Frau hat Sie wohl herauf geschickt?"

„I Gott bewahre. Mit Ihrer Frau Gemahlin habe ich nur ein paar Worte gewechselt. Von dem Konzert gestern Nacht habe ich schon durch Ihre Frau Nachbarin gehört. Was ist denn eigentlich passiert?"

„Nichts Besonderes."

„Erzählen Sie doch mal!"

Einen Augenblick besann sich Horstmann, dann sagte er kurz: er habe geglaubt, daß sich Diebe eingeschlichen hätten. Er sei aufgestanden, habe seine Frau geweckt, aber niemanden im Haus gefunden.

„Die Thür zum Zimmer Ihrer Frau Gemahlin haben Sie eingetreten, nicht wahr?"

„Jawohl!"

„Na, das ist ein schneidiges Vorgehn, muß ich sagen."

„Ich bin kein Mensch, der Umstände macht."

Der Geheimrat mußte über diese trockene Antwort unwillkürlich lächeln.

„Hören Sie mal, so dürfen Sie mit Ihrer Frau nicht

umspringen. Sie ist doch ein zartes Wesen und ohnehin sehr nervös."

„Sie hat sich gestern Abend ohne jeden Grund ein anderes Schlafzimmer eingerichtet. Hätte sie mir vorher ein Wort gesagt, so wäre das alles nicht geschehn."

Der Kranke ging wieder auf und ab, ohne sich um den Arzt zu bekümmern.

Dieser schwieg nachdenklich. Er wollte seinem Patienten auf andere Weise beikommen.

„Ich habe Ihnen schon ein paar Mal gesagt, daß Ihre Lebensweise mir gar nicht gefällt, Herr Ingenieur. Seiner Zeit haben Sie mir auch versprochen, Sie würden sich nicht so abschließen, sondern mit frischen Kräften an eine neue Sache gehn. Sie sind doch noch gar nicht so alt!"

„Aber müde!"

Durch seinen Ton klang etwas wie ein unheilbarer Schmerz.

„Warum gehen Sie nicht manchmal in Gesellschaft? Ich hoffte, Sie immer mal im Malkasten zu sehn. Sie denken wohl, daß man dort nicht gut auf Sie zu sprechen ist. Ich glaube gar, Sie bilden sich ein, daß Sie hier Feinde haben."

„Wenigstens weiß ich, daß ich in Düsseldorf keinen Freund habe."

„Aber Feinde! Direkte Feinde! Wissen Sie niemanden, der gegen Sie intriguiert?"

„Nein, wer sollte auch?"

„Ich bin Ihnen nämlich vor ein paar Wochen im Hofgarten begegnet. Sie haben mich nicht erkannt. Sie sahen sich da so scheu um, als wenn Sie fürchteten, jemand lauere Ihnen auf. Haben Sie nicht ein bißchen Angst gehabt?"

„Vor wem sollte ich Angst haben? Mir lauert niemand auf."

Als der Geheimrat endlich nach langem Hin und Her die Unterredung abbrach, mußte er sich sagen, daß das ganze Gespräch ein negatives Resultat gehabt habe. Das bewies freilich nicht viel. Nur das Eine schien ihm sicher: der Gemütszustand des Kranken war nicht derart, daß er notwendig in eine Anstalt überführt werden mußte. Damit war dem Geheimrat ein Stein von der Seele gefallen. Er hatte versprochen morgen wieder zu kommen. Dann wollte er ihm möglichst geschickt den Gedanken suggerieren, wegen seiner Nervosität eine Anstalt aufzusuchen. Wenn er freiwillig dorthin ging, war es ein ganz anderes Ding, als wenn er mit Gewalt transportiert würde. Übrigens war es dem alten Herrn auch ein fataler Gedanke, einen Menschen, mit dem er jahrelang freundschaftlich verkehrt, an dessen Tisch er manchen guten Tropfen getrunken hatte, plötzlich in eine Zwangsjacke zu stecken und wie einen entsprungenen Zuchthäusler auf Nummero Sicher zu befördern.

Er teilte den Frauen seine Ansicht mit. Im ersten Augenblick konnten sie ihre Enttäuschung kaum verbergen. Frau Regierungsrat äußerte unverhohlen, die Anwesenheit

des Ingenieurs sei eine Gefahr für alle Hausbewohner, am meisten für seine Frau.

Doch Anna, schneller gefaßt, unterbrach sie:

„Ich will die Gefahr gern auf mich nehmen. Lieber, als daß ich Gustav in einer Anstalt weiß.“

Als der Geheimrat am nächsten Tage wieder vorsprach, fand er den Ingenieur nicht zu Hause. Er war mit Mewes ausgegangen.

Zwei Tage später saßen im Zimmer der Frau Regierungsrat Anna, ihre Schwester und ihr Schwager. Frau Regierungsrat, die immer fror, war in Decken eingehüllt. Sie hatte gerade fürchterlich über den Geheimrat geschimpft, dessen Schlendrian daran schuld sei, wenn eines Tages im Haus ein fürchterliches Unglück geschähe. Was hatte sie gestern und heut nicht alles für Pläne ausgeheckt, um den Ingenieur beiseit zu schaffen! Wie hatte sie ihrer Tochter zugesetzt, ihn zu reizen, ihn zum Äußersten zu treiben! Aber Horstmann schien seine Frau gar nicht zu bemerken. Er hatte kein Wort darüber verloren, daß sie jetzt jede Nacht bei ihrer Mutter schlief. Nur wenn sie bei Tisch in Lottes Gegenwart trotzige Antworten gab, verzerrten sich die Falten seines Gesichts und seine Hände zitterten.

Durch Mewes hatte Frau Regierungsrat erfahren, daß der Ingenieur mit einem Agenten in Unterhandlung stand wegen Verkauf seines Hauses und Ankauf einer neuen Besitzung bei Cleve. Dieser Gedanke, daß er vielleicht von hier fortziehen könne, trieb den Angstschweiß aus ihrer trockenen Haut. Es mußte etwas geschehen! Und gleich!

In ein paar Tagen war vielleicht alles zu spät. Aber was? Sie fuhr sich mit den Händen durch das spärliche Haar, und ihre Augen flogen nach rechts und links.

„Er muß weg!“ murmelte sie.

„Freilich muß er weg!“ wiederholte Dehwitz, den dieselben Gedanken erfüllten.

„Es wäre allerdings gut, wenn wir die beständige Angst los wären,“ sagte Alice. „Ich kann nachts schon nicht mehr schlafen, wenn ich an Anna denke.“

„Wir schließen die Thür zu,“ sagte diese lässig.

„Immerhin! Hast du nicht gräßliche Angst?“

„Angst? Mit der Zeit gewöhnt man sich daran.“

Sie lehnte sich träumerisch gegen ein Kissen des Sofas. Ihre Wangen glühten, ein leichtes Lächeln umschwebte ihre Lippen. Manchmal strich sie sich das Haar aus der Stirn. Ganz leise, unhörbar für die anderen, summte sie eine Melodie:

„Wer mich liebt, den lieb ich wieder,
Und ich weiß, ich bin geliebt. . .“

Ihre Gedanken waren so weit weg von dieser ganzen düsteren, entsetzlichen Geschichte, die den anderen die Köpfe erhitzte. Sie ging im Geist über den glitzernden Schnee, am Arm des alten Freundes. Die Leidenschaft umzitterte sie wie feurige Lohe, daß sie von der eisstarren Kälte nichts spürte. Sie küßte ihm die Lippen wund und rauh, daß aus den Sprüngen kleine Blutstropfen sickerten, die sie durstig einsog. Mit gebrochenem Blick sah sie in seine Augen, lauschte mit verhaltenem Atem auf seine Worte.

Sie konnte es immer und immer wieder hören, dieses Geständnis, das sie schon vor zehn Jahren vernommen hatte, und das ihr heute noch süßer klang als vor zehn Jahren ... Als sie aus den vereisten Büschen des Hofgartens wieder auf die Straße gekommen waren, hatte er auf ein hell erleuchtetes Fenster gedeutet: „Da im warmen Zimmer, im warmen Bett wären wir glücklicher." Sie hatte leise gestöhnt vor schmerzlicher Lust. Und ihr aufkochendes Blut trieb als eine Notwendigkeit den Gedanken hoch: ‚Mein Mann muß weg! Weg um jeden Preis. Damit unsere Liebe ein Obdach findet.'

Sie erinnerte sich jetzt dieses Augenblicks wieder. Und während sie die finsteren Mienen der anderen musterte, murmelte sie:

„Ich wollte wirklich, ich wäre erst erlöst."

Die anderen stimmten zu. Ja, ja, es wäre wirklich besser, wenn man sich seiner entledigt hätte!

„Er gehört nicht in unsere Familie, dieser rohe Patron!" sagte Frau Regierungsrat.

Dehwitz nickte.

„Er sollte froh sein, wenn er ins Narrenhaus kommt. Eigentlich gehört er noch ganz wo anders hin!"

„Ich begreife nicht," sagte Alice, „warum sich der Geheimrat so dagegen sperrt? Diese Anstalten sind doch zum Teil sehr hübsch und komfortabel eingerichtet."

„Nur fühlt man sich nicht ganz frei darin," sagte Anna mit bösem Lächeln.

„Die wilden Bestien sind auch nicht frei. Gott sei Dank nicht!"

Frau von Dehwitz sah ihren Mann tadelnd an:

„Drücke dich etwas schonender aus. Es ist ja leider wahr, viel mehr als eine wilde Bestie ist er nicht. Aber man muß trotzdem human sein."

Frau Regierungsrat in ihrem Sorgenstuhl nickte.

„Ja, ja, human muß man sein."

In diesem Augenblick klopfte Mewes an die Thür und meldete: der Herr Ingenieur bäte die gnädige Frau, sofort zu ihm zu kommen.

Dehwitz fuhr auf und brummte wütend:

„Laß den Kerl doch zu dir herunter kommen, wenn er was will!"

„Bist du verrückt?!" sagte Alice mit einem Blick auf den Diener.

„Ich glaube, hier im Haus ist jemand anders verrückt," erwiderte der Hauptmann.

Alle lächelten.

„Was kann er wollen?" fragte Frau Regierungsrat, als Mewes draußen war. Anna zuckte die Achseln.

„Ich glaube, du hast Angst?" sagte Alice mit einem Blick auf ihre Schwester, die erblaßt war. „Dein Mann sollte mich mal holen, da würde er ein Tönchen zu hören bekommen!"

Anna dachte an Bert. Das gab ihr Mut. Sich in den Hüften wiegend, ging sie die Treppe hinauf, das spanische Liedchen summend. Horstmann saß am Schreibtisch, scheinbar bei der Arbeit. Er kam von dem Agenten, mit dem er den Kauf abgeschlossen hatte. Darauf hatten die beiden ein opulentes Mittagessen eingenommen. Seit

mehr als zwei Jahren hatte Horstmann zum ersten Mal wieder Champagner getrunken. Sein Blut war erhitzt, sein Kopf umnebelt. Eine gefährliche Wildheit lauerte in seinen blutunterlaufenen Augen. Er glaubte sich vom Agenten betrogen, beim Sekt hatte der seine Spitzbubenfreude kaum verbergen können.

Als Anna eintrat, fragte er barsch:

„Wo hast du gesteckt?“

„Ich hatte Besuch.“

„Was für Besuch?“

„Meine Schwester und Karl.“

„Die kommen jetzt wohl alle Tage! Werden sie nicht nächstens auch noch herziehen?“

„Ich werde doch meine Verwandten sehen dürfen!“

„Ist denn da so viel dran zu sehen? An einem abgetakelten Offizier und Weinreisenden? Ist das so was Rares? Er sollte lieber arbeiten als andern auf der Nase liegen.“

„Ich verbitte mir, daß du so von meinem Schwager sprichst.“

Horstmann warf seine Cigarre in den Aschenbecher und sprang in die Höhe.

„Nimm dich in Acht!“ murmelte er.

Er lief im Zimmer auf und ab und holte tief Atem.

„Was willst du eigentlich?“ fragte Anna endlich.

„Was ich will? Hast du's so eilig?“

„Ich möchte wissen, was ich hier soll? Sonst geh ich lieber hinunter.“

„Mir Gesellschaft leisten, Kind. Lustig sein! Man

wird doch ein bißchen mit seiner Frau schwatzen können."

Er war nahe an sie herangetreten und musterte sie mit seinen stieren Augen.

„Immer hübscher wirst du, seit einiger Zeit! So schlank! Als wärst du wieder junges Mädchen. Wie fangt ihr Weiber das nur an? . . . Rote Backen hast du, rote Lippen . . . Bist wohl sehr glücklich, was?"

Dann verfinsterte sich plötzlich sein Gesicht.

„Genug von diesem verfluchten Geschwätz! Pack deine Koffer, wir reisen morgen abend ab."

Im ersten Augenblick fuhr Anna zusammen, aber schnell gefaßt, erwiderte sie hochmütig:

„Du willst verreisen? Darf man fragen, wohin?"

„Ich weiß noch nicht. Aber ich muß von hier fort. Hier gehts nicht länger. Ich will mich erholen."

„So . . ." sagte sie gedehnt. „Du mußt! Du willst! An mich denkst du natürlich nicht. Aber ich werde mir das noch gründlich überlegen, ob diese Reise auch für mich nützlich ist. Im Moment gehe ich jedenfalls nicht fort."

„Du gehst mit! Ich habe die Reise nötig für meine Gesundheit. Und du wirst mich begleiten!"

„Schwatz doch nicht so einfältig!" sagte sie von oben herab.

Es zuckte in seiner Hand. Aber er drehte sich um und trat ans Fenster. In seinem Innern schrieen dumpfe Stimmen, auf diese widerspenstige Kreatur mit den Fäusten dreinzuschlagen. Er fühlte die rote Siedehitze in seinen Adern hüpfen und tanzen, dies Blut, das seinen Vater

zum Mörder gemacht. Er dehnte sich in furchtbarem Krampf und hätte vor sinnloser Qual aufschreien mögen. Aber er bezwang sich. Er rief gewaltsam gute Erinnerungen wach, Erinnerungen an das Glück, das Anna ihm geschenkt hatte. Er rang die Hände und betete, flehte zu einer Macht, stärker als er, ihn gegen sich selbst zu schützen. Und endlich überkam ihn eine große Klarheit. Er ging auf Anna zu und reichte ihr die Hand.

„Setz dich! . . . Wir wollen ganz vernünftig mit einander sprechen."

Nachdem er sich einige Augenblicke besonnen hatte, sagte er mit gebrochener Stimme:

„Ich muß fort . . . Bitte geh mit mir! . . Du weißt, was ich durchgemacht habe. Mit was für Plänen ich kam, daß sich das Gegenteil von allem erfüllt hat . . . Ich hab immer gewartet und gedacht, es müßte sich noch mal ändern. Nun muß ich mich wohl abfinden. Vor einem Jahr habe ich noch manches Schöne erdacht. Heute ist das vorbei. Wenn die Leute jetzt auch kämen, ich könnte nicht mehr. Ich habe abgedankt. Und sie kommen nicht. So lange ich lebe, nicht. Aber es ist ja auch nicht nötig. Nur muß ich weg . . . Ich bin hier krank geworden, ich leide an Einbildungen. Ich habe furchtbare Gedanken, Anna. Es ist ja alles Wahnsinn, aber es quält mich, als wenns Wirklichkeit wäre . . ."

Er sah sie an, sein ganzes Leiden stand in seinem Gesicht geschrieben. Noch leiser fuhr er fort:

„Wir waren wohl nicht recht glücklich miteinander. Uns hat das rechte Vertrauen gefehlt . . . die rechte Liebe.

Wir wollen einen Strich durch unser Leben machen, du durch deins, ich durch meins. Dann fangen wir ein neues Leben an . . . Willst du?"

Mit blassem Gesicht und stockendem Atem hatte sie gelauscht. Auch in ihr war eine große Stille eingetreten, aus der nur die eine Stimme sprach: Besinn dich! Sie konnte nichts erwidern. Langsam mußte sie ihre Gedanken zusammenraffen und sie dahin führen, woher sie gekommen war. Sie trat im Geist in das Zimmer ihrer Mutter, hörte das ungeduldige Flüstern, sah den Haß in den Mienen. Dann lief sie durch dämmerige Straßen über knirschenden Schnee, bis sie an die Stelle kam, wo aus dem Kreuzweg ein Mann an sie herantrat. Sie fühlte den Druck seiner Hand, fühlte die Lippen, die sie blutig küßte, fühlte, wie ihr Blut in süßen Schauern zusammenlief, und ein böses, höhnisches Lächeln, ein Lächeln scharf wie ein Messer, zuckte auf ihren Lippen. Aus ihrer Liebe hatte sie neuen Haß gesogen.

„Bist du endlich fertig?"

Er nickte.

„Also du siehst ein, daß du krank bist. Das freut mich. So rate ich dir, geh in eine Anstalt! Da wirst du wohl über manches zur Einsicht kommen, denn wahrhaftig: deine Krankheit ist noch die einzige Entschuldigung."

„Wofür?"

„Ah, für alles!"

Sie war aufgesprungen, und ein höhnisches Lachen ausstoßend, fuhr sie fort:

„Aber wenn du glaubst, ich würde jetzt mir nichts,

dir nichts, weil dich die Laune ankommt, meine Koffer vollstopfen und das Haus zuschließen, dann irrst du gewaltig."

Er hielt noch immer an sich und fragte ruhig:

„Warum nicht?"

„Und meine Mutter — was wird aus der?"

„Was geht mich deine Mutter an!"

„Pfui!" schrie sie mit zurückgeworfenem Kopf. „Pfui! Die alte Frau kann auf der Straße sterben. Was geht das dich an! Ein Gewissen hast du ja nicht."

Er sah seine Frau an und sagte dumpf:

„Ich glaube, der gewissenloseste Mann kann nie so gewissenlos sein, wie ein Weib."

„Das glaub' ich. Diese Ansicht hast du ja immer gehabt. Alle hältst du für Schurken und Halunken. Aber das kommt daher, weil du selbst ein böses Gewissen hast."

„Ich? . . . "

Sie trat an seinen Schreibtisch und riß einen Haufen alter Zeitungen auseinander, die schmutzig und vergilbt, mit stumpfen Ecken dalagen.

„Warum sitzt du denn immer und liest die alten Geschichten von dem Eisenbahnunglück? Die Blätter sind ja für dich das Buch aller Bücher. Da steckt der Grund zu all deiner Angst. Das frißt an dir . . . Und nachts packt dich auch der Satan, daß du die tollsten Dinge faselst. Ah, was hättest du darum gegeben, wenn ich dich davon befreit hätte! Aber warum?"

„Sei still, Weib! Sei still!" schrie er.

„Aber warum soll ich Mitleid haben mit dir? Du

hast ja mein ganzes Glück gestohlen! Du hast ja meine ganze Jugend ruiniert! Du hast mich belogen! Du hast mir Gesellschaften, lustiges Leben, Geld versprochen und hältst mich schlechter als ein Scheuerweib! Ich war ja deine Sklavin — du Henkersknecht!"

„Sei still, Weib! Sei still — sonst gnad dir Gott!!"

Er hatte sie am Arm ergriffen. Sie riß sich los und sagte vor Wut mit heiserer Stimme:

„Rühr mich nur an! Untersteh dich! Schlag doch zu!"

Er preßte die Hände vors Gesicht und stöhnte laut. Da kam sie näher zu ihm und wiederholte mit ihrer heiseren Stimme:

„Schlag doch zu! Schlag zu — wenn du's wagst!"

Er schleuderte sie zurück und ermannte sich noch einmal:

„Schweig, Infame! Geh hinaus, sag ich dir, pack deine Koffer! Morgen reisen wir ab."

„O du Narr! lachte sie. „Ich und reisen!"

„Ich befehl's dir! Ich bin dein Mann!"

„Mein Mann! Mein Mann! Ein Hanswurst bist du!"

Ihm standen die Augen voll Thränen, er schäumte wie ein wildes Tier. Aber noch hielt er sich an der Kante des Tisches fest.

„Warum willst du nicht mitreisen, wenn ich dich drum bitte?"

„Weils mir nicht paßt! Weils mir hier besser gefällt."

„Dich hält hier was!"

„Vielleicht."

Jetzt kam er langsam auf sie zu, den Kopf auf seinen Stiernacken geduckt. Er ergriff sie nur lose bei ihren Händen und fragte mit ganz ruhiger Stimme:

„Ist das wahr — betrügst du mich?"

In seinen Augen lag ein solcher Schmerz, daß sie alle Furcht vor ihm verlor. Wie eine Dirne lachte sie ihm ins Gesicht:

„Natürlich betrüg ich dich!"

Plötzlich fuhr sie vor seinem wutverzerrten Ausdruck zurück; die Lippen hatten sich förmlich gekrümmt, wie lange Blutquesen schwollen die Adern aus dem dunkelroten Gesicht. Er stieß ein dumpfes Stöhnen aus, während er sie an den Armen riß, daß die Knochen knackten. In ihrer Todesangst schrie sie lautgellend auf. Da schlug er sie auf den Mund, daß das Blut hervorspritzte. Sie taumelte zurück, gegen das Postament ihrer eigenen Marmorbüste, die mit dumpfem Krach auf die Erde fiel. Er ergriff ihren langen Haarschopf, riß sie ganz zu Boden und stürzte sich über sie. Sie schlug in ihrem Schmerz ihre Nägel in sein Gesicht, daß vier blutige Striemen von der Stirn bis zum Kinn seine Haut zeichneten. Einen Augenblick besann er sich, als wenn die furchtbaren Bilder, die so oft seine Phantasie verwirrt hatten, noch einmal in ihm auftauchten. Dann ließ er seine Fäuste niedersausen, in ihre Augen, die nach anderen geschielt, auf ihre Lippen, die ihn belogen, gegen ihre Stirn, die nur Böses im Sinn gehabt. Er riß ihre Seidenbluse in Fetzen und schlug ihre weißen Schultern wund, während sie zuerst laut schreiend, dann dumpf röchelnd sich auf dem Boden wälzte.

Die unten hatten das Geschrei gehört. Mehr aufgeregt als ängstlich eilten sie aus dem Zimmer. Die beiden Frauen erfüllten das ganze Haus mit ihrem Kreischen und riefen einen Fleischergesellen herbei, der sich gerade im Hausflur befand. Dehwitz war die Treppe hinaufgestürzt. Er warf sich auf seinen Schwager, bekam aber einen solchen Faustschlag, daß er zurücktaumelte. Doch nun eilten Mewes und der Fleischer herein. Mewes blieb an der Thür stehen und stopfte Tabak in seine Pfeife. Die beiden anderen fielen über den Ingenieur her, der noch immer mit wütenden Hieben alle von sich abwehrte. Er stand vor der wie tot am Boden liegenden Anna und ließ keinen nahekommen. Die Männer brüllten sich an, die beiden Weiber stießen noch immer ihr gellendes Kreischen aus. Der Hauptmann schleuderte ein vierkantiges Tintenfaß nach seinem Schwager, das an dessen Kopf vorbeiflog und die Glasscheibe des Bücherschranks zertrümmerte. Es war ein entsetzliches Durcheinander. Nun stürmte auch noch das Dienstmädchen mit einem fremden Herrn herein, den sie von der Straße gerufen hatte. Während Horstmann in wilder Verzweiflung nach der Thür sah, duckte sich der Fleischergeselle und rannte ihm mit voller Wucht gegen den Unterleib, daß er mit einem Schlag zusammenbrach. Jetzt hielten ihn alle umklammert. Der Herr und Alice zogen Anna beiseit und legten sie aufs Sofa. Horstmann wehrte sich noch immer, bäumte sich, zuckte mit Händen und Füßen und stieß ein heiseres Gebrüll aus. Man konnte ihn zu vieren kaum halten. Der einzige Kaltblütige war der Fleischer, der auf ihm kniete und seinen Kopf gegen

den Boden preßte. Das Mädchen brachte einen Haufen Waschleine. Damit knebelte er den Ingenieur kunstgerecht wie ein Stück Vieh und steckte ihm Taschentücher in den Mund, daß er nicht mehr schreien konnte. Mewes war fortgerannt, um einen Arzt zu holen. Alice und das Dienstmädchen trugen Frau Horstmann herunter, die noch immer kein Lebenszeichen von sich gab.

Auf der Treppe begegnete Lotte ihnen. Alice sagte ihr, was geschehen war, und wollte sie zurückhalten, aber sie eilte hinauf. Niemand bemerkte, daß sie ins Zimmer trat. Wie gelähmt blieb sie im ersten Schreck an der Thüre stehen, dann warf sie sich auf ihren Vater. Er krümmte sich hülflos am Boden, röchelte und schlug die blutigen Augen auf, die er in Todesangst und Wut rollte — da sah er über sich gebeugt seine Tochter. Sie wollte ihm das Tuch aus dem Munde nehmen, aber Dehwitz riß sie mit Gewalt zurück und drängte sie aus dem Zimmer.

„Das fehlte noch. Der wahnsinnige Hund!" murmelte er.

Der Herr war gegangen. Dehwitz und der Fleischergeselle blieben jetzt allein mit dem Geknebelten. Grauenvoll, wie sie beide vor ihm standen in dem verwüsteten Zimmer und ihn anstierten, selbst zerschunden, mit roten Köpfen, zerzausten Haaren, zerrissenen Kragen, während in ihren rohen Gesichtern ein wilder Triumph lag, daß sie den Rasenden endlich überwältigt hatten.

Ein anderer Arzt kam dem Geheimrat zuvor und untersuchte Anna. Wie es schien, hatte sie innere Ver-

letzungen davon getragen. Als der Geheimrat kam, hörte er schweigend an, was geschehen war.

Aber noch an demselben Abend fuhr er mit dem Kranken, den er betäubt hatte, nach der Anstalt von Grafenberg. Dehwitz und Mewes begleiteten ihn. Was der Geheimrat mit dem Direktor der Anstalt ausmachte, erfuhr der Hauptmann nicht. Aber als er auf dem Rückweg fragte, ob der Ingenieur noch einmal eine Gefahr für seine Umgebung werden könne, erwiderte der Arzt:

„Der nicht! Der hat mit dem Leben abgeschlossen, und das Leben mit ihm."

XII.

Nachdem Frau Horstmann den Fäusten ihres Mannes entrissen war, hatte sie Blut erbrochen. Der Arzt hatte deswegen befürchtet, sie habe noch innere Verletzungen davongetragen. Doch war das nicht der Fall. Aber sie war mehr von Kräften gekommen, als man nach den verhältnismäßig leichten Verletzungen hätte annehmen sollen. Drei Wochen mußte sie zu Bett liegen und konnte sich nicht rühren. In dieser Zeit waren ihre Verwandten mit rührender Sorge um sie bemüht. Die aufopferndste von allen war Lotte. Sie brachte Nächte hindurch am Krankenbett zu und las Anna jeden Wunsch an den Augen ab,

als wenn sie die Mißhandlungen, die ihr Vater der Mutter zugefügt hatte, wieder gut machen wollte. Während Anna unter ihren Kompressen dalag, und jede noch so leise Bewegung ihr Schmerzen machte, hatte sie das Gefühl, daß ihr Gesicht für immer entstellt sei. Eine dumpfe Hoffnungslosigkeit erfüllte sie. Sie glaubte nicht den Worten des Arztes, der ihr versicherte, daß nach einiger Zeit von den Verwundungen nicht einmal Narben zurückbleiben würden. Eines Morgens fühlte sie sich kräftiger und wollte Gewißheit haben. Mit furchtbarer Angst, als wenn es sich um Freispruch oder Todesurteil handelte, ließ sie sich von ihrer Mutter den Spiegel geben. In dem Dämmerlicht, das durch die geschlossenen Stores schien, konnte sie sich nur undeutlich erkennen. „Mach Licht!" bat sie mit gepreßter Stimme. Als dann die blendenden Sonnenstrahlen ins Zimmer fielen, betrachtete sie sich. Ein mattes Lächeln umspielte ihren Mund. Sie war blaß wie die Bettücher, auf denen sie lag, elend, hohlwangig, auf den blutlosen schlaffen Lippen hatten sich die Formen der Zähne eingezeichnet. Aber ihr Gesicht war unversehrt. Von den Beulen und Schwellungen war nichts mehr zu sehen. Diese Vorstellung, daß ihr Gesicht von den rohen Faustschlägen des Mannes zertrümmert sein würde wie der Kopf einer Puppe, die ein Kind zerbrochen hat, hatte sie umsonst gepeinigt.

„Bist du nun zufrieden, Kindel?"

Anna nickte schwach und ließ den Spiegel aus der Hand sinken. Die Mutter ließ die Stores wieder herunter und setzte sich ans Bett.

„Da du nun so weit bist, Anna, muß ich was mit dir besprechen. Die Sache drängt. Dein Mann . . .“

„Sei still! Sei still!“

„Aber Anna, die Sache muß doch mal . . .“

„Du sollst still sein!“

Auf der Stirn der Kranken zuckte es wie von innerlichen Qualen. Frau Regierungsrat seufzte und verschob die Besprechung der Angelegenheit auf später, bis Anna von ihrer Nervosität kuriert sein würde.

Aber diese Nervosität schien die einzige üble Folge der erlittenen Mißhandlungen zu sein, die dauernd zurückblieb. Auch in den nächsten Wochen war Anna von einer krankhaften Empfindlichkeit. Das leiseste Geräusch machte sie zusammenfahren. In ihrem Zimmer mußte die Uhr abgestellt werden, weil der Pendelschlag sie störte. Sie war launisch und übelnehmerisch wie ein nervöses Kind. Ganz grundlos, wegen irgend eines Wortes, das ihr nicht gefiel, bekam sie Weinkrämpfe. Alice, die sich nichts gefallen ließ und ihr einmal scharfe Antworten gab, durfte sich acht Tage lang überhaupt nicht sehen lassen.

Anfang Mai kam Frau Horstmann zum ersten Mal wieder in den Garten hinaus. Die Luft war weich wie die aufgetaute Erde, durchduftet von leisen Wohlgerüchen, durchschwirrt vom Kreischen der Stare, die in den Obstbäumen die Blüten herunterwehen ließen.

Anna lag lang ausgestreckt in einem Korbstuhl, den Kopf mit den herabhängenden Flechten auf ein grauseidenes Kissen gelehnt, über den Füßen eine türkische Decke. Die leichten Schatten um ihre Augen, die überzarten Farben

ihrer Wangen, die durchsichtige Blässe ihrer Hände, an deren Fingern die Ringe sich lose verschoben, deuteten noch die überstandene Krankheit an. Aber ihr Gesicht hatte wieder den heiteren, leichtsinnigen Ausdruck von früher. Sie grub die Hände in die seidenweichen Spitzen des Schlafrocks und ließ in angenehmer Selbstbewunderung ihre Blicke an sich heruntergleiten. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit der Zukunft. In spielender Unregelmäßigkeit reihten sich allerhand angenehme Vorstellungen aneinander. Bald dachte sie an das erste Fest, das sie in ihren wiedergeöffneten Gesellschaftsräumen geben würde, bald an ihre Toiletten, an ihre erste Ausfahrt, an das Gesicht, das Frau Oswald beim Wiedersehen machen würde. Alles, was sie bisher gequält hatte, war — in diesem Augenblick wenigstens — von dem lichtvollen Glanz des Frühlingshimmels aufgesogen und verlöscht.

Neben ihr saß Frau Düsbach, die mürrisch nach der Remise sah, wo der neue Kutscher die von Dehwitz ausgesuchten Holsteiner Rappen striegelte. Auf dem Hofe klopften zwei Dienstmädchen Teppiche aus und schäkerten mit den Anstreichern, die in den hohen Gerüsten an der Rückwand des Hauses hingen. Nachdem die Alte sich überzeugt hatte, daß die Leute ihre Worte unmöglich verstehen konnten, drehte sie sich nach ihrer Tochter um und sagte ohne Umschweife:

„Dein Mann muß entmündigt werden, Anna, es ist hohe Zeit.“

„Willst du mich schon wieder quälen?“

„Ach Unsinn! Endlich muß das mal erörtert werden.

Du mußt vor Gericht beantragen, daß dein Mann wegen unheilbarer Geisteskrankheit einen Vormund bekommt. Er hat das Haus verkauft, und der Agent besteht auf seinem Schein. Wir können den Menschen nur loswerden, wenn nachgewiesen wird, daß dein Mann zur Zeit, wo er diesen unsinnigen Vertrag abschloß, geisteskrank war. Dann werden wir den Prozeß zweifellos gewinnen. Sonst aber hat dich der Agent einfach in der Hand."

„Gut! Ich will das beantragen. Aber wer soll Vormund werden?"

„Am besten Dehwitz. Mit dem verstehst du dich. Außerdem ist ein früherer Offizier immer gern gesehen."

Anna willigte ein. Sie hoffte, die Angelegenheit sei damit erledigt. Aber ihre Mutter fing nach einer Weile wieder an.

„Wenn Horstmann unter Kuratel gestellt ist, werden all eure schönen Papiere in Mündelpapiere verwandelt, die drei, dreieinhalb Prozente geben. Von den Zinsen mußt du auch noch deinen Mann erhalten, samt Wärter, Ärzten, allem, was drum und dran hängt. Was dir dann bleibt, reicht ja für ein ganz nettes Leben aus. Aber so wie du's vorhast . . ."

„Was sollen wir thun, Mama? Gegen das Obervormundschaftsgericht sind wir doch machtlos."

„Du mußt ein bißchen vernünftig sein, Kindchen, vor allem Vertrauen zu deiner Mutter haben. Denn du giebst doch zu, wenn ich nicht gekommen wäre, so wäre dein Mann noch immer da."

„Fang doch nicht wieder von ihm an!" unterbrach sie Anna nervös.

„Ich wollte das nur erwähnen. Damals habe ich das Richtige vorausgesehen, jetzt zeige ich dir auch den einzig richtigen Weg. Ich habe schon mit Karl gesprochen. Er ist zur Übernahme der Vormundschaft bereit. Er hat sich bei mir nach eurem Vermögen erkundigt. Ich habe mich in der Zwischenzeit ein bißchen in den Büchern umgesehen. Ihr habt die Hauptsache in der Bergisch-Märkischen Bank liegen. Ein Teil liegt auf der Budapester Bank . . . Von der Summe weißt du wohl nichts?"

„O doch! Davon weiß ich ganz genau."

„Na, um so besser. Aber Dehwitz braucht nichts davon zu wissen."

„Warum nicht?" fragte Anna erstaunt.

„Erstens hat dein Mann sie ja nie erwähnt, und dann . . . es ist ja auch wohl nur eine Kleinigkeit."

Anna sah ihre Mutter erstaunt an.

„Eine nette Kleinigkeit von zweihunderttausend Gulden."

„Siehst du Kind, diese Summe giebst du vor Gericht nicht an. Du weißt nichts davon. Sie ist einfach nicht da. Dann steht sie zu deiner Privatverfügung, und du hast immer einen Notpfennig für den Fall, daß die Zinsen nicht reichen."

„Aber das ist doch Betrug!"

„Betrug! Was heißt denn das? Du kannst doch wohl mit deinem Geld machen, was du willst!"

„Und wenn die Leute nun in den Geschäftsbüchern nachsehen?"

„Man wird wohl nicht von einem Verrückten er-

warten, daß er Buch führt! Ich trage die Bücher einfach auf den Boden, da können sie sie lange suchen."

„Und wenn Gustav wiederkommt?"

„Wie sollte der wiederkommen? Der sitzt im Irrenhaus, weil er verrückt ist, und kommt nicht heraus."

Ein schlimmes Lächeln hatte sich um Annas Lippen gegraben, und während sie starr in die Luft sah, erwiderte sie:

„Erstens ist er nicht verrückt, und zweitens kommt er sicher eines Tages wieder."

„Was sagst du? Willst du gescheiter sein als wir alle, als die Ärzte, als Mewes, der ihn durch und durch kennt? Hast du vergessen, was er für Sachen angestellt hat? Das solltest du doch am besten wissen."

Anna hatte jedes Wort mit eigensinnigem Kopfschütteln begleitet.

„Das sind Flausen, Mama. Mach das andern weis aber nicht mir! Ich weiß ganz genau, wies mit ihm steht. Er ist brutal, er könnte im Jähzorn einen Menschen ermorden. Er hat mich roh behandelt, aber ... aber ... ich habe ihn gereizt bis aufs Blut. Ich habe ihm in meiner Wut ein Wort an den Kopf geworfen, bei dem wohl jeder Mann den Verstand verlieren möchte. Wenn du nun sagst, daß er verrückt ist, daß er nicht mehr richtig denken kann, so sage ich, das ist nicht wahr. Er weiß ebenso genau, was los ist, wie ich und du. Und schließlich werden das die Ärzte auch merken und ihn zurückschicken. Eines Tages ist er wieder da. Und was dann? Was dann?"

Sie war aufgefahren und starrte ihre Mutter mit blassem Gesicht und vor Angst aufgerissenen Augen an und fragte noch einmal: „Was dann?“ In diesem Augenblick hatte sie das ausgesprochen, was der Grund ihrer ganzen Nervosität, ihrer Empfindlichkeit, ihrer unerträglichen Laune war: die Angst vor ihrem Mann . . . Sie war von ihm erlöst. Er war fort. Aber das Gespenst seiner selbst, das Bild ihrer Vorstellung war zurückgeblieben. Es hatte die ersten Tage hindurch auf ihr gehockt, daß sie in dumpfer Qual darnieder gelegen hatte. Und jetzt, wo andere Eindrücke dazwischen getreten waren, tauchte es noch immer auf: nachts aus der Dunkelheit der leeren Kammer, tags löste es sich von irgend einem Gegenstand, irgend einem Wort, das zufällig fiel. Sie sah ein Ding, das ihm gehört hatte, sie dachte an ihn: und im selben Augenblick hatte sie die Vorstellung dieses Menschen, dessen Finger ihren Hals umkrallten, dessen Lippen vor Wut gekrümmt waren, dessen Augen blutunterlaufen glühten. Und so körperlich und fühlbar war diese Vorstellung manchmal, daß alle Kraft aus ihren Sehnen zog, und sie im Magen eine Übelkeit fühlte, als wenn sie sich erbrechen müßte.

Der Gedanke, daß er wiederkommen würde, verdarb ihr jede Freude an der Zukunft. Gewiß, jetzt konnte sie herrlich leben, glänzender auftreten als in den ersten Jahren ihrer Ehe, mit vollen Händen das Geld ausgeben. Aber wie lange dauerte das? Und was kam dann? Würde er sich nicht rächen? Würde nicht ein noch viel schlimmeres Leben beginnen, als sie es die letzten zwei Jahre hindurch geführt hatte?

Frau Regierungsrat war ganz erschrocken über das, was in ihrer Tochter vorging. Sie suchte ihr die Angst auszureden. Aber Anna wurde dadurch nur noch aufgeregter. Sie zitterte schließlich am ganzen Leibe, ihr Gesicht war mit kaltem Schweiß bedeckt, und sie schrie ihre Mutter an, sie solle endlich still sein. Frau Regierungsrat fügte sich mit schwerem Herzen. Aber am nächsten Tage kam sie auf die Angelegenheit zurück. Horstmann mußte entmündigt werden, nicht nur des Prozesses mit dem Agenten wegen, sondern auch zu ihrer aller größeren Sicherheit. Denn wenn einmal die Entmündigung ausgesprochen war, wurde sie nicht so leicht wieder rückgängig gemacht. In der Beziehung kannte sie die Gerichte.

Anna gab endlich nach, um nicht immer von neuem gequält zu werden.

Aber trotz alles Zuredens wollte sie nichts davon wissen, daß der im Ausland hinterlegte Vermögensteil geheim gehalten würde. Sobald Frau Düsbach davon anfing, schnitt sie ihr das Wort ab. Sie erwiderte, daß sie sich lieber einschränken, als einen solchen Betrug begehen wollte. Doch auf dem Grunde ihres Herzens hatte der Gedanke, über diesen Reichtum frei verfügen zu können, schon eine verlockende Macht gewonnen. Nur besaß sie nicht den Mut zum Verbrechen. Am liebsten hätte sie nach der Logik der Kinder gehandelt, die wohl gestohlene Früchte gern mitessen, die aber nicht dabei sein wollen, wenn sie gestohlen werden. Sie schauderte vor der fanatischen Rücksichtslosigkeit der Mutter, die jetzt bei ihrer hinfälligen Gebrechlichkeit erst ihre ganze Kraft gefunden

zu haben schien, die, mit einem Fuß schon im Grabe stehend, vor keinem Verbrechen zurückscheute, als wenn sie wüßte, daß ihr das Leben nichts mehr anhaben könnte.

Annas Gespensterfurcht machte auch ihr Verhältnis zu Bert qualvoll für beide. Die Zeit, wo Holleder Frau Horstmanns heiße Aufwallungen wie die etwas plumpen Zärtlichkeiten einer liebedurstigen Matrone empfunden, wo er die Rendezvous bei zehn Grad minus verflucht und sich dafür durch eine Tasse Thee bei Frau Oswald entschädigt hatte, mit der er über Anna boshafte Witze machte, war längst vorbei. Nachdem Horstmann das Haus geräumt hatte, und bessere Tage in Aussicht standen, begann er die Geschichte mit ganz anderen Augen zu betrachten. Und als er Anna nach der Krankheit zum ersten Mal wiedergesehen hatte, war er ganz verblüfft über ihre durch das Leiden verfeinerte und wie neugeborene Schönheit. Sie sah blaß aus, ihre Stimme war fast nur ein Hauch. Aber all das Plumpe und Grobe, das sie aus der eleganten Frau zu einer verdrießlichen Bürgersfrau gemacht, das überflüssige Fett, das ihr die leichte Grazie genommen hatte, dieser ganze Schimmel, der in dem dumpfen Hinvegietieren die zwei Jahre hindurch entstanden war und ihren Gesichtszügen, ihren Worten, selbst ihren Empfindungen alles Zarte und Besondere genommen hatte — all das war mit einem Mal verschwunden. Sie kam ihm noch verführerischer als in den ersten Jahren ihrer Ehe vor. Ihr fehlte jetzt die übermütige Ausgelassenheit, diese stolze Sicherheit einer Frau, die an einem Ballabend mehr Komplimente zu hören bekommt als eine Durchschnittsfrau

in ihrer Brautzeit. Dafür aber glich sie in diesen Tagen der Rekonvalescenz, während sie in Seide und Spitzen gehüllt unter den blühenden Sträuchern des Gartens lag, einem verwöhnten Kinde, das mit all seinen Launen von unbeschreiblicher Süßigkeit ist.

Bert kam jeden Tag und leistete seiner Freundin Gesellschaft. Dieser Gefühlsjongleur war jetzt ganz ehrlich davon überzeugt, immer in Anna verliebt gewesen zu sein und beglückwünschte sich in seinem Herzen, daß seine Treue und Ausdauer auf so schöne Weise belohnt wurden.

Aber mit der Zeit ergriff ihn eine gewisse Verwunderung und Ungeduld. In ihren Worten, ihren Blicken war Anna von der zärtlichsten Hingebung für ihn, die Sehnsucht nach seiner Nähe strömte aus ihrem ganzen Wesen. Aber vor jeder Berührung schien sie Furcht zu haben. Sie entzog ihm ihre Hand, wenn er sie zu innig küßte, sie bebte, wenn sein Mund ihre Lippen berührte. Sie behauptete, ihre Liebe müsse rein bleiben, und peinigte ihn mit moralischen Vorhaltungen. Er hielt das für eine von der Krankheit zurückgebliebene Schwäche und tröstete sich, daß, wenn sie sich von dem Aderlaß ein wenig erholt und neues Blut angesammelt hätte, daß sie dann von den Höhen ihrer reinen Madonnenhaftigkeit heruntersteigen und auch den irdischen Genüssen einigen Geschmack abgewinnen würde.

Aber die Zeit verging. Anna hatte sich vollständig erholt. Eines Sonntags machte sie die erste Ausfahrt und zeigte sich den Düsseldorfern bei Schulte, nachdem sie dem Pastor Eierlandt einen Kirchenbesuch abgestattet hatte.

Sie erntete bei allen, die sie wiedersahen, einen großen Triumph. Man war entzückt von ihrer Schönheit, und nachdem man sie in ihrem Unglück vergessen hatte, war man bestrebt, sie in ihrem Glück nun um so glänzender zu feiern. Trotz der Sommerhitze gab sie in den nächsten Wochen einige Gesellschaften. Wenn nicht alle Eingeladenen kamen, so kam doch ein guter Teil, und man war in dem kleinen Kreise der Intimen sehr lustig. All diese Gelegenheiten benutzte Bert, um Anna mit seinen Wünschen immer heißer zu bestürmen. Aber sie erlaubte ihm nicht einmal das, was sie ihm früher erlaubt hatte. Mit Bitterkeit mußte er sich gestehn, daß er vor zehn Jahren weiter gewesen war als jetzt.

Er geriet darüber schließlich in Verzweiflung und sagte sich, sie habe die ganze Zeit über nur mit ihm gespielt, ihre Liebe, von der sie so viel sprach, und die sie nie bewies, sei nichts als Koketterie. Aber er war jetzt zu ihr von einer so brennenden Leidenschaft erfüllt, daß er jeden Tag wieder kam, wenn er sich auch abends geschworen hatte, ihr Haus nicht mehr zu betreten. Es ging ihm finanziell sehr schlecht, seine Gelder waren so zusammengeschmolzen, daß der Zeitpunkt, wo er den letzten Thaler verjubelte, nicht mehr fern war. Er sagte sich, daß es von rechtswegen höchste Zeit wäre, sich zu verloben, doch statt daran zu denken, brach er alle Beziehungen zu den Häusern, in denen Anna nicht verkehrte, ab und spielte sich in den Gesellschaften als ihren erklärten Verehrer auf.

Aber wenn er auch fühlte, daß Annas Wesen vor hingebender Sehnsucht zu ihm bis zum Zerreißen gespannt

war, wurde sie doch im entscheidenden Moment immer von irgend etwas gelähmt. Und immer wieder kam sie mit ihren moralischen Reden. Ihre neuste Marotte war, daß sie ihm Vorwürfe wegen seines Nichtsthuns machte. Sie behauptete, seine Unruhe und Nervosität seien nur die Folge davon. Er müsse arbeiten. Warum er nicht Bilder ausstellte? Er konnte ebenso viel wie seine Freunde. Wenn er davon nichts wissen wollte, sollte er doch seine Architektenpläne wieder aufnehmen. Es wurde jetzt so viel in Düsseldorf gebaut, Häuser in einem ganz veralteten, geschmacklosen Kasernenstil, ein einigermaßen geschickter Architekt müßte Geschäfte machen.

„Und woher das Geld nehmen?“ fragte Bert mit spöttischer Überlegenheit.

„Wenn dir jemand die nötige Summe borgte, würdest du dich dann dahinter machen?“

„Na, aber riesig!“

Er reckte stolz und zuversichtlich die Hände aus, ganz sicher, daß er sie im nächsten Augenblick wieder in den Schoß legen könnte, denn in Düsseldorf würde nicht leicht einer so dumm sein, ihm ein Kapital anzuvertrauen.

Wenn Bert von diesem Benehmen Annas ernüchtert, schließlich kühl wurde und auch eine gleichgültige Unterhaltung führte, dann war sie es, die das gefährliche Spiel von neuem begann. Gleichsam gegen ihren Willen senkte sich ihre Stimme zu einem leiseren Flüstern und bekam einen weichen Ton, ihre Augen sahen feucht und tief in die seinen, sie fuhr mit ihren Fingern über seine Hand, daß heiße Ströme von ihr zu ihm rannen. Sie rückte

näher, ließ wie verloren ihren Kopf an seine Brust sinken und trank seine Küsse mit durstigem Mund. . . . Aber in der nächsten Sekunde fuhr sie zusammen: „Laß mich! Ach bitte, laß! Du machst mich nervös!“

Dann konnte er wütend aufspringen und schelten:

„Du bist eine kalte Kokette, weiter nichts. Du hältst mich zum Narren! Ich mach das nicht länger mit. Man sagt, wer dem Teufel den kleinen Finger giebt, dem nimmt er gleich die ganze Hand, aber das sind die wahren Teufel, die einem immer wieder den kleinen Finger geben und nichts mehr als den kleinen Finger.“

Aber dann bat sie mit Thränen in den Augen, er möge doch gut sein, ihr verzeihn, sie könne nicht anders.

So quälten sie einander unaufhörlich und konnten doch nicht von einander loskommen. Die Tage wurden immer heißer, und immer inbrünstiger wurde ihre Sehnsucht. Sie saßen oft lange Minuten nebeneinander, starrten sich an mit bleichen, erregten Mienen und sprachen kein Wort. Wie an dem dunstigen Himmel das Gewitter hing mit schwarzen Wolken, das sich jeden Mittag heran wälzte und sich jeden Abend nach Sonnenuntergang wieder verzog, bis es doch einmal losbrechen würde — so hing über ihren matten, durstigen Häuptern die Liebe, die auch immer wieder in nichts zerrann, und doch fühlte er und ahnte sie, daß der Augenblick kommen würde, wo sie gleich einem Blitz, der die trockne Glut entzündete, niederfahren würde.

Eines Abends saßen sie in der Dämmerstunde in Annas Zimmer. Sie wollte schon Licht anzünden, aber

er, wie bezaubert von dem bleichen, unbestimmten Schimmer ihres Gesichts, bat sie leise, sich nicht zu rühren.

Er schlang den Arm um ihre Taille und wollte sie küssen. Da schrak sie zusammen und blickte ängstlich nach der Thür.

„Es kommt jemand."

Er horchte. Nichts rührte sich. Er lachte sie aus und nannte sie einen Hasenfuß. Jedes Knacken irgendwo im Holz, jeder Stimmenschall von der Straße machte sie zusammen fahren.

Aber sie, benommen von der dumpfen Zimmerluft, ängstlich in diesem Halbdunkel, das allen Gegenständen so unbestimmte, phantastische Formen gab, bestand darauf, daß sie hinausgingen. Vor dem Abendessen konnten sie noch eine Weile promenieren.

Die Sonne war schon untergegangen. Ein orangefarbener Himmel, den am Horizont graue Wolkenschleier abschlossen, gab noch ein seltsames Helldunkel, in das ganz matt vereinzelte Sterne flimmerten. Aus den Beeten und Gebüschen strömte frische Kühle. Hohe weiße Lilien standen in steifer Runde auf dem grünen Rasen. Ein Geraniumbeet leuchtete aus der Dämmerung wie flammende Glut. Aus einem sich drehenden Rohr wehte den beiden ein feiner Sprühregen entgegen.

Sie gingen Arm in Arm, traumverloren, ganz benommen von dieser Luft, die tausend Wohlgerüche ausatmete. Auf einer Bank, die hinter einem Boskett von Holunder- und Weichselbüschen stand, nahmen sie Platz. Vor ihnen lag die Gartenmauer. Auf der andern Seite

des Gäßchens saß im Fenster des oberen Stockwerks eines kleinen Hauses ein vier- oder fünfjähriges Kind im bloßen Nachthemd. Es mochte unbemerkt aus seinem Bettchen gekrochen sein, hockte da auf der Fensterbank und ließ sorglos die Beine baumeln, indem es zum Preis des Abendfriedens noch ein Liedchen auf seiner Mundharmonika blies.

„Hier hast du doch keine Angst?“ sagte Holleder scherzend. „Hier kann nichts knacken.“

„Aber wenn der Junge uns sieht!“

„Anna, bist du nicht gescheit — das Kind! Hast du schon vor kleinen Kindern Angst?“

Sie seufzte leise. Er schob unmerklich seinen Arm hinter ihren Rücken und zog sie näher an sich. Dann flüsterte er ihr etwas ins Ohr.

„Nein,“ hauchte sie angstvoll.

„Doch,“ bat er, ihre brennenden Lippen mit Küssen bedeckend.

Sie sagte immer wieder nein. Aber es war ein Abschlagen nur mit Worten. Sie fuhr nicht auf, sie lag in seinen Armen, ohne sich zu rühren. Ein Gefühl unendlichen Wohlseins überkam sie in dieser reinen, stillen Abendklarheit, unter diesem durchsichtigen Himmel, der wie ein Edelstein über ihren Häuptern erglänzte.

„Gieb mir den Schlüssel!“ bat er. „Niemand sieht mich. Kein Mensch.“

„Nein, nein, nein!“ hauchte sie.

Aber in ihrem Innern flüsterte es: ja, ja, ja...

Sie preßte ihren Mund auf seinen. Wie verzückt

ruhten ihre Augen ineinander. So vergaßen sie alles. Es war still geworden. Das Kind hatte die Harmonika in den Schoß sinken lassen und starrte mit andächtigen Blicken einen fernen Stern an.

Da hörten sie ganz in der Nähe einen schweren Seufzer, gleich dem angstvollen gepreßten Ton eines Sterbenden. Sie fuhren zusammen, ohne gleich von einander zu lassen, in demselben eisigen Schreck, der ihre Kräfte lähmte.

„Hast dus gehört?" sagte sie bebend.

„Unsinn!"

Er stand auf und ging den Weg hinunter. Aber das Herz schlug ihm doch. Am Birnbaum sah er Lotte stehen, sie hatte sich dort angelehnt, als wenn sie Halt suchte. Trotz der Dunkelheit erkannte er, daß sie totenblaß war. Er zog den Hut.

„Fräulein Lotte!"

Einen Augenblick starrte sie ihn an, mit qualvollem Blick. Sie versuchte zu sprechen, aber sie brachte kein Wort heraus. Endlich stammelte sie:

„Sie und . . . Mama möchten zu Tisch kommen."

Darauf drehte sie sich um, ein paar kurze Schritte versuchte sie zu laufen, dann ging sie langsam wie gebrochen weiter.

Bert kehrte zur Bank zurück.

„Das Mädchen war da und bat, wir möchten zu Tisch kommen."

„Das Mädchen?" stieß Anna heiser hervor. „Lotte wars! Lüg doch nicht!"

Sie preßte die Hände vor die Augen und stöhnte wild auf. Er wollte sie aufrichten, aber sie stieß ihn zurück.

„Sie hat uns gesehen! O Gott, sie hat mich gesehen!"

„Was thut das schließlich?" sagte er ungeduldig.

„Hast du denn gar kein Gefühl?"

„Dies dumme Ding wird grad was merken."

„Ich sage dir, die hat hellere Augen als irgend einer im ganzen Haus. Warum hat sie so gestöhnt, wenn sie nicht alles begriffen hätte? Lieber Gott, wie soll ich nun dastehen vor dem Kind!"

Sie war nicht zu beruhigen. Erst als vom Hof her die Stimme des Hauptmanns rief, folgte sie Bert ins Haus.

Als die beiden ins Zimmer kamen, wo man schon auf sie wartete, fragte Bert nach Lotte. Frau von Dehwitz erwiderte:

„Sie ist verschwunden. Sie hat sagen lassen, es wäre ihr schlecht geworden."

„Schöne Manieren!" brummte der Hauptmann. „Mir scheint, die schnappt nächstens auch noch über."

Anna konnte kaum einen Bissen hinunterwürgen. Nach dem Essen wollten Dehwitz und Bert noch ein Konzert besuchen. Anna sagte, sie hätte Kopfschmerzen und würde sich schlafen legen. Als die anderen fort waren, schlich sie leise die Treppe hinauf und lauschte an Lottes Thür. Sie hörte undeutliches Schluchzen. Sie krampfte die Hände zusammen und wand sich vor Scham. Sollte sie nicht hineingehen, thun, als wäre nichts geschehen, und ihre

Tochter fragen, warum sie nicht zum Essen gekommen war? War es nicht das beste, wenn sie selbst eine Aussprache herbeiführte und ruhig die Sache als etwas Unbedeutendes, als einen harmlosen Scherz erklärte? Aber sie hatte keinen Mut. Sie fühlte sich schuldig, besudelt in der Seele dieses Kindes. Sie war zu feige, den Blick dieser Augen zu ertragen .. Und während sie zusammenzuckte bei jedem leisen Ton, der aus dem Zimmer drang, wurde ihr klar, daß es jetzt nicht mehr ein nichtiger Schatten war, den sie fürchtete, nicht mehr bloß die Ahnung von kommendem Unheil — jetzt hatte der Verschwundene einen Stellvertreter gefunden. Immer würde die Nähe dieses Kindes sie stören und ihr den Mut zur Sünde nehmen. Aber sie konnte es ja fortschicken! Sie konnte Lotte bestimmen, wieder nach Eisenach zurückzukehren. Dann wäre sie sie los. Aber gestand sie damit nicht alles ein? Sagte sie damit nicht, daß in diesem Hause Dinge vorgingen, die ein anständiges Mädchen nicht sehen durfte? .. Sie fühlte, daß sie diese Schamlosigkeit nie begehen würde. Aber was thun? Wie würde sie morgen dem Kind unter die Augen treten? Sie biß sich auf die Lippen und konnte zu keinem Entschluß kommen. Schließlich als sie Schritte auf der Treppe hörte, eilte sie in ihr Zimmer. Ohne an Schlaf zu denken, saß sie noch Stunden wach. Endlich schrieb sie an Bert einen Brief. All ihre verzweifelte Liebe, die ganze Glut ihrer durstigen Sinne strömte sie in diese Zeilen. Aber auch ihre Scham, ihre Angst, ihre Verzweiflung. Sie gestand ihm, daß sie bereit gewesen war, ihm alles zu geben. Aber sie bat ihn zugleich, nie

wieder zu kommen. Um des Friedens ihrer Seele willen sollte er das Haus meiden.

Lotte lag in ihrer Kammer und preßte den Kopf in die Kissen, damit man ihr Schluchzen nicht hörte. Was sie gesehen, hatte ihre Seele getroffen wie der Steinwurf eine Spiegelscheibe. Es war in ihr etwas zerschellt, was kein Mensch, keine Hülfe von oben, keine noch so lange Zeit wieder ganz machen konnte.

Mit ihren achtzehn Jahren noch ein halbes Kind, aufgewachsen in dieser unschuldigen Atmosphäre, die eine vom Leben zurückgezogene, kranke Frau verbreitet, hatte sie nichts erfahren von den Abgründen und stinkenden Gräbern des Lebens.

Wie hatte sie ihre Mutter geliebt! In diesem Zerwürfnis zwischen ihrem Vater und seiner jungen Frau hatte sie für die Fremde Partei ergriffen. Sie machte sich Vorwürfe darüber, aber sie konnte nicht anders ... Nun hatte sie das gesehen! Ihre Mutter in den Armen eines fremden Mannes! Ihre ganze spröde Keuschheit empörte sich dagegen. Sie, die seit einigen Monaten selbst liebte, die dies Gefühl aber verbarg im allertiefsten Winkel ihres Herzens, die diese unschuldige Zuneigung, dies stete Denken an den Einen schon für etwas Unerlaubtes hielt und sich deswegen Vorwürfe machte, sie hatte ihre Mutter gesehen, wie sie den Kopf des Mannes mit ihren Händen umpreßte und ihren Mund an seinen drückte. Ihre Mutter hatte das gethan, die sie immer angebetet hatte, die ihr als die Vollkommenheit in jedem Dinge erschienen war! .. Und ihr Vater saß im Irrenhaus. Noch keine zwei

Monate waren vergangen, daß man ihn fort gebracht hatte. Vielleicht hatte er gewußt, was sie trieb, und das hatte ihm den Verstand geraubt! Und die anderen hatten es auch gewußt und hatten es doch zugelassen. Niemand war aufgetreten und hatte dieser Schande ein Ende gemacht. Und sie, sie wußte nun auch davon. Mein Gott, was sollte sie thun? War es nicht ihre Pflicht, gegen ihre Mutter aufzutreten? . . . Aber sie fühlte sich ihr entrückt, fremder als irgend einem Menschen. Sie fühlte, daß sie kein Wort mehr zu ihr sagen könnte, daß der Ekel ihr die Kehle zuschnüren würde. Und doch mußte sie etwas thun. Sie konnte doch nicht ruhig zusehen! Aber nirgendwo wußte sie Rat, nirgendwo Rettung. Sie war verlassen, sie hatte keinen Menschen, dem sie sich anvertrauen konnte, und doch fühlte sie, daß sie zu schwach war, um dies Furchtbare allein zu tragen.

Während sie in die Kissen biß, während ihr junger Körper von immer neuen Schmerzen erschüttert wurde, und heiße Thränen aus ihren Augen stürzten, strömte von draußen die Sommernacht ihre laue Kühle, ihren Sternenschimmer herein. Ein leiser Wind hatte sich aufgemacht, am Horizont glommen rote Streifen herauf, in den Bäumen wisperte es von ersten Vogelstimmen, aus der Ferne verkündete ein Hahn mit immer neuen Rufen, daß bald der Morgen anbrach, aber das junge, bis ins Innerste erschütterte Menschenkind konnte noch immer keinen Frieden finden.

Am nächsten Morgen sah Anna ihre Tochter beim Frühstück wieder. Frau Regierungsrat war schon damit

beschäftigt, ihren Hund zu füttern. Die beiden saßen sich gegenüber. Sie wechselten kein Wort. Anna versuchte auf Lottes Gesicht zu lesen, was in ihr vorging. Sie war blaß und scheu. Als ihre Mutter das Wort an sie richtete, zuckte sie zusammen. Sie stammelte eine kurze Antwort, dann trank sie ihren Kaffee aus und verließ das Zimmer. Mehrere Tage vergingen, bei jedem Zusammensein erwartete Anna, daß irgend ein Wort fallen würde, welches zu einer Auseinandersetzung führte. Schließlich als sie eines Morgens mit Lotte allein war, ermannte sie sich und fragte:

„Was fehlt dir eigentlich? Du bist seit ein paar Tagen so sonderbar.“

Lotte fuhr auf, am ganzen Körper bebend. Sie rang nach Worten, aber in wilden Strömen stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Ohne etwas zu erwidern, eilte sie hinaus. Anna folgte ihr, aber auf der Treppe hörte sie, wie ihre Tochter die Thür hinter sich zuschloß. Sie biß sich auf die Lippe. Dieser unglückliche Versuch hatte das ganze Verhältnis nur noch unerträglicher gemacht.

Lotte war seit dem Abend vollkommen haltlos. Der Boden, auf dem sie gestanden, war ihren Füßen entrissen. Sie taumelte von Verzweiflung zu Verzweiflung. Sie war noch so an Autorität gewöhnt, so gewöhnt, sich anzulehnen, daß sie nicht selbstständig handeln konnte. In den ersten Tagen hatte sie beschlossen, nach Eisenach zurückzukehren. Aber während ihr in Wirklichkeit vor dem Einsiedlerleben bei der alten kränklichen Frau graute, bildete sie sich selbst als Grund ihres Bleibens ein, daß sie ihre

Mutter überwachen müßte. Und aus dieser Zerrissenheit ihres Wesens kam sie ganz von selbst zu einem Benehmen, welches das allernatürlichste aber auch das allerverkehrteste war: sie wurde unartig. Jedem, der ihr irgend was sagte, Frau Düsbach, Dehwitz oder seiner Frau, ihrer Mutter, schleuderte sie einen Blick zu, der ausdrückte: Wer bist du? Was fällt dir ein? Ihre inneren Qualen äußerten sich als Unausstehlichkeit. Sie wurde unleidlich, ein Kreuz für die ganze Familie. Man konnte ihr sagen, was man wollte, sie hatte immer einen Widerspruch. Sie ging nicht mit spazieren, beteiligte sich an keinen gemeinsamen Vergnügungen, kam zu spät zu Tisch oder gar nicht und that nur das, was sie wollte. Anna war ihr gegenüber von einer fast demütigen Nachsicht. Aber die Verwandten waren anderer Meinung. Diesem unmanierlichen, patzigen Ding müßte einmal ordentlich der Kopf gewaschen werden, damit es Bescheidenheit lernte. So kam es manchmal zu den furchtbarsten Reibereien, bis Lotte schließlich aufsprang und krachend die Thür zuschlug.

Seit zwei Wochen hatte Anna ihren Freund nicht wiedergesehen. Sie litt unsäglich. Das Leben, das eben so glänzend begonnen, hatte all seine Freuden verloren. Sie rang nutzlos mit ihrer Angst, ihren dunklen Vorstellungen, sie fühlte sich verworfen und lachte sich zugleich höhnisch aus, daß sie sich mit Gewissensbissen folterte, wo sie die Sünde gar nicht begangen hatte.

Eines Abends aber traf sie Bert in einer Gesellschaft bei ihrem Schwager. Holleder, der wütend auf sie war, benahm sich kühl und schien sie vollständig zu übersehen.

Das peinigte sie nur noch mehr. Beim Nachhauseweg gingen die beiden miteinander. Sie fragte ihn, wie's ihm ginge?

„Wies mir geht? Komische Frage! Was ich ausgestanden habe, möchte ich meinem Hund nicht gönnen. In den nächsten Tagen reise ich ab.“

Da drückte sie ihm den Schlüssel, um den er sie so oft gebeten hatte, in die Hand.

Nach einer Weile fügte sie hinzu:

„Mir ist alles gleichgültig. Auch die Schande vor dem Kind.“

Die Leidenschaft, von der sie von Jugend auf besessen war, die manchmal geschlummert, die sie aber nie ganz verlassen, hatte sie jetzt endlich übermannt. Und von dem Augenblick an, wo sie sich ihr hingab, lebte sie wie in einem Rausch, sah alle Dinge wie in einem Nebel. Die Verwandten hatten jetzt leichtes Spiel mit ihr. Sie sagte zu allem ja, kümmerte sich kaum noch um geschäftliche oder Haushaltungsangelegenheiten und lebte nur noch ihrem Vergnügen. Die wahren Herren im Hause waren ihre Schwester und Dehwitz, und vor allem ihre Mutter.

Horstmann, der in Grafenberg wegen der Nähe Düsseldorfs allzu leicht Gelegenheit zur Flucht finden konnte, wurde auf Wunsch der Ärzte nach der Reichenberger Anstalt am Oberrhein gebracht. Wegen unheilbarer Geisteskrankheit wurde er entmündigt, und Dehwitz zum Vormund eingesetzt. Es war ein feierlicher Augenblick, als der Hauptmann diese Thatsache seiner Schwägerin in aller Gegenwart verkündigte. Indem er Anna die Hand schüttelte,

sagte er mit einer Stimme, in deren Biedermannston allein schon pupillarische Sicherheit lag:

„Wie sich dein Mann gegen mich benommen hat, daß er mir wegen der lumpigen paar tausend Mark mit dem Gerichtsvollzieher gedroht hat, das soll von nun ab vergessen sein. Ich danke dir für dein Vertrauen, Anna. Ich will mich seines Vermögens annehmen, als wenn es mein eigenes wäre."

„Na, na!" warf Anna ein.

„Dummes Zeug!" brummte er. „Über solche Vertrauenssachen macht man keine faulen Witze. Sei versichert, ich werde dafür sorgen, daß das Tüttelchen über dem i und der Bogen über dem u in Richtigkeit sind. So lange ich da bin, soll auch kein Pfennig in unrechte Hände geraten."

Anna dankte ihm und versicherte, daß sie volles Vertrauen in ihn setze.

Er war nun unermüdlich dabei, „Ordnung in die gänzlich verfahrenen Verhältnisse zu bringen". Die Vermögensaufstellung war schwierig, weil keine Aufzeichnungen vorhanden waren. Er lief bald zum Notar, bald auf die Bank, bald zum Gericht und vernachlässigte über diese Angelegenheit wochenlang seine eigenen Geschäfte.

Aber eine zehnmal so rege, wenn auch unbemerkbare Geschäftigkeit entwickelte Frau Regierungsrat, die schon frühmorgens, wenn die anderen noch schliefen, auf war, rechnete, notierte, die Börsennachrichten studierte, Briefe schrieb und empfing und Verhandlungen mit Berliner Bankhäusern anknüpfte, von denen niemand wußte. Sie hatte

eine solche Fähigkeit erlangt, ihres Schwiegersohnes Handschrift nachzuahmen, daß er selbst sie kaum von seiner eigenen hätte unterscheiden können.

Anna ahnte wohl, was ihre Mutter trieb. Sie wußte, daß sie den auf der Budapester Bank liegenden Vermögensanteil verheimlicht hatte. Aber sie wollte den Dingen nicht näher auf den Grund gehn. Sie schloß freiwillig die Augen. Ein kaltes Grauen kam sie an, wenn sie nur daran dachte. Sie ging in ihrer Leidenschaft auf und führte im übrigen ein luxuriöses Leben, das enorme Summen verschlang. Da sie ihren Geliebten aus Furcht vor Lotte nur in aller Heimlichkeit sehen konnte, beschlossen die beiden zu verreisen. Im August ging Anna mit ihrer Schwester und deren Kindern nach Scheveningen. Bert folgte den Damen kurze Zeit darauf. Lotte wurde nach Eisenach geschickt. Frau Düsbach war die Einzige, die im Hause zurückblieb. Dehwitz versprach, alle Tage nachzusehn, ob seine Schwiegermutter noch am Leben sei. Aber er war meist auf Touren unterwegs.

In dieser Zeit des Alleinseins richtete die Alte sich häuslich in Horstmanns Zimmer ein. Niemand durfte sie dort stören. Es war dem Mädchen nicht einmal erlaubt, das Zimmer zu reinigen. Die stets geschlossenen Fensterscheiben wurden blind, dicker Staub bedeckte die Möbel. Auf dem Sofa lag der Hund, der sich vor Fett und Altersschwäche kaum noch rühren konnte. Er blinzelte schläfrig aus seinen hervorquellenden trüben Augen und verbreitete einen solchen Gestank, daß es in dem Raum wie in einer verwahrlosten Hundehütte roch. Vor dem Schreibtisch aber,

auf demselben Platz, wo Horstmann immer gesessen, hockte die Alte mit ihrem Katzenbudel, kaute sich auf den Nägeln und grübelte über ihre Spekulationen nach. Wie sie so dasaß, in dem schmierigen Schlafrock, mit ihrem welken, grauen Gesicht, in dessen Furchen das oberflächliche Waschen noch klebrige Puderreste zurückgelassen hatte, hätte man sie für einen ausgetrockneten, alten Buchhalter nehmen können, der nichts mehr vor sich sieht, als endlose Zahlenreihen. Der Gedanke an das Vermögen, dessen sie sich bemächtigt hatte, indem sie Horstmanns Unterschrift fälschte und die Papiere auf Annas Namen kommen ließ, machte sie halb wahnsinnig. Sie stürzte sich in die waghalsigsten Spekulationen. Jeden Tag gab sie ihren Bankiers neue Ordres. Abergläubisch und eine richtige Spielernatur, die sie war, wog sie nicht mit nüchternem Verstand die Gewinn- und Verlustchancen ab, sondern fragte die Karten um Rat. Wenn die Patiencen aufgingen, machte sie das geplante Geschäft. Aber manchmal kam es anders, als die Karten prophezeit hatten. Und dann hieß es noch mehr zu wagen, um die Verluste wieder gut zu machen.

Wenn Frau Regierungsrat manchmal Ärger hatte, so war er rein geschäftlicher Natur. Wegen Horstmanns machte sie sich keine Sorge. Ihre Tochter hatte schon mehrmals an ihn geschrieben, nach dem Diktat ihrer Mutter, denn Anna war nicht dazu zu bewegen, eine eigene Zeile an ihren Mann zu richten. Auch mit Mewes führte Frau Düsbach eine rege Korrespondenz. Er schickte stets beruhigende Nachrichten. Dank seiner Fürsorge — schrieb er meistens — weil er den Doktoren ordentlich

einheizte, ging alles gut. Der Patient hatte zu ihm nach wie vor volles Vertrauen. Er befand sich im melancholischen Stadium, saß meistens auf einem Fleck und guckte Löcher in die Luft. An Ausreißen dachte er offenbar nicht.

In jeder Erwiderung schärfte Frau Düsbach dem Wärter Wachsamkeit ein. Aber im Grunde fürchtete sie wenig Horstmanns Wiederkommen. Der Gedanke an ihn störte nicht ihren Schlaf, in dessen Träumen es nichts als den blassen Geisterreigen der Zahlen gab.

Ende September kehrten alle aus der Sommerfrische zurück. Anna hatte eine Zeit reinsten Glückes verlebt, ohne Schatten, ohne Sorge. Aber die alten Ängste begannen wieder, sobald sie zu Haus war, als wenn die Furcht an den Räumen selbst haftete. Lotte war von ihrer Großmutter etwas zahmer heimgekehrt. Aber die alte Ungezogenheit brach wieder aus, als sie Bert im Hause traf. Dieser amüsierte sich über ihr Benehmen und erklärte es als eine unbehülfliche Äußerung ihrer Verliebtheit. Eines Tages, wenn sie mit ihm allein war, würde sie ihm um den Hals fallen. Dergleichen war ihm schon öfter passiert.

Frau Horstmann machte jetzt noch mehr Aufwand als früher. Schon die Reise war sehr kostspielig geworden. Man war großartig aufgetreten, und Anna hatte nicht nur für ihre Schwester und deren Kinder, sondern, zum größten Teil wenigstens, auch für Bert mitbezahlt. Nach der Rückkehr war die Familie Dehwitz wieder ständig zu Gast im Haus. Alice verbarg den Neid auf ihre Schwester hinter einer kriechenden Freundlichkeit. Sie sprach alle

Augenblicke von Annas kolossalem Reichtum: „Gott du hasts ja! Was brauchst du nach ein paar tausend Mark zu fragen . . .“ Zugleich klagte sie über ihre eigene Not. Dehwitz war ein schlechter Reisender. Als Offizier a. D. mußte er natürlich immer eine gewisse Noblesse bewahren, weswegen er mit seinen Kollegen nicht konkurrieren konnte. Nach solchen Redensarten borgte sie dann ihrer Schwester immer ein paar hundert Mark ab. Der Hauptmann machte dasselbe Geschäft auf einen Schlag. Er forderte eines Tages von seiner Schwägerin zwanzigtausend Mark. Mit dem Obervormundschaftsgericht würde er sich schon auseinandersetzen. Als Sicherheit wollte er seine Lebensversicherungspolice geben. Anna war zuerst betroffen, aber schließlich gab sie nach.

Eines Morgens saß Frau Horstmann mit ihrer Mutter noch verspätet am Frühstückstisch. Lotte war schon in ihre Malstunde gegangen. Anna hatte nachdenklich den Kopf auf den Arm gestützt, sodaß die schweren Cremespitzen des Schlafrocks herunterfielen und das weiße Fleisch des Unterarms sehen ließen. Ein Brief von Mewes war aus Reichenberg angekommen, der in ihr die Erinnerung an ihren Mann geweckt hatte. In düstere Ahnungen verloren, sagte sie:

„Eines Tages kommt er wieder . . . so sicher wie zwei mal zwei vier ist.“

Die Mutter hörte nicht und schob ihrer Tochter mechanisch die Tasse hin.

„Hörst du, Mama!“ sagte Anna drohend. „Eines Tages kommt er wieder. Und was machen wir dann?“

„Wer kommt?“ fragte die Alte giftig. „Kein Mensch. Und wenn er kommt, dann wird ihn die Polizei schon mores lehren. Er ist verrückt und ist da, wo die Verrückten hingehören.“

„Das sagst du!“

„Pscht!“ zischte die Alte, die mit ihrem Fingernagel große Striche und Ausrufungszeichen an den Rand ihrer Zeitung machte. „Sei doch still! Ich arbeite.“

Einen Augenblick stieg in Anna der heiße Zorn auf. Sie hatte nicht übel Lust, ihrer Mutter die Blätter aus der Hand zu reißen und ihr die Fetzen vor die Füße zu werfen.

Für die Sorgen ihrer Tochter hatte diese kein Gehör. Die Befürchtungen, die Anna schlaflose Nächte bereiteten und ihr den Tag über den heiteren Sinn zum Genuß lähmten, behandelte sie als Lappalien. Sie hatte das Gefühl für alles andere verloren, außer für diese Beschäftigung, die sie Arbeit nannte. Das war, weiß Gott, ein prachtvolles Wort: Arbeit!

„Du bist sehr gut, Mama! Eine sonderbare Art von Arbeit, die du da betreibst. Es wäre viel nützlicher, wenn du sie sein ließest.“

Sie schenkte die Tasse voll, goß ein bißchen Milch nach, strich eine Semmel und schob der Alten beides hin.

„Nun laß mal deine kostspielige Arbeit! Es ist wirklich zu komisch, Tag und Nacht zerbrichst du dir den Kopf, wie du mein Geld am raschesten klein kriegst.“

„Willst du mir Vorwürfe machen, Anna?“

„Ich mache dir keine Vorwürfe, ich amüsiere mich bloß. Du sitzt da in einem Schlafrock, den man kaum

noch Schlafrock nennen kann, dein Budget für die übrige Toilette ist auch minimal, essen thust du so viel wie 'ne Maus — und doch verschlingst du mehr Geld, als wir alle zusammen."

Geängstigt, daß man ihr das, was ihren Lebensinhalt bedeutete, nehmen könnte, sah Frau Düsbach die Tochter an.

„Ich habe in der letzten Zeit Verluste gehabt, Anna.. Wenn du etwas von der Börse verstündest, wenn du wenigstens Lust hättest, dich belehren zu lassen . . ."

„Ich werde mich hüten!"

„Dann würdest du kein Wort darüber fallen lassen. Daß man verliert, ist ein Unglück. Aber es kann mal vorkommen."

„Dir passiert das aber in einem fort."

„Das ist nicht wahr!" sagte die Alte leidenschaftlich. „Anna bedenke doch, daß alles nur deinetwegen geschieht. Wenn Horstmann stirbt und Lotte mündig wird, bist du auf ihre Gnade angewiesen. Aber bis dahin habe ich dein Vermögen verdoppelt."

„Was bis dahin ist!" erwiderte Anna mit melancholischem Spott. „Reden wir lieber nicht davon! Aber meinetwegen spekulier du weiter. Ohne das kannst du ja nicht leben. Und vielleicht hast du auf deine alten Tage noch Glück. Lehrgeld hast du wenigstens genug bezahlt. Und wenn du Pech hast . . ."

„Beschrei es auch noch! Ich habe jetzt etwas vor, das muß gelingen. Du darfst mich nur nicht irre machen."

„Und ich habe auch etwas vor," sagte Anna. „Ich werde an Bert auf fünf Jahre hunderttausend Mark leihen, damit er seine Architektenpläne wieder aufnehmen kann."

Sprachlos, als wenn sie, Gott weiß, was für eine Entsetzlichkeit vernommen hätte, starrte Frau Düsbach ihre Tochter an.

„Was willst du?"

„Ich bins satt, daß Bert immer da sitzt und seine schönen Kräfte in Nichtsthun vergeudet. Er hat ein phänomenales Talent. Wenn er sich bloß ein bißchen dazu hielte, könnte er geradezu was Großartiges leisten. Ich will ihm nun auf die Sprünge helfen. Ich gebe ihm die nötigen Barmittel, damit er sich mit einem alten Bekannten, einem sehr tüchtigen Geschäftsmann, associieren kann. Die beiden wollen in der Inselstraße Häuser auf Spekulation bauen. Das Terrain ist dort sehr billig für die schöne Lage. Mir scheint das eine prächtige Idee."

„Anna, liebes Kind, wie kannst du das thun! An Bert hunderttausend Mark geben — damit er ein Geschäft anfängt! Was hat er denn gelernt, dieser geborene Müßiggänger, der zeitlebens nur das Geld aus dem Fenster geworfen hat. Häuser in der Inselstraße! Herr des Himmels, wißt ihr denn nicht, daß jeden Winter das Grundwasser in die Häuser kommt? Meine liebe, gute Tochter, hunderttausend Mark, das ist ein Vermögen! Das ist ein Loch, was sich nicht wieder zustopfen läßt."

„Na, wenn schon," erwiderte Anna grob, „wenn du

das Geld per tausend hinauspfefferst, werfe ich mal hunderttausend hinaus."

„Ich hinauspfeffern! Du bist wahnsinnig! . . ."

„Basta! Ich bin nicht wahnsinnig! Ich weiß was ich thue. Es bleibt dabei."

Aber die Alte preßte sich Thränen aus den runzeligen Augen und bedeckte die Hände ihrer Tochter mit Küssen.

„Kind, halt das schöne Geld fest! Es ist das Beste, was du hast. Nimm wenigstens die Hälfte!"

„Keinen Pfennig weniger."

„Und wenn" — die Alte stockte, ihre Stimme sank zu einem tonlosen Flüstern — „wenn Horstmann wiederkommt? . . ."

„Dann blüht mir das Gefängnis. Ebenso gut wie dir. Aber es ist mir jetzt egal . . . Hörst du, es hilft kein Heulen. Bert bekommt hunderttausend Mark. Wenn ich ihm weniger gäbe, das sähe wie ein Geschenk aus, das wäre gemein anzunehmen. Er ist mein Liebstes auf der Welt. Um seinetwegen sitzt Gustav im Narrenhaus, um seinetwegen komme ich vielleicht ins Gefängnis — bon, ich habs gewollt. Und da sollte ich für ihn nicht mal hunderttausend Mark opfern? Wofür fault das Geld da? Wenn Gustav zurückkommt, und er kommt zurück, das weiß ich so genau, wie ich weiß, daß ich mal graue Haare bekomme, häßlich werde und sterben muß. Er kommt wieder — ach, und dann wird er Augen machen, der arme Schelm! Da thun ihm meine hunderttausend auch nicht mehr weh. Wir sitzen ja alle in seinem Schmalztopf, du und Alice und Dehwitz, der Biedermann,

und der Kutscher und die Köchin, ein ganzes Rattennest. Hier gehts nun mal wild her. So will ich auch dabei sein, zugreifen und dem Liebsten auf die Beine helfen. Was später kommt, schiert mich wenig. Adieu!"

Sie brach in ein hysterisches Lachen aus und ging hinaus, die Thür hinter sich zuschlagend.

An demselben Tag machte sie ihrem Freund das Anerbieten. Bert sträubte sich ein wenig, aber nicht mehr, als es der Anstand erforderte. Im Grund war er viel zu galant, um nein zu sagen. Anna, die dies fast gefürchtet hatte, war über seine Bereitwilligkeit zu Thränen gerührt. Sie zog seinen Kopf an ihre Brust und drückte einen mütterlichen Kuß auf seine Stirn, indem sie murmelte:

„Hoffentlich bringt das Geld dir Segen."

Bert faltete seine Hände zwischen den Knieen und sagte nach einer Weile gedankenvoll:

„Siehst du, mein Schatz, es giebt doch 'ne Art von Gerechtigkeit auf der Welt. Ich habe für die lieben Weiblein so viel Haare und Papas schönes Geld gelassen, bin jetzt gerade da angelangt, was man das niveau de rien nennt, und nun kommt so ein Engel vom Himmel, der mir wieder auf die Beine hilft. Wenn ich je was Schlechtes über die Frauen gesagt habe, nehme ich's jetzt wieder zurück. Alles in allem genommen, sind sie zehnmal besser als unsereins."

So wurde das Baugeschäft von „Holleder und Co." denn eröffnet. Bert stellte bei Schulte eine Reihe von Plänen und Skizzen aus, die vielen Beifall fanden. Eine Weile gefiel er sich in seiner neuen Rolle als der mit

Arbeit überhäufte, von großen Plänen schwangere Geschäftsmann. Anna war glücklich über seine Wandlung. Sie nannte ihn nur noch ihren „Hof- und Leibarchitekt“. Noch im Winter wurde mit dem Bau des ersten Hauses in der Inselstraße begonnen.

Früher als es Sitte war, fing Frau Horstmann an Gesellschaften zu geben. Anfangs bekam sie manche Absagen. Es gab Leute, die es skandalös fanden, daß die Frau, deren Mann im Irrenhaus saß, sich so in der Öffentlichkeit zeigte. Außerdem bestand eine Partei um Frau Oswald, die sie nicht wieder aufkommen lassen wollte. Doch Anna ließ sich nicht abschrecken. Um alles, was in Düsseldorf einen guten Namen besaß, gute Figur machte, oder in irgend einer Weise hervorragend war, in ihr Haus zu ziehen, scheute sie keine Mühe, keine Schmeichelei, keine Demütigung. Und mit der Zeit setzte sie sich durch. Zuerst kamen die jungen Leute, die Künstler und Offiziere. Nach und nach auch die ernsthaften. In mancher Winternacht strahlte heller Kerzenschein aus den Fenstern bis auf das dunkle Wasser der Landskrone. Dann blieben die Leute auf der Straße stehen und lauschten auf den Lärm und das Lachen, wie lustig es wieder in dem Hause zuging, das lange Zeit so stumm und verfallen dagelegen hatte, gleich einem verzauberten Schloß. Jetzt ging es doppelt hoch her. Alles war bei Frau Anna erlaubt, nur nicht die Langeweile, nur nicht eine trübselige Miene oder ein ernsthaftes Gespräch. Es herrschte eine ausgelassene Freiheit, die durch eine gewisse Grazie vor der Frechheit bewahrt blieb, eine Kühnheit in der Unterhaltung, die

schlüpfrig war wie das Lächeln der Frauen und nackt wie ihre tief entblößten Schultern. In keinem andern Haus gab es eine so gute Küche, in keinem wurde der Sekt so reichlich serviert, und in keinem war die Gesellschaft so lustig. Alle schienen darin einig, daß man in diesen Räumen, wo von Zeit zu Zeit peinvolle Erinnerungen gleich einem kalten Kellerhauch über die fröhlichen Mienen huschten, besonders laut und lärmend, von besonders stark aufgetragener Lustigkeit sein müsse. Aber am lautesten, lustigsten, am freiesten in der Miene wie im Gespräch war die Wirtin selbst.

Umstrahlt von den Flammen der Lustres stand sie da, zuckend vor nervöser Lebenslust, mit lachenden Augen, mit rubinroten Glanzlichtern in dem gewellten Haar, in dem ganzen Kreis die glänzendste Erscheinung. Das Feuer ihrer Augen war so brennend, so leuchtend die Farben ihres Haars, so kokett das Lächeln um die geschürzten Lippen, so herausfordernd und übermütig der Ton ihrer Stimme, daß auch die Schüchternen aus sich herauskamen, daß die Nachdenklichsten ihre Sorgen verließen, daß die Vernünftigsten von der ausgelassenen Narrheit angesteckt wurden.

Aber wenn dann die Gäste fort waren, dann kroch aus den leeren Räumen eine namenlose Angst in Anna empor. Ihr fröhliches Lächeln verschwand, ihre Blicke wurden leer, die ganze strahlende Schönheit ihres Gesichts verfiel wie ausgeglühte Funken in tote Asche. In trüber Glut kämpften die Lichter gegen das heraufdämmernde Morgengrauen. In allen Winkeln huschten schwarze Schatten. Ein fader, ekelhafter Geruch, gemischt aus

Cigarettendampf und Weinresten erfüllte die Luft. Hier lag eine zertretene Blume, dort ein verlorener Löffel auf dem Boden. Gähnend, mit übernächtigen Gesichtern, räumten die Dienstmädchen die Gläser ab und löschten die Lichter aus. Wenn sie sich dann mit müdem Gutenachtgruß in die Betten geschlichen hatten, wurde es noch grauenvoller in den dunklen Räumen, die Kälte noch fühlbarer, die Schatten noch tiefer. Aus dem Spiegel trat Anna ihr eigenes Bild entgegen, doch ganz verzerrt, das Bild einer verstörten Frau, deren Seele sich in Qualen windet. Sie war sich selbst zum Ekel, ihr Blut war erstarrt, sie fror bis auf die Knochen, sie war totmüde und wagte doch nicht zu schlafen. Sie wagte nicht hinaufzugehen und das Zimmer zu betreten, das sie so lange mit ihrem Manne geteilt hatte, worin nun ihr Bett allein stand, wo nichts mehr an seine Gegenwart erinnerte. Aber ihr war, als wenn er im Augenblick, wo sie die Thür des Schlafzimmers öffnete, unsichtbar auf sie zutreten, mit einem einzigen Hauch ihr Licht ausblasen und sie im schwarzen Dunkel würgen würde, daß sie leblos hinsank, ohne auch nur einen einzigen Seufzer ausgestoßen zu haben.

XIII.

Auf der linken Rheinseite, eine Stunde von Romannshausen, liegt in einer angenehmen Gegend zwischen welligen Wiesen und Laubwäldern fern von der Bahn und größeren Ortschaften Reichenberg, früher ein Lustschloß, jetzt die Kreisirrenanstalt.

Beinah fünfhundert Kranke führen hier ein trauriges Dasein. Die aus den besseren Ständen bewohnen den eigentlichen Schloßbau, während die Mehrzahl in den ausgebauten Seitenflügeln untergebracht ist. Die oberste Leitung der Anstalt hat der Direktor Doktor Häußer; außer ihm sind noch ein Oberarzt und zwei Assistenzärzte angestellt. Die umfangreiche Ökonomie führt ein Verwalter.

Diese paar gebildeten Menschen leben, auf einander angewiesen, in einer Welt von Verrückten. Denn die Anstalt bildet eine Welt für sich. Im Winter können oft Wochen vergehen, ohne daß ein vernünftiger Mensch sich in diese Einsamkeit verläuft. Zwar ist schon im vorigen Jahrhundert in unmittelbarer Nähe des Schlosses das Dörfchen Reichenberg entstanden. Aber die paar Bauern, die sich hier angesiedelt haben, führen ein stumpfsinniges Leben für sich, die meisten sind grau und steinalt geworden, ohne je einen Fuß hinter die hohe Schloßmauer gesetzt zu haben. Dagegen ist die kleine Wirtschaft „Zur Post und zur Krone" ganz eine Dependance der Anstalt. Den Bauern ist es in dieser Kneipe zu unheimlich, sie besuchen lieber eine auf der anderen Seite des Dorfes. Der „Post- und Kronen-Wirt" hat seine Kundschaft, und eine recht

gute Kundschaft, in den Bewohnern des Schlosses. Abends bildet sich im Herrenstübchen immer ein ganz hübscher Stammtisch, die Ärzte und die Kranken, die freien Ausgang haben, sitzen hier bei Bier oder Wein, die Gesunden einträchtig neben den Narren, den fröhlichen und den traurigen. Man führt Gespräche über die Ereignisse, die sich in dieser kleinen Welt abspielen, oder es werden Erinnerungen und durch die Zeitungen hierher gebrachte Neuigkeiten aus der eigentlichen Welt ausgetauscht. Aber diese eigentliche Welt und das wirkliche Leben liegen unendlich fern. Das, was man davon vernimmt, gleicht dem dumpfen Tosen des Eisenbahnzuges, den man nachts, wenn der Tageslärm verstummt ist, vorbeisausen hört, ohne ihn selbst sehen zu können; das, was man davon sieht, gleicht dem Anblick der im dunstigen Sonnenglanz wie in Nebeln verschwimmenden Kirchtürme, die man von der Höhe des Dorfes aus am fernen Horizont erblickt.

In einem der freundlichsten und hellsten Zimmer des Schlosses saß Horstmann. Nichts verriet in diesem Raum, daß er für den Aufenthalt eines Irrsinnigen berechnet war. Nur die hohen Fenster waren durch ein festes, aber unauffälliges Gitter verschlossen, das mit seinen gefällig geschwungenen Formen ganz zu dem Stil der Barockfassade paßte. Sie hatten den Ausblick auf eine große Freitreppe, die zum Park hinunter führte. Eine schöne, von alten Rüstern eingefaßte Allee endete bei einem Teich, auf dem eine Kranke mit ihrer Wärterin in einem Boot saß und die Schwäne fütterte.

Horstmann kehrte dem Fenster den Rücken zu. Im

sich versunken, saß er da und starrte auf ein Buch, ohne darin zu lesen. Auf dem Sofa hatte Mewes Platz genommen; die Hände über dem Bauch gefaltet, drehte er die Daumen umeinander. Er war dicker geworden in der letzten Zeit, und sein fettes, blasses Gesicht zeigte einen zufriedenen Ausdruck.

Als es an die Thür klopfte, hob der Ingenieur gleichgültig das Gesicht ein wenig auf, ohne „Herein" zu rufen. Aber der Arzt draußen schien auch keine weitere Aufforderung zu erwarten, sondern trat mit seiner gewöhnlichen fröhlichen Miene ein.

Doktor Sinzheimer war der Oberarzt der Anstalt, ein frischer, angenehmer Herr, Mitte der dreißiger. Von Natur ein unbefangener Mensch, voller Gesundheit und Lebenslust, hatte er sich durch den jahrelangen Aufenthalt in der Anstalt daran gewöhnt, unter der Oberfläche eines liebenswürdigen Wesens seine Beobachtungen zu machen. Er besaß in hervorragendem Maße die Gabe, seine Patienten aus sich herauskommen zu lassen. Selbst mißtrauische Kranke, die durch ihr abweisendes Wesen eine Unterhaltung fast unmöglich machten und ihre fixen Ideen hartnäckig verbargen, tauten bei seiner herzlichen und einnehmenden Art auf. Öfter schon waren ihm Enthüllungen gemacht worden, welche die anderen Ärzte vergebens herauszubekommen versucht hatten. Deshalb stand er in dem Ruf eines außerordentlichen Psychiaters. Aber in Wirklichkeit verdankte er diesen Ruf weniger seiner diagnostischen Begabung als seinem heiteren Naturell. Er war gewiß kein Dummkopf, aber er hielt sich für ein bißchen klüger

als er war, und nichts absorbiert so sehr einen großen Teil unseres Verstandes als übertriebene Selbstschätzung.

Als Doktor Sinzheimer eintrat, wechselte er einen schnellen Blick mit dem Wärter, der durch ein Kopfschütteln antwortete. Das sollte heißen: Nichts Neues. Darauf verließ Mewes träge gähnend das Zimmer, um sich draußen seine Pfeife anzustecken. Der Arzt reichte dem Kranken die wohlgepflegte kräftige Hand.

„Guten Tag! Wie gehts heute?“

Horstmann nickte und brachte ein müdes „Danke“ hervor. Sinzheimer fuhr fort, sich nach diesem und jenem zu erkundigen. Während er sich in einen Wortschwall verlor, musterte er zugleich den Kranken und fixierte bei sich seine Beobachtungen. Offenbar befindet er sich noch im melancholischen Stadium, dachte er. Die zusammengesunkene schlaffe Haltung, die Stirn, die noch immer in dieselben Falten gezogen ist, das müde Auge, die verschleierte Stimme, die kaum ein paar Worte herausbringt, alles spricht dafür. Und warum sitzt er mit dem Rücken gegen das Fenster? Ein Gesunder würde sich über den Sonnenschein freuen. Gegessen hat er auch fast nichts. Den famosen Spinat hat er kaum angerührt. Der Wärter wird wohl recht haben, wenn er sagt, daß der Kranke die Idee hat, vergiftet zu werden. Das alles werden wir jetzt mal herauszubekommen versuchen.

„Also im Großen und Ganzen ist Ihr Aussehen nicht schlecht. Puls ist normal, Zunge blank. . . . Sagen Sie mal, ich an Ihrer Stelle würde ein bißchen spazieren gehen. Draußen ist eine prachtvolle Luft.“

„Ich habe ja das Fenster offen."

„Ganz recht, dadurch haben Sie allerdings frische Luft. Aber Sie müssen sich unseren Park ansehen. Jetzt im Frühling ist das ein Anblick, den man anderswo nicht leicht hat. Gehen Sie doch 'n bißchen spazieren!"

„Ich habe keine Lust."

„Das ist aber komisch! Mir liegt der Frühling so in den Knochen, daß ich am liebsten alles Kurieren vergäße und im grünen Wald spazieren ginge. Wie sagt Mirza Schaffy: Im wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen und so weiter. Sehen Sie nur einmal heraus! Wie der Mai alles neu macht. Die ältesten Bäume werden wieder jung."

Aber Horstmann wandte nicht einmal den Blick um, sondern erwiderte düster:

„Nur die Menschen nicht."

„Und all diese famosen Sachen, die der Frühling mitbringt. Das frische Gemüse. Wie finden Sie eigentlich unsere Küche? Sind Sie zufrieden?"

„Vollständig."

„Warum essen Sie denn nichts? Sie müßten viel mehr essen."

„Ich bin satt."

„Diese famosen Radieschen!" fuhr der Arzt fort. „Sie gestatten doch?"

Dabei nahm er einige aus dem Bund und zerbiß sie mit schmunzelndem Behagen. Dann kostete er einen Theelöffel voll Spinat, schnitt sich ein Stückchen Fleisch ab.

„Das Kotelett scheint mir ein bißchen zäh. Ich

werde der Köchin mal aufs Dach steigen. Sie soll Ihnen nur das Beste bringen. Überhaupt, wenn Sie wegen der Küche Wünsche haben, müssen Sie es nur ja sagen. Die Hauptsache ist, daß Sie sich gut nähren."

„Ich kann doch nicht mehr essen, als ich Hunger habe."

„Sie müssen sich eben Hunger machen. Würde es Ihnen nicht besser schmecken, wenn Sie in Gesellschaft äßen? Wir haben ein paar famose Herren auf der Station, die Ihnen gewiß gefallen würden."

„Ich bin lieber allein."

„Das ist schade. Das ist wirklich schade!"

Indem der Arzt den Tisch verließ, setzte er sich gerade vor Horstmann auf eine Ruhebank und sagte, mit einem Bein baumelnd:

„Sie denken zu viel nach, Herr Ingenieur."

„Das kann wohl sein."

„Na und worüber denken Sie soviel nach? Sind es wissenschaftliche Probleme?"

Aber wie einer, der müde ist, gefragt zu werden und keine Lust zu antworten hat, zuckte Horstmann die Achseln.

„Ich denke an alles Mögliche. Privatsachen! Ich kann Ihnen das unmöglich mitteilen."

„O bitte!" erwiderte der Doktor lebhaft. „Ich wünsche das auch gar nicht zu wissen. Ich dachte nur, Sie hätten vielleicht Sorgen, und dann ist es doch immer eine Erleichterung, wenn man sich aussprechen kann."

Hierauf erwiderte der Kranke nichts. Eine Weile schwieg das Gespräch.

Der Arzt dachte vergeblich über einen neuen Anknüpfungspunkt nach.

Schließlich sagte er in einem Ton, der etwas von ernster Ermahnung an sich hatte:

„Sie sollten sich beschäftigen. Arbeit ist das beste Mittel gegen unnötige Sorgen."

Da blickte Horstmann zum ersten Mal lebhafter auf.

„Ich mich beschäftigen? Ich habe mich zwanzig Jahre meines Lebens mit Unternehmungen beschäftigt, von deren Größe Sie vielleicht keine Ahnung haben. Ich habe ein paar hundert Leute unter mir gehabt. Wenn ich was anfing, handelte es sich um Millionen. Jetzt bin ich auf dies Zimmer beschränkt. Ich kann nicht mal frei ausgehen und ... ich wills auch gar nicht. Womit sollte ich mich hier beschäftigen? Ich habe meine Gedanken, die sind mir genug."

Der Arzt hatte aufmerksam zugehört, und während er freundlich lächelnd die Worte zu bestätigen schien, dachte er bei sich: Offenbar Größenwahn. Endlich kommt etwas heraus.

„Was ist denn eigentlich ihr Hauptwerk?"

„Ich habe unter anderem die höchste Eisenbahnbrücke der Welt gebaut."

Dann fügte er hinzu, als wenn ihm diese paar Worte schon ärgerten:

„Übrigens lesen Sie es doch in meiner sogenannten Krankengeschichte nach!"

„Ich habs schon gelesen," erwiderte der Arzt, obgleich davon in der Krankengeschichte nichts stand. „Aber sagen Sie mal, halten Sie sich eigentlich für krank?"

„Ich bin krank," erwiderte Horstmann düster. „Aber glauben Sie nur nicht, daß Sie mich kurieren können."

„Wenn Sie nicht sagen, woran Sie leiden, allerdings nicht."

„Auch wenn ichs Ihnen sagte. Wenn mir körperlich etwas fehlte, würde ich Sie vielleicht um Rat fragen. Aber wie komme ich dazu, Ihnen mein seelisches Leiden mitzuteilen?"

„In meiner Eigenschaft als Arzt."

„Als Arzt! Was heißt das? Sie haben den Blutumlauf studiert, Sie wissen, wie der Magen aussieht, Sie können mir sagen, ob ich Fieber habe, ob ich an schlechter Verdauung leide. Aber können Sie mir deshalb in einer rein menschlichen Angelegenheit raten?"

Nicht übel gedacht! Aber doch ganz die Reflexion eines Kranken, sagte der Arzt bei sich. Dann erwiderte er:

„Es giebt auch Ärzte für die Seele — Psychiater. Und als solcher erlaubte ich mir die Frage."

„Unter Psychiatern verstehen Sie die, welche die Krankheiten der Seele oder des Geistes studiert haben. Nicht wahr?"

„Ganz recht."

„Also halten Sie mich für geisteskrank?"

Einen Augenblick schwieg der Arzt. Dann sagte er fest:

„Allerdings, ich halte Sie für geisteskrank."

Horstmann lächelte:

„Ich bin geistig ebenso gesund wie Sie. Nur . . . ich bin krank an wirklichen Verhältnissen. Ich bin unglücklich, weil ich Grund dazu habe. Das ist meine sogenannte Krankheit."

„Und worin besteht Ihr Unglück?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich bin unglücklich und habe Grund dazu."

„Sie bilden sich den Grund nur ein. Und diese Einbildungen, die Sie quälen, sind Ihre wahre Krankheit."

Horstmann sah den Arzt mit stillem Hohn an und sagte:

„Sie wissen es! Sind das gescheite Leute, die Irrenärzte, die hören das Gras wachsen."

Doktor Sinzheimer drang nicht weiter in den Kranken, sondern ging scheinbar leichtfertig zu einem anderen Thema über:

„Es ist ein Brief von Ihrer Frau Gemahlin gekommen. Wollen Sie den nicht lesen?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Ich mag nicht. Übrigens ist er auch nicht von meiner Frau."

„Pardon, der Brief ist von Ihrer Frau Gemahlin eigenhändig geschrieben und an Sie gerichtet."

„Eigenhändig gewiß," entgegnete Horstmann. „Aber nicht von ihrem eigenen Geist. Es hat sich jemand anders meiner Frau bemächtigt."

„Was wollen Sie damit sagen? Halten Sie Ihre Frau Gemahlin für krank?"

„Die ist auch krank! Schwerer krank als ich. Die leidet an den bösen Menschen, die sich ihrer bemächtigt haben. Ich habe auch darunter gelitten. Mich haben sie nur gequält, aber meiner Frau haben sie die bessere Einsicht genommen."

„Wer sind denn die Menschen?“

Horstmann machte eine ungeduldige Bewegung.

„Fragen Sie nicht so viel! Weiß der Himmel, ein Arzt kann mehr fragen, als ein Dutzend Narren beantworten können. Leben Sie wohl! Kommen Sie heut noch mal wieder?“

Er reichte dem Arzt die Hand. Dieser folgte der Aufforderung und verließ das Zimmer. Nachdem er draußen noch einige Worte mit dem Wärter gewechselt hatte, besuchte er einen anderen Patienten. Von Horstmann nahm er das Bewußtsein mit, daß dieser ein unheilbarer Verrückter sei, in melancholischem Zustand, der momentan wenigstens nicht gefährlich war.

Nachdem der Arzt hinausgegangen war, kam Mewes wieder herein und räumte den Tisch ab. Dann klingelte er, worauf ein Mädchen kam, welches das Geschirr hinaustrug.

Horstmann hatte wieder sein Buch vorgenommen. Er las langsam und sorgfältig, wie ein Mensch, der an Lektüre nicht gewöhnt ist, indem er jedes Wort für sich und im Zusammenhang mit den anderen würdigte.

Draußen schmetterte ein Buchfink seinen stürmischen Lockruf heraus, während von einem entfernten Baum das Weibchen in schüchternen Tönen antwortete. Im offenen Fenster tanzte ein Mückenschwarm. Eine Fliege war auf ihrem Flug ins Zimmer hineingeschossen und kreiste summend unter der Decke. Plötzlich ließ sie sich auf Horstmanns Buch nieder. Er scheuchte sie unmutig mit dem Taschentuch fort. Aber im nächsten Augenblick war sie wieder da. Bald flog sie gegen sein Gesicht, bald spürte er sie auf seinem Hals. Er wurde schließlich nervös, und als sie

wieder auf dem Buch saß, schlug er sie mit der Hand tot. Ein kleiner blutiger Fleck bezeichnete am Rande die Stelle, wo ihr zerquetschter Körper gesessen hatte. . . Da schlug Horstmann das Buch zu und stieß einen tiefen Seufzer aus. Sein Kopf sank wie von einer unerträglichen Last niedergedrückt auf seine Brust, und mit erloschenen Augen starrte er in seinen Schoß.

So hatte er mit dieser verfluchten Hand sein Weib niedergeschlagen! Er mußte immer und immer wieder daran denken. Jedes kleine Ereignis beschwor die Erinnerung herauf. Es war, als wenn die schweren Faustschläge, mit denen er sie niedergestreckt, ihn selbst getroffen hätten. Er befand sich seitdem in einem Zustand so schwerer Melancholie, daß er alles nur mit halbem Bewußtsein wahrnahm und ausführte. Nur eins war lebendig und wach: die Erinnerung an seine fürchterliche That. Die Spritzer Blut, die ihrem Gesicht entströmt waren, waren für ihn zu der breiten, rauchenden Blutlache geworden, die den Mörder umdampft, und deren nie zu tilgender Geruch ihm den Atem und den Schlaf seiner Nächte nimmt.

Er hatte sein Weib geschlagen! Diese Hände, die ihm zum ersten Mal in seinem Leben so gräßlich plump und breit erschienen waren, als sie ihre weißen, zarten, ringgeschmückten Hände darein legte, hatte er gegen sein Weib erhoben. Er hatte ihre geliebten Züge entstellt. Ihre Schönheit, die er so anbetete, hatte er geschändet. Er, der rohe, brutale Mann. Vor Jahren, noch als Arbeiter, hatte er einmal gesehen, wie ein Junge einem kleinen Vogel bei lebendigem Leibe den Kopf abriß. Und diesen furcht-

baren Schreck, diesen ganz körperlichen Schmerz, den er damals im ersten Augenblick noch viel stärker als die Empörung empfunden hatte, empfand er immer wieder, wenn er an Anna dachte. Er schauderte vor sich selbst, vor diesem wilden Tier, das in ihm steckte, und das ihn so unmenschliche Handlungen begehen ließ.

Ebenso wie er früher blutrot gesehen hatte, sah er jetzt schwarz. Er empfand nur noch seine eigene Schuld. Seine Eifersucht, seine Wut auf Holleder hatte er vergessen, Er glaubte jetzt, daß Annas Untreue nur in seiner Einbildung bestanden habe. Und wenn die alten Zweifel doch wieder aufstiegen in ihm, so redete er sie sich aus, mit einer Art wütender Freude, um die Furchtbarkeit seiner Unthat desto stärker zu empfinden.

Immer wieder trat vor sein Auge das Bild, wie Anna von seinem Schlag getroffen, gegen die Säule, die ihre eigene Büste trug, taumelte und dann mit einem Aufschrei zu Boden fiel. Und dann — das war das Schrecklichste, das was er nicht begriff — dann hatte er sich über sie gestürzt, ihr das Kleid von der Schulter gerissen und sie geschlagen, bis die zerrissenen Hemdfetzen rot mit Blut getränkt waren. Er hörte noch ihr dumpfes Röcheln. Er erinnerte sich noch ganz genau, daß dieses Röcheln seine Wut gesteigert hatte, er hatte so lange zuschlagen wollen, bis sie keinen Laut mehr von sich gab, bis sie tot war.

Alles, was jetzt mit ihm geschah, daß er hier unter Verrückten eingesperrt war, that ihm wohl. Das alles war nur eine schwache Vergeltung im Vergleich zu der Strafe, die er verdient hatte.

Als er noch in Grafenberg war, hatte man ihm gesagt, daß seine Frau an schwerem Siechtum darniederläge. Später hatte er gehört, es ginge ihr besser. Er glaubte das und glaubte es nicht. Er konnte sie sich nicht anders vorstellen, als in einem Krankenstuhl liegend, das von Narben entstellte, blasse, in aller Häßlichkeit noch schöne Gesicht anklägerisch gegen ihn erhoben. Dasselbe Siechtum, woran er litt, gab er ihr. So wie er in dieser trostlosen Niedergeschlagenheit hinbrütete, unfähig sich zu erheben, unfähig, einen anderen Gedanken zu fassen, als diese grausamen Selbstzerfleischungen, so schien auch sie ihm hinzusiechen, während alle Lebensfreude in ihr erloschen war, zu einem langsamen Sterben verdammt.

Und nicht bloß wegen seiner letzten That, wegen der ganzen Vergangenheit machte er sich Vorwürfe. Als sie ihm die Hand reichte, hatte er ihr eine heitere Zukunft, ein glänzendes Leben versprochen. Ein Zeitlang hatte er sein Versprechen gehalten. Aber dann, als ihn das Glück verließ, hatte er sie mit in sein Unglück hineingezogen. Weil er griesgrämig war, sollte sie es auch sein. Weil er die Menschen haßte, sollte auch sie die Menschen hassen. Aber ihr, was hatten ihr die Menschen gethan? Wie konnte sie, in ihrer lachenden, erwartungsvollen Jugend den tiefen Schmerz dessen ermessen, der am Ende seines Lebens angekommen, die bittere Enttäuschung erfährt, von der ein alter Mann sich nicht wieder erholen kann? Er hatte sie für mitleidlos und egoistisch gehalten, aber im Grunde war sie nur jung und biegsam und voller Lebenskraft gewesen. Weil er flügellahm war, hatte er auch ihr die

Schwingen gebrochen. Er hatte ihre Jugend zerstört und ihr ganzes Lebensglück vernichtet. Auf ihm lag die ganze Schuld.

Jetzt wo er in diesen Stunden einsamen Grübelns über ihr gemeinsames Leben nachdachte, begann ihm aufzudämmern, worin der tiefe eigentliche Grund ihres gemeinsamen Unglücks lag. Er war alt, und sie war jung. Er war der rauhe Arbeiter, der hart geworden war unter einem Leben von Mühsal und Plagen, und sie war das leichte Geschöpf des Luxus, zur Freude und zum Gefallen geschaffen.

Manchmal stieg ihm der Wunsch und die leichte Hoffnung auf, noch einmal das Leben mit ihr zu beginnen. Dann wollte er bescheiden, wie der Zuschauer, der zum Tanz zu alt ist, an ihrem Glück, an ihren Erfolgen sich freuen. Aber er sagte sich, daß es auch dazu zu spät sei, er hatte sich selbst diesen letzten Rest des Glückes zertrümmert. Ihm blieb nichts übrig, als sein verfehltes Leben zu verfluchen und einsam zu sterben.

Es kamen freilich auch Augenblicke, wo er die Dinge in einem andern Licht sah. Dann dachte er an Annas Mutter, an ihre Schwester, an Dehwitz, an Holleber. Ihnen hatte er den alten Groll bewahrt. Er war davon überzeugt, daß sie die eigentlichen Ursachen seines Unglücks waren. In den Augen seiner Verwandten war er der Fremde gewesen, der außerhalb des Familienkreises stand, der nur gut dazu war, um betrogen und ausgeplündert zu werden. Und nicht zufrieden damit, daß sie ihn um Geld betrogen, hatten sie ihm auch seine Frau gestohlen. Sie hatten sich zwischen ihn und sie gestellt. Sie hatten sie mit ihren

Einflüsterungen aufgehetzt und verdorben, daß Anna allmählich nicht sie selbst, sondern eine ganz andere war, ein Geschöpf dieser schlechten Menschen. So hatte ihr eigener Mann sie nicht mehr verstanden, und sie nicht mehr ihn. Eine Atmosphäre von Lüge und Haß war von ihr ausgegangen. Und gegen diese verdorbene Kreatur, die nicht mehr sie selbst war, hatte er die Hand erhoben. Indem er Anna niederschlug, hatte er nur die Gemeinheit der andern treffen wollen.

Aber dies Raisonnement, das sein grübelnder Verstand ersann, konnte ihn nicht trösten, es konnte ihn über die eine Erinnerung nicht wegbringen. Was er sich auch vorredete, auf wen er auch die Schuld zu wälzen suchte, immer wieder rollte die schwere Last auf ihn zurück.

Er war an seine düsteren, ewig gleichen Gedanken wie an Ketten gefesselt, und wenn nach langem Grübeln die Dämmerung anbrach und er sich noch immer dasitzen sah, die breiten Hände unbeweglich im Schoß, dann stieg ihm die Erinnerung an seinen Vater auf, der im Zuchthaus gestorben war, weil er einen Menschen umgebracht hatte. Sein eigenes Schicksal war nicht besser.

Jeden Tag, ungefähr dieselbe Stunde, bekam Horstmann Besuch von Doktor Sinzheimer. Er behandelte den Arzt, wie man einen lästigen Menschen behandelt, dessen Gegenwart man wohl oder übel eine Zeitlang ertragen muß. Er durchschaute ihn, er wußte, daß sein liebenswürdiges Wesen etwas anderes verbarg, daß seine harmlosen Fragen immer doppelsinnig waren. Manchmal weidete er sich an seiner Neugierde und gab ihm Rätsel zu knacken,

manchmal fuhr er ihn grob an, je nachdem er aufgelegt war. Ihm war dieser Mensch mit dem stets heiteren Gesicht, der tadellos weißen Wäsche, den gesunden, roten Bäckchen im Grunde unsympathisch. Er erinnerte ihn zu sehr an all die Leute, die in glücklichen Zeiten an seiner Tafel geschmaust und seiner Frau den Hof gemacht hatten. Ihm sagte sein argwöhnischer und durch das Leiden verfeinerter Instinkt, daß dieser Mann, mochte er auch noch so gut in seiner Wissenschaft beschlagen sein, doch allem Menschlichen fremd gegenüber stand. Er war vielleicht ein kundiger Psychiater, ein Seelenkundiger war er nicht. Oft verriet Horstmann, gegen seinen Willen, durch ein unüberlegtes Wort sein inneres Leiden. Aber diese halben Offenbarungen, die ein teilnehmender Freund vielleicht erfaßt hätte, entgingen dem Arzt. Ihm kam es nur darauf an, Spuren von Horstmanns Irrsinn zu entdecken.

Daß der Ingenieur geisteskrank sei, daran zweifelte er keinen Augenblick. Das ging aus seinem früheren Leben hervor, wie es in den Akten stand. Diese Akten stammten von der Hand des Geheimrat Zimmer. Wie alle schwachen Menschen hatte der Geheimrat seine frühere Lauheit gut zu machen versucht und im ersten Übereifer ein möglichst düsteres Bild von dem Ingenieur entworfen. Der ganze Klatsch, der in Düsseldorf von ihm umlief, den seine Verwandten und Mewes über ihn verbreitet hatten, war darin gewissenhaft niedergelegt. Es fehlte weder das Moment schwerer erblicher Belastung von seiten eines trunksüchtigen Vaters, noch die Erwähnung des Jahre zurückliegenden ersten Ausbruchs der Krankheit in Nizza. Der Bericht

schnitt jede Hoffnung auf Besserung ab und hob um so mehr die Gemeingefährlichkeit des Kranken hervor.

Auf diese Weise voreingenommen, legte der Arzt Horstmanns Worten nie eine Bedeutung an sich, sondern nur eine symptomatische Bedeutung bei. Seine Meinung über ihn stand bald fest, er hielt ihn für einen auf Grund krankhafter Selbstüberschätzung von Verfolgungswahn Befangenen. Daß der Ingenieur noch gewisse fixe Ideen hinterm Berge hielt, davon war er überzeugt. Daß er dies so hartnäckig und lange that, wunderte ihn nicht. Manche Kranke verbargen ihre wahre Natur monatelang, oft bedurfte es einer ganz besondern Gelegenheit, um sie aus sich heraustreten zu lassen.

Eines Nachmittags als Doktor Sinzheimer wiederkam, sagte er zu Horstmann, daß der Amtsrichter aus Andernach ihn in einer richterlichen Angelegenheit zu sprechen wünsche.

„Der Besuch geniert Sie doch nicht?"

„Nein. Nur soll er die Sache kurz machen."

Darauf kam der Amtsrichter herein, ein untersetzter, aufgeschwemmter Herr von linkischem Wesen, kurz an Atem, kurz an Ideen.

Doktor Sinzheimer besorgte in seiner chevaleresken Weise die Vorstellung:

„Herr Amtsrichter Deckers, Herr Horstmann ... Der Herr Amtsrichter bleibt gleich zum Kegelabend hier. Haben Sie nicht auch Lust, Herr Ingenieur? Sie sollten sich wirklich einmal unsere Kegelbahn ansehen."

„Später vielleicht," entgegnete Horstmann abweisend.

Unterdes hatte der Amtsrichter Hut und Stock auf

den Tisch gelegt und sein blaues Aktenheft ausgebreitet. Nachdem er sich den Schweiß von der Stirn gewischt hatte, sah er den Kranken neugierig und ängstlich an. Ihm war nichts so fatal wie diese von Zeit zu Zeit notwendigen Besuche in der Anstalt. Schon öfter hatte er von einem Kranken, den er verhörte, schleuniger Reißaus nehmen müssen, als er es mit seiner Würde als Beamter und Familienvater für vereinbar hielt. Einmal hatte ihn ein Tobsüchtiger mitten ins Gesicht gespuckt, ein anderes Mal hatte eine morphiumsüchtige Dame ihm die Uhrkette von der Weste gerissen, und wenn nicht der Arzt schleunigst dazwischen gesprungen wäre, hätte die goldene Uhr zerschmettert auf dem Boden gelegen. Selten verliefen diese Besuche ohne unliebsame Zwischenfälle, gröbliche Schimpfworte waren das mindeste, was er einstecken mußte. Er atmete jedesmal auf, wenn er mit heiler Haut wieder draußen war, und Frau und Kinder empfingen ihn nach solchen Expeditionen immer wie einen aus der Schlacht heimgekehrten Soldaten.

Mit einem Lächeln, das um Wohlwollen zu bitten schien, hatte der Amtsrichter die ersten Fragen gestellt. Horstmann antwortete kurz und gleichgültig. Dann wurde das Lächeln des Fragers noch freundlicher, und die Stimme bekam einen unsicheren Klang.

„Nicht wahr, Sie sind krank. Das werden Sie doch zugeben?"

„Gewiß. Sonst wäre ich ja nicht hier."

Der Amtsrichter schrieb eifrig und steckte seine Nase tiefer ins Papier:

„Da Sie krank sind, ist es Ihnen auch wohl nur

angenehm, wenn das Gericht Ihnen einen Vormund einsetzt."

„Was?" fragte Horstmann erstaunt.

„Sie werden doch gewiß diese segensreiche Einrichtung kennen. Wenn jemand krank ist, wird ihm ein Vormund eingesetzt, der seine Angelegenheiten führt. Das ist eine wahre Wohlthat für den Kranken."

Horstmann hatte die Stirn gerunzelt und erwiderte finster:

„Wenn das der Zweck Ihres Besuchs ist, so klappen Sie Ihre Schreiberei nur zu. Ich kann meine Angelegenheiten selbst besorgen."

„So lange Sie hier sind, hat das doch seine Schwierigkeiten. Und für Ihre Nerven wäre es auch nicht gut. Nicht wahr?"

Dabei sah der Amtsrichter unsicher den Arzt an. Dieser nickte.

„Freilich, Herr Horstmann, lassen Sies gut sein. Es geschieht nur zu Ihrem eigenen Besten."

„Was für ein Blödsinn!" sagte der Ingenieur erregt. „Wenn ich das Bein gebrochen hätte und im Krankenhaus läge, müßte ich auch die Geschäfte liegen lassen. Aber es käme doch keiner auf die Idee, mich zu entmündigen."

„Es geschieht wahrhaftig nur in Ihrem Interesse," sagte der Amtsrichter. „Sie haben Ihr Wohnhaus in Düsseldorf bei weitem unter seinem reellen Wert verkauft. Dabei sind Sie — Sie nehmen mir das nicht übel — ein bißchen übers Ohr gehauen worden. Ihre Familie wünscht nun diesen Verkauf rückgängig gemacht zu sehen. Das ist aber nur mög-

lich, wenn nachgewiesen wird, daß Sie zu der fraglichen Zeit nicht mehr im Besitz Ihrer normalen Geisteskräfte waren. Sie nehmen mir das nicht übel, aber . . ."

Horstmann war aufgesprungen.

„Auf wessen Antrag geschieht die Entmündigung?"

„Auf den Antrag Ihrer Ehefrau."

„Und wer soll mein Vormund werden?"

„Der Hauptmann a. D. von Dehwitz."

Die Antwort versetzte den Ingenieur in eine furchtbare Aufregung. Das Blut stieg ihm ins Gesicht, nach Atem ringend, stieß er abgerissene Worte aus. Er lief im Zimmer auf und ab, während der Arzt ihn mit kühlem Interesse beobachtete. Plötzlich schlug er auf den Tisch.

„Sagen Sie meiner Frau, daß das Haus verkauft wird, daß wir von Düsseldorf fortziehn. Kein Mensch hat da hereinzureden. Sagen Sie ihr, daß das Vermögen mir gehört. Ich habe es verdient bis auf den letzten Pfennig. Ihr gehört nicht ein Stück Möbel im Haus. Ich kann mein Geld ausgeben, wie ich will. Ich kanns zum Fenster hinauswerfen, wenns mir paßt, das geht niemanden was an. Die Kanaillen, die Gaunerbande! Wissen Sie, wer meine Frau beredet hat, mich zu entmündigen? Ihre Verwandten! Ihre Mutter, ihre Schwester, ihr Schwager! Das sind die größten Halunken von ganz Düsseldorf, die haben es nur auf mein Geld abgesehen. Gehen Sie hin und sagen Sie ihnen, daß sie sich nicht unterstehen, einen Pfennig anzurühren. Ich käme wieder, und dann wird abgerechnet."

„Man will Ihr Vermögen nur zusammenhalten. Das müßten Sie doch einsehn," warf der Amtsrichter ein.

Aber der Ingenieur hatte alle Besinnung verloren. Dieser eigenwillige Mensch, der sein Lebelang gewohnt gewesen war, daß man ihm gehorchte, schäumte über vor Wut, als man seine Selbständigkeit antastete. An dem Tage, wo man ihn überwältigt und gebunden hatte wie ein wildes Tier, hatte er sich der Übermacht ergeben müssen. Aber er hatte an den Stricken gezerrt, und wenn es ihm gelungen wäre, sich frei zu machen, so hätte er die umgebracht, die sich ihm entgegen gestellt hätten. Man hatte ihn betäuben müssen, um ihn zur Ruhe zu bringen. Erst am nächsten Tage war als Reaktion die gänzliche Stumpfheit eingetreten, die ihn zu einem willenlosen Menschen machte.

Jetzt suchte man ihn zum zweiten Mal, moralisch, zu knebeln. Man wollte ihn unselbständig machen wie ein Kind. Die Leute, die er am meisten haßte, denen er am meisten mißtraute, wollten ihm das nehmen, was doch ganz allein ihm gehörte. Er stand wie vor etwas Ungeheuerlichem. Er konnte keine Worte finden, um den beiden Leuten, die ihm verständnislos zuhörten, begreiflich zu machen, welch ein Verbrechen hier an ihm begangen werden sollte.

Der Amtsrichter erwiderte nichts. Aber der Arzt machte hin und wieder eine Entgegnung, einen gleichgültigen Gemeinplatz, den er in geringschätzigem und überlegenem Ton dem Kranken hinwarf. Er schien es darauf abgesehen zu haben, seine Wut noch mehr zu reizen.

Horstmann klingelte. Als der Wärter kam, schrie er ihm zu:

„Der Direktor soll sofort kommen."

Mewes sah den Arzt an, der auf seine stumme Frage lächelnd erwiderte:

„Sagen Sie dem Herrn Direktor, ich ließe ihn bitten, wenn er Zeit hat, sich einen Augenblick her zu bemühen."

Horstmann ging wild hin und her. Die düstere Schwermut, die so lange auf ihm gelastet hatte, war zerrissen, wie der Rauch, wenn plötzlich die Feuersäule durchbricht. Jetzt dachte er nur an die ihm damals angethane Schmach. Und es wurde ihm immer klarer, daß alles ein von langer Hand angelegtes Komplott war. Man hatte ihn schuldig gemacht, um sich seiner entledigen zu können. Seine Feinde hatten ihm das Schandmal der Verrücktheit aufgedrückt, um freie Hand zu haben. Nun saßen sie in seinem Haus. Nun hatten sie erreicht, was sie wollten. Sie triumphierten. Sein Hab und Gut war ihnen preisgegeben, er hatte nichts mehr, er war hier eingesperrt, aller Mannesrechte beraubt wie ein Kind. Sie saßen in Sicherheit, praßten, vergeudeten sein Geld und verhöhnten ihn, und er konnte nichts machen. Er war hülflos — gebunden durch das Machtwort dieses wildfremden, mit blödem Gesicht auf seinem Stuhl hockenden Menschen ... Ein einziges Verlangen schrie in seinem Innern: unter die Verbrecherbande zu treten, einen Augenblick lang sich an ihren angstbleichen Gesichtern zu weiden und sie dann nieder zu schlagen, wie man ekelhafte, widerliche Tiere niederschlägt.

Direktor Häußer trat ein, ein Mann wenig älter als Horstmann, dessen Gesicht ein fast dreißigjähriger Aufent-

halt in diesem Hause durchfurcht und pergamenten gemacht hatte. Sein Ohr hatte sich abgestumpft gegen die Schreie der Verzweiflung, sein Auge sich an den Anblick der Qualen gewöhnt. Eine unabänderliche müde Melancholie erfüllte diesen Mann, dem nur das starke Pflichtbewußtsein die Kraft gab, jeden Tag von neuem die ihm verhaßten Stätten zu betreten.

Er begrüßte den Amtsrichter und fragte dann in seinem stets schleppenden Ton, was hier los sei? Während Horstmann auf ihn einredete, betrachtete er, von Zeit zu Zeit müde die Lider fallen lassend, dessen rotgeschwollenes Gesicht, die blutunterlaufenen Augen, die bebenden Lippen, die kaum die Worte bilden konnten. Horstmann verlangte mit immer neuen Gründen, mit Bitten, Drohungen, Beschimpfungen ein Einziges: er wollte fort.

Schließlich unterbrach ihn der Direktor:

„Sie sind sehr aufgeregt."

„Ich will fort!" schrie der Ingenieur.

„Vor allen Dingen müssen Sie ruhiger werden."

„Dann lassen Sie mich hinaus!"

„Sie werden doch selbst nicht glauben, daß ich Sie in dieser Stimmung gehen lassen kann."

„Aber ich will! Ich bin hier doch in keiner Räuberhöhle."

„Bedenken Sie nur mal, was Sie für Unheil angerichtet haben, ehe Sie hierher kamen. Sie haben sich ja an Ihrer Frau vergriffen. Können Sie sich darauf nicht mehr besinnen?"

„Lassen Sie mich hinaus!" wiederholte Horstmann noch drohender.

„Nehmen Sie erst mal Vernunft an!“ sagte der Arzt gutmütig.

Wie von einem Peitschenhieb getroffen, stürzte der Kranke auf ihn los und keuchte:

„Nehmen Sie selbst Vernunft an! Was unterstehen Sie sich? Sie Esel!“

In einem Paroxysmus der Wut schlug er die Fäuste zusammen. Trotz seiner drohenden Haltung verzog der Direktor keine Miene, sondern sagte zum Oberarzt:

„Lassen Sie ihm eine kalte Einwickelung machen. Mit dem ist ja nichts anzufangen.“

Diese Nichtachtung raubte dem Kranken den letzten Rest seiner Besinnung. Er schrie die drei an, sie seien bezahlte Helfershelfer, sie seien ebensolche Verbrecher wie die in Düsseldorf. Er stürzte auf die Thür los, um hinaus zu eilen. Der Oberarzt stellte sich ihm entgegen. Der Direktor drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel. Als Horstmann sah, daß er gefangen war, ergriff er vom Tisch den Spazierstock des Amtsrichters. Dieser versuchte mit einer erschrockenen Bewegung ihm den Stock zu entreißen, aber im selben Augenblick hatte er ein paar so wuchtige Hiebe über den Rücken bekommen, daß er wie ein Frosch von seinem Stuhl sprang und laut aufschrie. Im selben Augenblick kamen zwei Wärter herbei geeilt, mit deren Hülfe die beiden Ärzte den Kranken überwältigten. Er wurde in eine der leeren Tobzellen gebracht, die sich im Souterrain des Hauses befanden.

Es war eine niedrige Zelle mit gewölbter Decke und steinernen Wänden, deren graue Tünche an vielen Stellen

abgebröckelt war. Der Boden war mit Fliesen bedeckt. Durch das Fenster aus daumendickem Flaschenglas fiel ein schwaches, grünes Dämmerlicht, das den Eindruck des Kellerhaften noch verstärkte. In dem Raum befand sich weder Stuhl, noch Bett, noch Tisch, noch irgendetwas. Nur in der Ecke lag ein Bund Stroh ausgebreitet. Hier hockte Horstmann zusammengekauert, mit scheuen Augen vor sich hinstarrend wie ein Tier, das aus seiner Wildnis aufgegriffen ist und sich in dem Käfig nicht zurecht findet. Eine lange Weile nahm ihm das, was geschehen war, jede Besinnung. Sein Herz hatte mit solcher Übermacht geschlagen, daß es nun, gänzlich ermattet, kaum noch die Blutwellen treiben konnte. Von draußen wurde plötzlich die Thür schnell ein wenig geöffnet, und durch die Spalte flog eine Matratze herein. Horstmann sprang auf und pochte mit den Fäusten gegen die schon wieder geschlossene Thür, indem er schrie:

„Aufmachen! Himmeldonnerwetter, aufmachen!“

„Ruhe da!“ schrie eine Stimme von draußen.

„Gottverfluchter Hund, mach auf!“ brüllte Horstmann. „Ich trete dir den Bauch ein, du Vieh!“

Aber alles war still, niemand antwortete auf seine Drohung.

Da lehnte er sich an die Mauer uud suchte seine Gedanken zu sammeln.

Also was ist los? Wie bin ich hierher gekommen? Ich war in meinem Zimmer, als dieser schmierige Kerl kam und sagte, ich sollte entmündigt werden. Was? Was? Ist das möglich? Man will mir mein Geld nehmen, das

ich ganz allein verdient habe. Ich soll darüber nicht mehr bestimmen dürfen? Jetzt wo ich alt bin, will man mich zum Kind machen. Sind die Leute verrückt? Aber ich weiß, wer dahinter steckt. Annas Mutter, diese Hexe, diese Bestie, die sich in mein Haus geschlichen hat mit ihrer Jammermiene, als wenn sie am verrecken läge. Aber anstatt ihr Versprechen zu halten und zu verrecken, hat sie gegen mich intriguiert, mich gequält, mir meine Frau abspenstig gemacht. Von dem Augenblick an habe ich keine ruhige Minute mehr gehabt. Nun stiehlt sie mir mein Geld! Alle sitzen sie in meinem Haus und mästen sich auf meine Kosten. Ich habe dreißig Jahre gearbeitet, damit sie mein Geld verprassen . . . Herrgott, ich muß heraus, ich darf das nicht leiden, ich muß mich rächen an dem Gesindel, ich will sie alle totschlagen, dieses Ungeziefer!

In sinnlosem Zorn hämmerte er mit seinen Fäusten gegen die massive, eichene Thür. Als das nichts nützte, stieß er mit seinem Rücken dagegen. Die Thür wackelte in ihren Angeln, aber sie hielt noch. Nun schöpfte er Atem und dachte an die Gewaltthaten, die er früher verübt hatte, wie er, wenn kein anderes Mittel mehr half, blind seiner Wut freien Lauf gelassen und wie ein Stier alles niedergerannt hatte. Er ging bis an die Wand zurück und lief Sturm. Es gab ein donnerndes Krachen, seine Knochen wackelten, und sein Schädel dröhnte von der furchtbaren Erschütterung. Aber die Mühe war umsonst, die Thür, die auf dergleichen Kraftproben eingerichtet war, hielt seinen Anstrengungen stand.

Er war atemlos und halb betäubt. Doch sein Zorn

war noch nicht verraucht. Während er sich nach einem andern Mittel, um herauszukommen umsah, war plötzlich eine Erinnerung an frühere Zeiten in ihm erwacht. Wenn er morgens auf die Arbeitsstätte trat, wo die Leute versammelt waren, um ihr Tagewerk anzutreten, hatten bei seinem Anblick alle ihre Hüte gezogen. Fast im selben Augenblick waren ein paar hundert Köpfe entblößt, um ihn zu begrüßen.

Und ich bin so herunter gekommen, daß ich mich hier einsperren lasse und nicht mal heraus kann!? Was, mich wagt man einzusperren, in dies stinkige Kellerloch! Mich!? Aber wir wollen schon mal sehen! . . . Wir wollen schon mal sehen! . . . Und dabei hämmerte er auf die dicke Glasscheibe, indem er fortwährend immer schneller auf eine Stelle des Randes schlug, um die Verkittung zu lösen. Seine Hand riß auf, das Blut rann warm in seinen Ärmel. Er schlug immer toller zu. Er hatte das unbezwingliche Bedürfnis zu toben, sich weh zu thun, als wenn das seine inneren Schmerzen gelindert hätte. Plötzlich aber ließ er ab. „Wir wollen schon mal sehen!“ schrie er und rannte aus aller Kraft mit der Breitseite seines Körpers gegen die Thür. Er prallte zurück und brach bewußtlos zusammen.

Aber schon nach wenigen Minuten fuhr er in die Höhe, durch ein gellendes Lachen, das ganz aus der Nähe in seine Ohren klang. Es war jetzt fast schwarz in der Zelle, nur durch das Glas brach ein dunkelgrüner Schimmer. Die Töne aus der Nebenzelle waren schaurig und krampfhaft und hatten nichts Natürliches mehr an sich. Es war, als

wenn ein Mensch im wahrsten Sinne des Wortes bersten wollte vor Lachen. Wo bin ich hingekommen? dachte Horstmann, sich mühsam zusammenraffend. Ich sitze hier unter Verrückten und bin wohl selbst verrückt, daß ich diese Stimme höre. Herrgott, laß mich nicht verrückt werden! Bring diese Stimme zum Schweigen!

Er hielt sich die Ohren zu. Es war ihm ein fürchterlicher Gedanke, daß er diese gellenden Töne, die sein Ohr zerrissen, die ganze Nacht hören sollte, diese Nacht, die schwarz und endlos vor ihm lag, als wenn nie wieder ein Morgen graute.

Wie lange mag ich gelegen haben? Ein paar Stunden gewiß. Und kein Mensch, der mich heraus holt. Es muß doch Mitternacht sein. Wo ist denn meine Uhr? Was? Wo sitzt sie? Habe ich sie nicht abgegeben? Was ist denn das? Ich blute ja. Meine ganze Weste ist feucht. Wenn ich doch nur ein Streichholz hätte. In diesem verfluchten Dunkel kann man ja nichts sehn. Was? Das sind meine Finger. Das ist mein Rock. Wie sieht denn mein Rock aus? Grau? . . . Was, grau? Ich weiß nicht mehr. Warum sieht man denn nichts?

Er kroch durch das raschelnde Stroh und betastete seinen Kopf, seinen Körper. Er erschrak vor sich, indem er sich selbst zum Phantom wurde, von dem er die Vorstellung verloren hatte.

Jetzt dachte er, daß er doch wohl verrückt wäre. Was er da hörte und fühlte, die kalten Steine, das Stroh, das tröpfelnde Blut, die gräßliche Stimme, alles beruhte auf Hallucinationen. Um sich zur Vernunft zu bringen, sagte

er laut: „Zwei mal zwei ist vier . . . vier! Ich bin Gustav Horstmann. Ich wohne in Düsseldorf. Ich bin nicht verrückt. Aber ich bin eingesperrt unter Verrückten . . .“ Vielleicht bin ich doch verrückt. Wer sagt mir, daß ich nicht verrückt bin? Die Ärzte sagen, ich wäre verrückt.

Nun stöhnte er laut vor Verzweiflung. Er zerrte das Stroh auseinander, betastete die Wände, das Glas, die Matratze, kroch auf Händen und Füßen durch das Dunkel und stieß mit dem Kopf gegen die Mauer. Dabei dachte er fortwährend: Dies ist nicht Stroh, dies sind nicht Steine, dies ist kein Keller. Es lacht niemand so gräßlich. Ich blute nicht. Ich liege im Bett. Anna sitzt bei mir, die Lampe brennt, es ist hell, ganz hell. Aber ich kann nichts sehen, der Wahnsinn macht mich blind, ich bin verrückt . . . verrückt . . . .

Er kauerte auf die Matratze nieder, indem er sich mit beiden Händen die Ohren zuhielt. Allmählich legte sich seine Angst etwas, und seine chaotischen Gedanken nahmen eine festere Richtung.

Mein Leben nimmt, weiß Gott, ein böses Ende. Wenn ich das gewußt hätte, als ich nach Düsseldorf kam und mich mit Anna verlobte. Das war eine Dummheit. Aber ich habs vorher geahnt. Warum konnten wir uns eigentlich nicht vertragen? Ich hätte mich in der ersten Zeit nicht so oft von ihr trennen sollen! Mann und Frau gehören zusammen. Aber war ich nicht immer bei ihr mit meinen Gedanken? Ich habe nur für sie gelebt. Aber sie ließ sich von anderen verlocken. Ihre Mutter . . . wenn ich der nur einmal den Hals umdrehen könnte, das

würde mich für vieles entschädigen. Und nun sitzen sie alle zusammen und denken: das haben wir fein gemacht! Das Geld haben wir uns leicht verdient. Ob sie wohl Angst vor mir haben? Ob ihnen nicht die Brocken im Halse stecken blieben, wenn sie mich hier sähen! Aber dies Gesindel hat ja kein Gewissen. Und ich! Was habe ich mir für Gedanken gemacht, wie habe ich mich gegrämt über das Unglück, woran ich unschuldig war! Wie sagte die schwindsüchtige Dame mit der heiseren Stimme? Es wäre besser, sie bänden sich einen Mühlstein um den Hals und ertränkten sich. Warum hat sie das gesagt? Das Wort paßt ja gar nicht. Christus hat es ja auf die gemünzt, die den Reinen ein Ärgernis bereiten. Ich habe ihr hundertmal bewiesen, daß mich das Wort nicht trifft, und doch hat es mir das Leben vergiftet und mich nicht schlafen lassen . . . Aber die, denen ich nur Gutes gethan habe, und die schuld daran sind, daß ich in diesem Kellerloch sitze — die sollten sich das Wort merken. Aber die lassen sichs gut schmecken und werden alt.

Als Horstmann die Hände von seinen Ohren that, hörte er noch eine andere Stimme, die eines Weibes, das wie ein Vogel: „Hei! Hei! Hei!“ kreischte. Von neuem befiel ihn die Angst, und er lauschte mit Entsetzen.

Wie bringe ich die Stunden nur hin? Es müßte doch schon hell werden. Wie kann man einen Menschen nur so liegen lassen. Wenn doch nur jemand kommen und ein Wort mit mir sprechen wollte!

Er kroch durch das Dunkel zur Thür hin und pochte, indem er mit heiserer Stimme rief:

„Laßt mich heraus! Laßt mich doch heraus!"

Niemand antwortete ihm. Nur der Irre nebenan stieß sein kreischendes Gelächter aus, und das Weib schrie in schrillen Tönen wie ein Raubvogel in hoher Luft, der unter sich Aas wittert.

„Es müßte doch schon längst Tag sein! Warum wird denn mein Fenster nicht hell? Draußen scheint doch die Sonne. Die Leute frühstücken jetzt. Ich bin doch schon länger als eine Nacht hier. Das ist ja fürchterlich, dies Dunkel! Was war ich für ein Thor, daß ich gestern nicht in den Garten ging! Wie schön muß es draußen sein. Und wie gräßlich ist es hier! Was hat mein Vater gelitten, der acht Jahre in seiner Zelle eingeschlossen war. Herrgott, warum sagt mir kein Mensch, wie lange ich hier eingeschlossen bin? Warum sehe ich nichts? . . . Ja, das sind Steine, kalte, klebrige Steine, aber wenn ich sie nur mal sehen könnte!"

Doch plötzlich schrak er zusammen, da er ein Geräusch an seiner Thür zu vernehmen glaubte. Er tastete sich, so schnell er konnte, hin, süße Hoffnung durchströmte ihn, daß jetzt die Erlösung da wäre. Mit matter Stimme rief er:

„Macht auf! Macht auf! Bitte, macht doch auf! . . . Ach, macht auf!"

Draußen stand Mewes, der von Doktor Sinzheimer hinuntergeschickt war, um nachzusehen, ob der Kranke sich beruhigt habe oder nicht. Es war jetzt dreiviertel elf. Horstmann hatte etwa vier Stunden in der Zelle zugebracht. Für den Fall, daß er noch tobte, sollte er dort bleiben, andernfalls sollte man ihm ein lauwarmes Bad geben und ihn zu Bett bringen. Einige Augenblicke blieb Mewes

horchend an der Thür stehen, dann ging er durch den Park zur Kegelbahn und meldete, daß der Kranke noch ebenso heftig tobe wie am Anfang.

Horstmann bat und horchte noch lange Zeit, ohne daß sich etwas gerührt hätte. Der Lärm in den Nebenzellen war verstummt. Es war ganz still. Pechschwarze Finsternis umgab ihn. Da sagte er sich endlich, daß alles vergeblich sei. Gänzliche Mutlosigkeit überkam ihn. Er begann langsam auf und ab zu gehen. Seine Füße raschelten in dem Stroh, das durch die ganze Zelle verstreut lag. Er tastete ängstlich mit der Hand vor sich, sich umwendend, sobald er die Mauer berührte. Manchmal blieb er stehen und fragte: „Wo bin ich? ... In meinem Zimmer? ... Wo? ... Was? ... Antwortet doch! ...“ Er horchte, dann tappte er weiter. Die Berechnung der Zeit hatte er gänzlich verloren. Die Minuten wurden Stunden. Wenn er die Zelle einmal durchschritten hatte, glaubte er einen langen Weg gemacht zu haben.

Nun war es nicht mehr der Gedanke, daß er verrückt sei, der ihn schreckte, es war die Dunkelheit und die Zeit, die still zu stehen schien — dies Lebendig-begraben-sein, das kein Ende nahm. Ein paar Mal stolperte er über die Matratze, daß er lang hinschlug, aber trotz seiner blutenden Glieder raffte er sich wieder auf. Er konnte nicht still stehen.

Also komme ich wirklich nicht wieder heraus? Die anderen hat man fortgebracht, mich läßt man hier. Ich soll hier sterben! Man denkt, ich bin alt und schwach. Hinterher heißt es Herzschlag, dann ist man mich los .. Warum wird es nicht hell? Man hat das Fenster ver-

schüttet. Ich stecke in einem Grab ... Was soll ich machen? Herrgott! Ich muß heraus! Ich will so nicht enden! ...

„Laßt mich heraus! Heraus! Heraus!!!“

In der sinnlosen Angst überkam ihn noch einmal die Raserei. Er stieß mit den Stiefeln gegen die Thür, schlug sich die Hände noch blutiger, schrie sich die Stimme heiser. Schließlich fiel er ganz ermattet nieder. Aber immer von neuem pochte er mit dem Knöchel gegen das Holz, indem er tonlos flüsterte:

„Laßt mich heraus!“

Der Kopf sank ihm auf die Brust. Kalter Schweiß brach aus seinem Gesicht. Er war so kraftlos, daß er sich kaum rühren konnte. Nur die Hand vermochte er noch zu erheben und an die Thür zu pochen.

Gegen sieben Uhr morgens klopfte der Oberarzt an.

„Na, haben Sie sich beruhigt?“ fragte er, indem er vorsichtig die Thür öffnete.

Statt einer Antwort fiel ihm der angelehnte Körper entgegen. Man trug den Kranken wieder in sein Zimmer und legte ihn zu Bett. Nachdem er von dem Blut gereinigt war, bekam er eine Suppe zu trinken. Die Fragen des Arztes nach seinem Befinden beantwortete Horstmann nicht. Als er aber mit Mewes allein war, sagte er:

„Warum hast du mir nicht geholfen?“

„Ich konnte nicht. Ich wollte hinuntergehen, aber die Wärter haben mich nicht in die Abteilung gelassen.“

Nachmittags kam Doktor Sinzheimer wieder. Er reichte dem Kranken die Hand und setzte sich auf den Rand seines Bettes.

„Wie gehts?“

Horstmann nickte, ohne den Arzt, der ihm Widerwillen und Furcht einflößte, anzublicken. Der Doktor ergriff seine Hand und sagte nach einer Weile:

„Der Puls geht noch schwach. Jedenfalls sind Sie heute bedeutend ruhiger. Sehen Sie jetzt ein, daß wir Sie nicht so ohne weiteres entlassen können? Sie müssen sich nach dem gestrigen Vorfall selber sagen, daß Sie krank sind. Und zwar schwer krank. Oder glauben Sie, Sie wären gesund?“

Der Kranke, dem die Gegenwart des Arztes immer mehr zur Qual wurde, machte eine verneinende Bewegung.

„Erinnern Sie sich, was gestern Nachmittag passiert ist?“

„Nein.“

„Sie waren außerordentlich erregt und haben den Herrn Amtsrichter mit einem Spazierstock geschlagen. Das würde doch einem geistig normalen Menschen nicht einfallen, einen wildfremden Menschen, den er zum ersten Mal in seinem Leben sieht, plötzlich anzufallen. Sie können daraus ersehen, daß Sie krank sind.“

„Gestern Abend?“ murmelte Horstmann. „Das soll gestern Abend gewesen sein?“

„Natürlich! Wann denn? Haben Sie alles vergessen?“

Der Kranke nickte und schloß die Augen.

Später, als der Arzt fort war, ließ er sich von Mewes eine Zeitung bringen. Er betrachtete das Datum und sagte:

„Ich will die neueste Nummer haben.“

„Dies ist die neueste.“

„Haben wir heute den achten?“

„Jawohl.“

Eine Weile starrte der Kranke brütend auf die Bettdecke.

„Dann wäre ich ja nur eine Nacht da unten gewesen.“

„Das versteht sich!“ erwiderte der Wärter. „Ihnen ist wohl die Zeit lang geworden?“

„Sehr lang.“

XIV.

Horstmann ging von nun ab in den Park hinunter und setzte sich auf eine Bank unter den Bäumen. Aber den Umgang mit den anderen Kranken vermied er noch immer.

Trotzdem Doktor Sinzheimer, der ihn fast täglich kürzer oder länger besuchte, womöglich ein noch liebenswürdigeres Wesen als früher zeigte, blieb der Kranke ihm gegenüber von der gleichen Verstocktheit. Wenn der Arzt nicht hin und wieder Aufklärung von dem Wärter bekommen hätte, so hätte er gar nicht gewußt, was in dem Inneren dieses schweigsamen Menschen eigentlich vorging. Mewes war der Vermittler. Er verriet dem Arzt, daß der Ingenieur vor allem auf Flucht sinne; er wollte nach Düsseldorf reisen und sämtliche Verwandte seiner Frau umbringen. Er war der Ansicht, daß die Ärzte sich mit im Komplott

befänden, und hatte geäußert, wenn es nach ihm ginge, würden alle Irrenanstalten der Erde gleich gemacht, und die Köpfe der Ärzte auf die umliegenden Kirchturmspitzen gespießt. Wie weit diese Angaben des Wärters richtig waren, versuchte der Arzt nicht zu prüfen. Er nahm sie auf Treu und Glauben hin und machte dem Kranken niemals Mitteilung davon, da Mewes Schweigen erbeten hatte, um das Vertrauen seines Herrn nicht zu verlieren.

Allmählich teilte sich die Antipathie, die Horstmann dem Arzt gegenüber hegte, auch diesem mit. In seinem Inneren war Doktor Sinzheimer natürlich überzeugt, den Patienten gegenüber das Gefühl des Grolles überhaupt nicht zu kennen. Wenn ein Irrer ihn beschimpfte, nach ihm schlug, ihn anspie, so sah er darin nur eine Krankheitsäußerung. Aber Horstmanns Benehmen war derart, daß es ihn auf die Dauer verletzte. Er hielt den Ingenieur nicht nur für einen ganz verstockten Kranken, sondern auch für einen unangenehmen Menschen. Gerade weil dessen Äußerungen scheinbar oft nichts weniger als verrückt waren, ärgerte er sich darüber. Es kribbelte ihn oft in den Fingerspitzen, die Mißachtung, die der Ingenieur ihm erwies, damit zu erwidern, daß er ihm seine Macht zeigte. Eines Tages, als Horstmann einem Wunsch des Arztes zuwider gehandelt hatte, entschlüpfte diesem die Drohung:

„Wenn Sie mir nicht folgen, werde ich Ihnen mal zeigen, wie ich über Ihre Person verfügen kann."

Darauf sah Horstmann ihn mit stiller Verachtung an und erwiderte:

„Sie wollen ein Seelenarzt sein? Sie sind der reine Unteroffizier.“

Seitdem haßte Doktor Sinzheimer seinen Kranken geradezu.

Das, was der Arzt chronische Tobsucht nannte, kehrte im Lauf der Zeit öfter wieder. Immer von neuem stieg in Horstmanns Seele das Verlangen nach Freiheit auf. An solchen Tagen war er ganz verstört. Mit Thränen in den Augen bat er den Wärter, ihm zur Flucht zu verhelfen. Aber dieser erklärte es für unmöglich. Rings um den Park war eine unübersteigbare Mauer, der Portier ließ durch das Thor niemanden passieren. Nachts wurden nicht nur die Zimmerthüren, sondern auch die der Abteilungen verschlossen, und der Schlüssel des Wärters paßte wohl für das Zimmerschloß, aber nicht für die Abteilungsschlösser.

An solchen Tagen konnte Horstmann weder essen, noch stillsitzen, noch einen anderen Gedanken fassen, als den, zu fliehen. Er mochte sich hundertmal vornehmen, ehe der Arzt kam, diesem ruhig und klar seine Beweggründe, weshalb er um Entlassung ersuchte, auseinanderzusetzen, ihm nachzuweisen, daß er vielleicht nervös, überreizt, schwermütig, aber nicht verrückt sei, daß man ihn nur auf Betreiben seiner Feinde hier eingesperrt habe; er mochte sich das hundertmal vornehmen, aber wenn der Arzt kam und er seinem gleichgültigen, überlegenen Lächeln ansah, daß all sein Reden vergeblich war, übermannte ihn doch der alte Zorn. Übrigens, wenn er auch mit der Beredsamkeit des Demosthenes die Klarheit eines Sokrates verbunden

hätte, es hätte ihm doch nichts geholfen. Der Arzt war einfach taub. Und gerade die Gründe, die Horstmann für seine Entlassung anführte, bestärkten ihn in seiner Meinung von dessen Krankheit. Der Ingenieur war in die Anstalt gebracht worden, weil er seine Frau angefallen hatte, weil er sich von Feinden bedroht glaubte. Und grade an letzterem hielt er immer noch fest. Der Arzt aber folgerte: so lange die fixen Ideen, die durch die Krankheit gekommen waren, noch fortdauerten, dauerte auch die Krankheit selbst noch fort. Nebenbei war er überzeugt, daß Horstmann im stillen halluciniere, sein stieres, oft stundenlang andauerndes Hinbrüten schien das zu bestätigen.

Einmal geschah es, daß Horstmann, die schrecklichen Eindrücke der Nacht in der Zelle vergessend, sich hinreißen ließ und den Arzt beschimpfte. Darauf schien dieser nur gewartet zu haben. Er klingelte und befahl, den Patienten auf die unruhige Abteilung zu bringen. Man steckte ihn in den grauen Sackleinenanzug der gewöhnlichen Irren und schleppte ihn auf den Männertobhof. In einer Ecke gegen die Mauer gelehnt, stand er da und betrachtete mit verstörten Augen dies unruhige, sich stets verändernde und doch stets gleich bleibende Bild. Die meisten Irren setzten, ohne sich um ihn zu bekümmern, ihre Beschäftigung fort. Hier lag einer auf dem Bauch und saugte die schmutzige Wasserlache auf, die vom Sprengen zurückgeblieben war; dort schrieb einer mit krummem Rücken riesenhafte Zahlen in den Lehm. Zwei alte Zuchthäusler, die ihr halbes Leben lang eingesperrt gewesen waren, kauerten unbeweglich nebeneinander. Andere Kranke machten mit dem Kopf

immer dieselbe Bewegung. Ein alter Mann, dessen eine Gesichtshälfte rot und hart gebrannt wie ein Ziegelstein war, saß jeden Tag auf demselben Platz an der Treppe, unbeweglich mit dem einen aufgerissenen Auge in die Sonne starrend. Im Laufe des Tages kroch er von der einen Seite des Hofs auf die andere, dem Lauf des Gestirns folgend. Wenn gegen Abend der Schatten höher stieg, erhob er sich auch, und auf den Fußspitzen stehend, fing er noch den letzten Sonnenstrahl auf. Manchmal drängte sich ein Irrer an Horstmann heran und suchte ein Gespräch anzuknüpfen. Wenn er kein Gehör fand, fing er Händel an, sodaß die Wärter ihn entfernen mußten.

Die glühende Sonne brütete auf diesem engen, schattenlosen Hof, auf dem es vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht still wurde vor Geschrei und Lärm. Wenn der Ingenieur dies Zerrbild des Lebens betrachtete, kam ihm immer wieder der Gedanke: Hat denn der Arzt keine Augen, daß er mich nicht von diesen anderen unterscheiden kann? Gehört denn wirklich so viel Verstand dazu, zu sehen, daß all diese Menschen verrückt sind, daß ich aber gesund bin? Er muß mit im Komplott sein. Dehwitz oder irgend jemand, der ein Interesse daran hat, mich eingesperrt zu halten, muß ihn bestochen haben. Eine andere Erklärung giebt es nicht.

Stunden kamen, in denen Horstmann, von trostloser Verzweiflung erfüllt, den Kopf sinken ließ und sich den Tod wünschte. Aber diese zähe Bauernkraft richtete sich immer von neuem auf. Und wenn dann wieder, wie es in der Bibel von Simson heißt, die Kraft des Herrn über

ihn kam, dann hob sich seine Brust, seine Adern auf der Stirn schwollen dick an, mit wahrhaft tragischem Ausdruck ließ er das Auge auf die Bretterwand des Hofes schweifen und wünschte sich gleich dem alten Richter Israels ein einziges Mal seine Feinde unter seiner Faust zu haben. Wenn dann beim abendlichen Rundgang der Arzt an ihn herantrat und ihn in seinem gemacht schneidigen Ton fragte: „Na, wollen Sie von jetzt ab artig sein?“ so schleuderte er ihm Flüche und Schimpfworte ins Gesicht. Worauf der Arzt mit dem Daumen auf die Zellen deutend, nichts erwiderte als: „Zurück ins Isolier!“ Und am nächsten Tag wurde er aus seinem schwarzen Loch wieder auf den Tobhof geführt. Da er auch die Kost der Kranken dieser Abteilung erhielt, die er aus der blechernen Schüssel, in der alles durcheinander schwamm, kaum zu sich nehmen konnte, so kam er auch körperlich furchtbar herunter.

Eines Tages ließ er die Frage, ob er von nun an artig sein wollte, unbeantwortet. Damit schien der Arzt zufrieden zu sein. Er erlaubte ihm, die Nacht wieder in seinem Bett zuzubringen.

In der Folgezeit zeigte er sich gegen Horstmann sehr kühl und kurz angebunden. Von der früheren vertraulichen Liebenswürdigkeit war keine Spur mehr vorhanden. Er kam immer nur auf Augenblicke. Die ärztlichen Ratschläge, die er ihm gab, klangen wie Befehle. Und wehe, wenn der Kranke ihnen nicht strikte nachkam, oder wenn er zu widersprechen wagte! Dann war der Arzt immer gleich mit der entsprechenden Strafe bei der Hand. Selbstverständlich sagte er nie offen, daß seine Anordnungen eine

Strafe für die Widersetzlichkeit sein sollten, sondern er erklärte nur: „Der Patient tobt wieder, bringen Sie ihn auf die unruhige Abteilung." Oder: „Der Patient soll heute das Zimmer hüten, der Aufenthalt draußen greift seine Nerven an." Oder: „Der Patient scheint heute wieder in einem Erregungszustand. Er bekommt acht Tage keine Cigarren." Es gab eine ganze Skala mehr oder minder schwerer Strafen. Und daß sie bis auf den Punkt über dem i ausgeführt wurden, dafür sorgte die eiserne Zucht der Anstalt, in der einer vom andern abhing und einer den anderen überwachte.

Allmählich wurde Horstmann mürbe. Die Zeit selbst brach seinen Widerstand. Er fühlte ein dumpfes Grauen gegen den allmächtigen Arzt und unterwarf sich ihm in allen Dingen.

Von dem Augenblick an zeigte auch Doktor Sinzheimer wieder seine frühere Liebenswürdigkeit. Er kam wie immer jeden Mittag zur bestimmten Stunde, drückte dem Kranken freundschaftlich die Hand, fragte, wie er geschlafen, ob ihm das Essen geschmeckt habe? Und dann fing er mit ihm eine harmlose Unterhaltung an, bis er wie durch einen Zufall auf die Krankheit zu sprechen kam.

„Na, sind Sie jetzt überzeugt, daß Sie krank sind?"

„Jawohl!"

„Sehen Sie jetzt ein, daß wir Sie nicht widerrechtlich, sondern in Ihrem eigenen Interesse hier behalten?"

„Jawohl."

„Wenn Sie nämlich herauskämen, würden Sie doch bloß wieder Geschichten anstellen."

Horstmann nickte.

„Oder haben Sie eingesehen, daß niemand etwas Böses gegen Sie im Schilde führt?"

„Jawohl."

„Also Sie sind jetzt überzeugt davon, daß Ihre früheren Beobachtungen nur auf Irrtum beruhen; eben auf Ihrer Krankheit!"

„Jawohl."

„Dann müssen Sie sich diese Fabel von dem nächtlichen Einbruch gründlich aus dem Kopf schlagen. Es hat ein solcher niemals stattgefunden."

Horstmann antwortete nicht.

„Oder glauben Sie etwa doch?"

Eine Weile schwieg der Kranke und schien nachzudenken, dann sagte er:

„Ich stand in der Nacht gegen elf am Fenster. Als ich zum ersten Mal hinausguckte, war der Schnee frisch gefallen und glatt wie ein Tischtuch. Nach einer Stunde guckte ich wieder hinaus, da waren Fußspuren im Schnee."

„Du lieber Himmel, was beweist das?"

„Die Spuren gingen bis an mein Haus, und es gingen keine wieder zurück."

„Wie wollen Sie das wissen? Vielleicht ist der Dieb, wenn einer da war, in denselben Fußspuren wieder zurückgegangen. Aber seien Sie versichert, es war keiner da. Was Sie gesehen haben, existierte in Wirklichkeit gar nicht. Das war nur eine Gesichtstäuschung."

„Ich kann doch wohl meinen Augen trauen!"

„Das ist es ja eben. Sie haben damals an Hallucinationen gelitten. Sie müssen sich diese Gedanken energisch aus dem Kopf schlagen. Eher werden Sie nicht wieder gesund. Wollen Sie mir das versprechen?"

Horstmann erwiderte sein gehorsames „Jawohl."

Er lernte jetzt immer mehr einsehen, daß er in den Augen der Ärzte ein Kind ohne eigene Meinung, ohne eigenen Willen war. Und wie man ihm beim Eintritt in die Anstalt sein Geld, seine Schlüssel, sein Messer abgenommen hatte, legte er jetzt seinen Stolz und seine Würde ab, spielte die Rolle, die man ihm aufdrängte, und sagte das Gegenteil von dem, was er dachte.

Auch beteiligte er sich jetzt an den Vergnügungen, die man in der Anstalt bot, er kegelte mit und trank im Gasthaus „Zur Post und zur Krone" seinen Abendschoppen.

Bei den anderen Kranken war er wenig beliebt. Sie nannten ihn einen ungeschliffenen Kerl. Und merkwürdig, diese harmlosen Narren, denen ein aufmerksames Ohr die Krankheit schon nach kurzer Unterhaltung anmerken konnte, waren alle unter sich einig, daß Horstmann ein ganz besonders schlimmer Verrückter sei. Wenn er still vor sich hinsah und nichts sagte, stießen sie einander an und meinten: „Da sitzt er wieder und spinnt." Und als er sich einmal hinreißen ließ, von seinem früheren Leben zu erzählen, von der Luringer Brücke, die er gebaut hatte, blinzelten sie sich an und konnten nur mühsam das Lachen verbeißen. Nachdem er fortgegangen war, sagte einer: „Leidet der Kerl aber an Größenwahn. Da hört sich ja alles auf."

Wie früher die Düsseldorfer Gesellschaft ihn instinktiv

gehaßt, ihn verkleinert und geschmäht hatte, so haßte man ihn auch hier. Denn auch in diesem Irrenhause spielte sich das Leben, wenn schon in verzerrter Form, doch auf denselben Grundlagen ab, wie draußen in der wirklichen Welt. Und wenn diese Kranken auch verrückt waren, wenn ihr Verstand gelitten hatte, und ihr Hirn aus dem Leim gegangen war, so hatten sie doch darum nicht aufgehört, gewöhnliche Alltagsmenschen zu bleiben, die sich mit ihren Herdeninstinkten voll Haß und dumpfer Furcht vor dem zurückzogen, der fremd und finster unter ihnen saß.

Aber während die Tage, die Wochen, die Monate hinschlichen, mit bleiernen Flügeln und inhaltsleeren Gesichtern, erlosch in Horstmann selbst immer mehr die Erinnerung an das, was einstmals war. Immer seltner schweifte sein Auge und sein Geist über die Mauern, die unübersteigbar den Park umgaben.

Nur nachts, in den klaren Winternächten, wenn das Gezeter der Irren schwieg, und der Wärter, der mit ihm das Zimmer teilte, nicht mehr schnarchte, wenn der gespensterhafte Flug der Schneeflocken die lautlose Stille noch stiller machte, dann wurde der Ingenieur oft durch den gellenden Pfiff einer Lokomotive geweckt. Es war ein großer Kurierzug, der um zwei Uhr nachts den kleinen Bahnhof von Romannshausen durchraste. Ganz schwach war aus der weiten Ferne das Tosen der Räder zu vernehmen. Dieser helle Aufschrei, in dem so viel jauchzende Kraft, so viel Eile, so viel Wildheit, in dem Horstmanns ganzes frühere Leben lag, rief die mannigfaltigsten Erinnerungen in ihm wach. Er hob den Kopf aus den Kissen und

lauschte mit entzücktem Ohr. Oft ließ sich ein zweiter Pfiff vernehmen. Dann stieg er hastig aus dem Bett, öffnete das Fenster und starrte in die weite Nacht hinaus. Die Sehnsucht nach der Freiheit, nach der Jugend war in ihrer ganzen Inbrunst erwacht.

Es wollte ihm unfaßbar scheinen, daß der Mann, der so oft selbst dies schwarze Tier, das ihm da aus unerreichbarer Ferne zulachte, über noch jungfräuliche, von keinem Stahlrad berührte Eisenschienen gelenkt, der mit seinem Heer von Arbeitern, Rottenführern, Werkmeistern ein wahres Herrscherleben geführt hatte, daß dieser einmal er selbst gewesen war, er, der hinter den vergitterten Fenstern stand, ein Bettler, ein Kind an Macht, ein gedemütigter Hilfloser. Es wollte ihm unfaßbar erscheinen, unnatürlich wie der Traum eines Wahnsinnigen, zu furchtbar, als daß es Wirklichkeit sein konnte. Er stand lange da, den Kopf gegen das Eisengitter pressend. Dunkel und wirr wie vor ihm die Nacht voll gespenstisch treibender Schneeflocken, erschien ihm das Leben, das menschliches Dasein formt und zerbricht mit mitleidloser Willkür.

Aber wenn er sich dann, von Kälte durchschauert, zu Bett legte und der Schlaf ihn übermannte, blieben die noch nicht zur Ruh gekommenen Erinnerungen wach. Der Traum machte die Vergangenheit zur Gegenwart. Am liebsten beschäftigte sich sein Geist mit der Luringer Brücke. Dann hielt er in seinem Baubüreau lange Zwiesprache mit seinen Ingenieuren, oder er stand unten am Flußbett und begleitete das Dröhnen der Dampframmen mit zustimmenden Ausrufen: „Rum! So ists recht. Noch

mal! Rum! Bum!“, er hieß die Leute Pulverminen legen, hieß die Drahtseile stärker anziehn, wenn sich Wind erhob, er schrie dem Schlosser zu, der hoch oben auf den eisernen Spieren turnte, er war bald hier, bald da, lobte, tadelte, fluchte, lachte, schrie oft laut auf, hielt dann wieder in einem Atem lange Erörterungen, einem eingebildeten Zuhörer gegenüber, dem er die Großartigkeit seines Werkes erklärte.

In dem Bett aber, welches nebenan stand, grunzte und stöhnte der Wärter, warf sich unruhig hin und her, gähnte und versuchte die Augen aufzureißen, widerwillig vom Schlaf sich trennend, bis er schließlich merkte, woher die seltsamen Reden kamen. Dann bohrte er die stieren Augen ins Dunkel, horchte einen Augenblick auf, ohne recht was zu verstehen, und fing von neuem an zu schnarchen. Am nächsten Morgen aber berichtete er dem Arzt, daß der Kranke mal wieder die ganze Nacht hindurch halluciniert und ganz fürchterlich gerappelt habe.

Aber diese Erinnerungen, die seinen in dumpfer Verzweiflung hinbrütenden Geist wie grelle Blitze durchleuchteten, hätten Horstmann auf die Dauer doch nicht davor bewahren können, einem gänzlichen Stumpfsinn anheimzufallen, wenn nicht eine Begebenheit ihm wenigstens bis zu einem gewissen Grade Besserung in seiner Lage verschafft hätte.

Er hatte bemerkt, daß an einer Stelle des Parkes, in der Nähe des Ökonomiehofes, eine Buche in solcher Nähe der außerordentlich hohen Mauer stand, daß man sie von hier aus mit einiger Waghalsigkeit übersteigen konnte. Für gewöhnlich wäre ein Fluchtversuch aussichtslos gewesen, denn gerade hier passierten stets Leute den Weg.

Aber zum Mittagessen versammelten sich alle in der Anstalt. Eines Mittags nun schickte der Ingenieur Mewes mit einer Bestellung in die Küche und schlich sich in den Park. Sobald er glaubte, daß man ihn vom Schloß aus nicht mehr sehen konnte, lief er, so rasch er konnte, nach der Stelle. Aber zu seiner Enttäuschung fand er, daß die Äste des Baumes, die nach der Mauer hinstrebten, frisch abgesägt waren. In dieser Weise wurden alle Bäume von Zeit zu Zeit zugestutzt, nur diesen hatte man längere Zeit vergessen. Erst gestern mußte die Versäumnis nachgeholt sein, wie die noch frischen Blätter an den zerstreut herumliegenden Zweigen bewiesen. Während Horstmann noch die Schicksalstücke verfluchte, hörte er vom Hofe der Ökonomie lautes Hülfegeschrei und dazwischen wütende Stimmen. Er wollte schon gleichgültig davongehen, aber das Geschrei verriet eine solche Todesangst, daß er zum Hof hineilte. Hier fand er den Anstaltsdirektor im Kampf mit zwei Irren, die ihn gepackt hatten und über einen Sägebock legen wollten. Ein dritter hielt die Säge schon in der Hand, während ein vierter blöde und teilnahmlos zusah. Horstmann kam im letzten Augenblick hinzu, um den Direktor vor einem wahrhaft schauerlichen Tode zu bewahren. Kraftlos und gebrochen, wie er war, konnte er zwar nicht viel machen, aber die Irren waren durch sein Kommen so erschrocken, daß sie ihren Gefangenen los ließen. Schließlich kam ein Wärter zu Hülfe. So gelang es, die Irren auf dem Hof einzuschließen.

Von dem Tage an hatte Horstmann das Herz des Direktors gewonnen. Jedesmal wenn dieser ihn sah, blieb

er stehn und unterhielt sich mit ihm. Seine Dankbarkeit bewies er, indem er dem Kranken allerhand Freiheiten gestattete, die dieser früher entbehrt hatte. Vor allem durfte er frei ausgehn, freilich nur in Begleitung von zwei Wärtern. Aber dadurch war der Bann der engen Anstaltsmauern gebrochen, und die Tage schlichen nicht mehr mit so entsetzlicher Langsamkeit hin wie früher.

Die hellen Sommertage, wo das Frühobst schon an den Bäumen reifte, benutzte Horstmann zu immer neuen Ausflügen. Wenn die Zeit zu einem größeren Spaziergang nicht reichte, ging er nachmittags auf Fußwegen durch den Wald nach Lahmersdorf, einem kleinen stillen Örtchen auf der linken Rheinseite. Unter den schattigen Kastanien des Wirtschaftgarten der Dampferstation gegenüber trank er seinen Kaffee. Es waren nur wenig Leute da, kaum, daß hin und wieder Gäste einkehrten. Aber auf dem Rhein selbst, der ihm zu Füßen seine graugrünen Fluten wälzte, herrschte ein desto fröhlicheres Leben. Schleppdampfer mit vier, fünf Lastschiffen hinter sich, arbeiteten sich schwerfällig den Strom hinauf, dicken, schwarzen Rauch ausspeiend, der sich wie ein Tintenklex über das blaue Firmament ausbreitete, Flöße fuhren hinunter, hin und wieder schoß ein kleiner Dampfer vorbei, elegant die Fluten durchschneidend. Auf den ins Wasser hineinragenden Kribben saßen Angler, phlegmatisch auf ihren Kork schauend, bis ein ankommender Personendampfer ihnen die Wellen über die Füße spritzte.

Die Ankunft eines Personendampfers war immer ein großes Ereignis für Horstmann. Neugierig musterte er die auf dem Deck befindlichen Passagiere und verfolgte

klopfenden Herzens die wenigen, die ausstiegen, in der Hoffnung, es könnte vielleicht ein Bekannter aus früherer Zeit darunter sein. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nie.

Horstmanns Verhältnis zu dem Anstaltsdirektor wurde mit der Zeit beinahe freundschaftlich. Er bewies dem Arzt mehr Offenheit und Vertrauen, als er in den letzten Jahren irgend einem Menschen gegenüber gezeigt hatte. Und dieser erwiderte das Vertrauen, indem er ihn mit wirklicher Teilnahme anhörte. Nur in einem Punkt war er ebenso taub wie alle andern: von der Entlassung des Kranken wollte er nichts wissen. Wenn dieser davon anfing, rollte er sich zusammen wie ein Igel, und die bis dahin herzliche Unterhaltung endigte in einem plötzlichen Mißklang. In Wirklichkeit aber war der Arzt gar nicht so unbedingt abgeneigt, Horstmanns Wunsch zu erfüllen. Wenn er auch von dessen Krankheit überzeugt und ebenso überzeugt war, daß von einer wirklichen Heilung keine Rede sein könne, sondern höchstens von einem Stillstand, so fand er doch, daß der Zustand des Ingenieurs sich im Lauf der Zeit außerordentlich gebessert habe, und es war seiner Ansicht nach zu erwägen, ob man ihm nicht die Wohlthat der Freiheit und des früheren Familienlebens wieder schenken könne. Er ließ sich hiervon nichts merken, denn dieser alte Doktor, der im Verkehr mit Irrsinnigen grau geworden war, hatte selbst eine Menge Schrullen angenommen. Er ließ sich nie in sein Inneres hineinschaun, folgte nie einer fremden Anregung, erfüllte nie direkt einen Wunsch. Er, der täglich von den abstrusesten Wünschen bestürmt wurde, hatte sich das Nein-sagen zum Princip gemacht. Aber bei einer

späteren Gelegenheit kam er auf die Sache zurück und schlug das, was ihm von anderer Seite nahegelegt war, scheinbar aus eigener Initiative vor.

Eines Tages, nachdem Horstmann den Direktor mehrere Tage nicht gesehen hatte, sagte dieser zu ihm:

„Ich habe an Ihre Frau Gemahlin geschrieben, daß sie Sie mal besuchen kommt. Hoffentlich ist Ihnen das angenehm?“

Der Ingenieur wechselte die Farbe, so hatte diese Nachricht ihn überrascht und erfreut. Er konnte nur erwidern:

„Wann kommt sie?“

„So schnell gehts nicht. Vielleicht in vierzehn Tagen. Vielleicht schon eher. Halten Sie sich die Zeit über nur recht vernünftig, damit man den Besuch mit gutem Gewissen empfehlen kann.“

Es war dem Ingenieur, als wenn ihn jemand mit einmal um zehn Jahre jünger gemacht hätte, als wenn eine wohlthätige Hand alle Bitterkeit, alle Melancholie, alle düsteren Erinnerungen ausgelöscht und an deren Stelle lauter Hoffnung, Freudigkeit und ungestümes Erwarten gesetzt hätte. Jetzt, nachdem die Erstarrung gebrochen war, merkte er, wie viel frischer Lebenssaft noch in ihm steckte, trotz seiner äußerlichen Gebrochenheit. Er trug den Kopf wieder aufrecht, zeigte ein lebhaftes Mienenspiel, lachte wieder, sprach die Kranken an, die ihm begegneten, schwatzte mit Mewes, dem er all seine Hoffnungen und Pläne anvertraute.

Der Wärter sah dem Besuch mit großer Angst ent-

gegen; zwischen ihm und Frau Düsbach wurden eifrig Briefe gewechselt. Auch Doktor Sinzheimer fand die Erlaubnis des Direktors verkehrt. Der Kranke wurde durch den Besuch nur aufgeregt, seine Sehnsucht nach Freiheit bekam neue Nahrung, nachdem er sich jetzt glücklich an das Anstaltsleben gewöhnt hatte und so folgsam und artig geworden war, wie der Arzt es sich wünschte.

XV.

Frau Horstmanns Verhältnis zu Holleder hatte sich schon im Laufe des Winters getrübt. Berts Arbeitsenthusiasmus war nach kurzer Zeit verflogen. Er fand es stumpfsinnig und seiner unwürdig, Mietskasernen zu bauen, und überließ bald das ganze Geschäft seinem Compagnon. Den erhöhten Kredit, den er durch Annas Hilfe erlangt hatte, benutzte er nur, um neue Schulden zu machen. Er warf das Geld zum Fenster hinaus und führte ein lustiges Leben.

Anna war unglücklich darüber. Sie, die die letzte war, in der das Wort der Frau Holleder: „Wenn Bert nur wollte!“ noch immer lebte, konnte nicht begreifen, wie er seine Kräfte auf so kindische Weise vergeudete. Sie wollte nicht einsehen, daß sie sich in ihm getäuscht habe, daß er wirklich nicht anders war, als er sich für gewöhnlich

gab: ein oberflächlicher, auf das Amusement des Augenblicks bedachter Mensch. Sie kam nicht dahinter, daß die innerlichen Schätze, die Seelentiefe, die Noblesse, die Genialität, von denen er manchmal, wenn er Katzenjammer hatte, in undeutlichen Ausdrücken sprach, nicht vorhanden waren. Der Glaube an seine Zukunft, der inbrünstige Wunsch, ihm den Weg zu Erfolgen zu ebnen, diese hingebende Liebe zu ihm, die blind war, weil sie freiwillig die Augen schloß, waren ihr letzter Halt in der aufgeregten Existenz einander jagender Vergnügungen, die alle überhitzt und gewaltsam, nur den einen Zweck hatten, sie in einem Zustand seelischer Trunkenheit zu halten, und denen doch immer Angst und Gewissensbisse folgten.

Aber es schien, als wenn gerade ihre Fürsorge seine Leidenschaft abkühlte. Wenn sie ernsthaft mit ihm sprach, fing er an zu gähnen. Wenn sie ihm Vorwürfe machte, wurde er grob.

„Ja, ja, beim heiligen Sebastian, ich will mich ja bessern! Ich will ja thun, was du sagst. Aber nun sei auch endlich still. Alle Menschen finden mich nett und reizend, nur du hast immer zu mäkeln. Das ist wirklich unausstehlich."

Und als sie fortfuhr, ihm Vorwürfe zu machen, ließ er sich tagelang überhaupt nicht bei ihr blicken. Von ihrem Erkerfenster aus bemerkte Anna, wie er unten auf der Straße vorbeiging, scheinbar ohne sie zu sehn, und in das Haus der Frau Oswald eintrat. Sie litt Eifersuchtsqualen, und als er endlich wiederkam, gab sie sich zufrieden und nahm ihn, wie er war. Ob er sie betrog, ob er ein

unwürdiges Leben führte, danach fragte sie nicht. Wenn sie ihn nur sah, wenn er nur bei ihr war!

Der Brief des Direktor Häußer wirkte in Düsseldorf wie der Ruf: Polizei! auf eine Verbrechergesellschaft. Selbst Frau Regierungsrat verlor im ersten Augenblick den Kopf. Sie wollte zum Geheimrat Zimmer laufen und ihn beschwören, mit der Aufbietung seiner ganzen Autorität diesen Besuch zu untersagen. Aber sie besann sich schließlich eines Besseren. Anna mußte den Wunsch des Arztes unbedingt erfüllen, ein Widerstreben würde den Verdacht der Lieblosigkeit erregen. Aber sie hatte gut reden, ihre Tochter gab nur die Antwort: „Wenn Gustav zurückkommt, meinetwegen! Ich kanns nicht ändern. Aber hingehn! . . .“ Und sie bedeckte schaudernd ihre Augen, wie um sich vor der Vorstellung von etwas Schrecklichem zu retten.

Schließlich, nachdem mehrere Tage mit Hin- und Herstreiten verstrichen waren, bat Frau Düsbach Holleder, ihrer Tochter zuzureden. Als dieser versprach, Anna nach Romannshausen zu begleiten, willigte sie endlich ein. Die Aussicht, ihren Geliebten zwei Tage ganz für sich zu haben, ohne den argwöhnischen Augen ihrer Tochter ausgesetzt zu sein, ließ sie fast das Ziel der Fahrt vergessen. Als Lotte am Vormittag von der Reise, die man ihr verheimlicht hatte, hörte, bat sie, mitfahren zu dürfen. Aber Frau Horstmann schlug es ihr ab; Lotte fügte sich. Anna bestieg den Wagen, ohne ihr noch einmal Adieu gesagt zu haben. Sie saß schon im Kupee, als sie ihre Tochter aufgeregt und ängstlich den Zug entlang laufen sah. Im

letzten Augenblick, während die Maschine bereits ihre ersten schwerfälligen Atemzüge ausstieß, sprang Lotte auf das Trittbrett und drückte ihr einen Brief in die Hand.

„Für Papa!"

Und ein Blick so voll unaussprechlicher Angst und Qual traf Anna, daß sie unwillkürlich erschrak.

Auf der nächsten Station stieg Bert zu ihr ein, der bis dahin in einem andern Waggon gesessen hatte. Ihre erste Frage war, ob das junge Mädchen ihn bemerkt habe?

„Ich habe sie gesehn. Was hat denn das Wurm auf dem Bahnhof verloren? Die möchte wohl spionieren. Natürlich habe ich mir sofort die Kölnische vor die Nase gehalten. Sie hat mich unmöglich erkannt."

Frau Horstmann reichte ihm den Brief, der nichts Verdächtiges enthielt. Sie wollte ihn zerreißen, aber er sagte:

„Warum? Gieb ihn deinem Mann! Das macht einen guten Eindruck."

Während Anna ihren Kopf an seine Brust legte, leicht gewiegt auf den schaukelnden Kissen, umfächelt von dem kühlen Luftstrom, der durch das offene Fenster hereindrang, verlor sie allmählich ihre Angst.

Ihn, als echten Rheinländer, stimmte schon der Gedanke an diese Rheinreise vergnügt. Zu Haus hatten ihn noch im letzten Augenblick die ärgsten Unannehmlichkeiten bestürmt, ein sackgrober Brief von seinem Compagnon, der ihn zum dritten Male bat, endlich auf dem Bureau zu erscheinen, ein Pferdejude, dem er einen Gaul abgekauft

hatte, und der Zahlung verlangte — aber sobald Bert im Zuge saß, war dieser Ärger verflogen, zum Fenster hinaus geweht, schneller als der Dampf seiner Cigarette.

Abends kamen die beiden in Bonn an. Am nächsten Tag bestiegen sie gegen elf einen Salondampfer. Die Luft dieses Septembermorgens war klar und goldig wie alter Wein. Noch lagen die Waldhügel in bläulichem Nebelglanz, der sie zu kompakten Massen formte. Das Zeltdach flatterte in kurzen Stößen unter dem hinstreichenden Winde. Der kühle, würzige Hauch drang ihnen tief in die Lungen, ihr Inneres mit Lebenslust und Fröhlichkeit füllend. Bert entwickelte einen Riesenappetit. Ohne aufzuhören, verzehrte er das Frühstück, das für sie beide bestimmt war. Anna schaute ihm zu, wie hypnotisiert von ihm, ein wenig blaß, mit umränderten, matten Augen, aber lächelnd in dieser stillen, dankbaren Zärtlichkeit, die aus dem Frieden der Seele kommt. Immer wieder fragte sie sich, woher es kam, daß sie diesen Menschen so liebte? Mochte er thun, was er wollte, essen, lachen, schwatzen, stets hatte sie das Gefühl: ich gehöre ihm, ich bin sein eigen. Während das Schiff unaufhaltsam die grauen Wassermassen durchschnitt, dachte sie nicht daran, wohin es seinen Lauf nahm. In rascher Folge tauchten all die reizenden Ortschaften, und über grünen Weinbergen, schwarzem Felsgeröll und breiten Eichenwäldern die verfallenen Burgen und Schlösser auf. Der Dampfer kreuzte den Strom, bald an diesem, bald an jenem Ufer anlegend. Sie hatten grade in Lahmersdorf gehalten, wo nur ein Orgeldreher einstieg, als Bert mit vollem Munde sagte:

„Mach dich zurecht, Schatz! Die zweitnächste Station ist Romannshausen.“

Anna fuhr aus ihren Träumereien auf. Ihre Stirn hatte sich plötzlich in Falten gezogen, und das verklärte Lächeln war aus ihrem Gesicht verschwunden. Noch einmal hielt das Schiff am jenseitigen Ufer, dann dampfte es auf das Schild zu, das in großen Buchstaben den Namen Romannshausen trug. Als sie die Brücke überschritten, wollte Bert sich vorsichtshalber von ihr trennen, so wie sie es ausgemacht hatten. Aber sie bat:

„Gieb mir den Arm! Am liebsten kehrte ich wieder um.“

„Was fällt dir ein?“ sagte er. „Nur Mut, in zwei Stunden ist alles erledigt. Übrigens siehst du aus wie die leibhaftige Mater dolorosa.“

Dann lächelte er, lüftete unmerklich den Hut und schlenderte behaglich pfeifend am Ufer entlang, während Anna sich in den verabredeten Gasthof begab, um einen Wagen zu bestellen.

Nach halbstündiger Fahrt hielt der Kutscher vor dem Gasthaus „Zur Post und zur Krone“. Als Anna sich bei dem Anstaltsportier nach dem Direktor erkundigte, trat gerade Doktor Sinzheimer aus dem Schloß. Er stellte sich ihr vor und erbot sich, sie zu seinem Chef zu führen. Der Arzt war betroffen von Annas Schönheit und Eleganz. Sie gefiel ihm außerordentlich in diesem dunklen Kleid, von dem sich ihr blasses Gesicht mit dem rostroten Haar so wirkungsvoll abhob. Anna merkte, wie seine Augen verstohlen an ihr naschten. Dadurch fühlte sie sich etwas sicherer, die Centnerlast ihrer Angst verminderte sich.

Sie gingen durch den Park, dessen hohe Buchen im heißen Mittagswinde rauschten. Kranke, von Wärtern begleitet, begegneten ihnen. Ein Herr, der förmlich lief, streifte fast ihren Ärmel und warf ihr einen wütenden Blick zu. Hinter ihm keuchte sein Wärter. Von einer Bank erhob sich eine schneeweiße Dame und kam auf Anna zu. Diese sah ängstlich den Arzt an, der lächelnd erwiderte, sie sei ganz gutherzig. Das alte Mütterchen machte einen reizenden Knix.

„Guten Tag, liebe Freundin, willst du auch hier bleiben?"

„Ich weiß noch nicht," stotterte Anna.

„Ach, hier ist es schön!" sagte die Greisin mit schwärmerischem Augenaufschlag.

„Noch immer so munter?" fragte der Oberarzt

„Gewiß! Ich habe heut morgen mit unserm Herrn Direktor gesprochen. Er war sehr zufrieden mit mir und sagte: Mein liebes Kind, von nun ab dürfen Sie ganz hier bleiben, im Hause des Heils."

„Wie alt sind Sie eigentlich?"

„Siebzehn Jahre."

Dabei brach sie in ein schalkhaftes Lachen aus. Dann machte sie wieder ihren graziösen Knix, indem sie mit ihrem Sonnenschirm einen kleinen Bogen im Sande beschrieb.

Die beiden gingen über einen wohlgepflegten Kiesweg zu der Freitreppe des Schlosses. Das Direktionszimmer lag gleich rechts vom Eingang. Der Oberarzt ließ Frau Horstmann vorantreten. Direktor Häußer, der in einer

Ulsterjacke am Schreibtische saß, erhob sich und reichte Anna die Hand.

Das große, von den Bäumen beschattete Zimmer glich einem Büreau. Drei Wände waren mit Borten bedeckt, in denen Aktenbündel lagen. Zwischen den Fenstern hing eine Photographie des früheren Direktors, den ein Kranker mit seinem Taschenmesser erstochen hatte. Auf einer Konsole lag eine Kollektion Revolver; sie waren sämtlich wieder eingefangenen Durchbrennern abgenommen worden. In einem vergitterten Kasten hing eine Anzahl Nachschlüssel, die die Kranken angefertigt hatten. Da waren äußerst geschickt gearbeitete Schlüssel aus dem Stiel eines Löffels, aus dem zusammengerollten Deckel einer Sardinenbüchse.

Doktor Häußer blickte Anna forschend an. Er hatte eine Abneigung gegen die allzuschönen Frauen. Sie fühlte diesen inquirierenden Blick. Sie begriff, daß für diesen alten Mann ihre Schönheit nur eine gleichgültige Hülle war, durch die er in ihr Inneres zu dringen suchte. Sein feindseliges Auge ließ sie Gefahr ahnen. Und die ganze furchtbare Angst, die sie bei der ersten Nachricht von diesem Besuch gehabt hatte, ergriff sie von neuem.

„Hat Ihnen Herr Doktor Sinzheimer schon gesagt, daß es Ihrem Herrn Gemahl besser geht?"

„Wir haben noch nicht über meinen Mann gesprochen."

„Herr Horstmann hat sich die letzte Zeit sehr gebessert. Er ist viel ruhiger geworden, sieht jetzt seine Krankheit ein, giebt zu, daß er früher an Hallucinationen gelitten hat."

Anna fühlte, daß sie etwas erwidern müsse, aber sie konnte kein Wort herausbringen. Es herrschte ein peinliches Schweigen, während der Arzt sie wieder aus seinen halbgeschlossenen Augen neugierig und mißtrauisch anblickte. Wenn ich ihr nun sage, daß ich ihren Mann entlassen will, wie wird sie das wohl aufnehmen? dachte er.

„Sie werden ihn vielleicht etwas gealtert finden, gnädige Frau. Eine solche Krankheit greift natürlich auch den Körper an. Aber wie gesagt, sein Zustand hat sich sehr gebessert.“

Anna, die nur den einen Wunsch hatte, dieser unerträglichen Angst, die sie folterte, zu entgehen, stieß plötzlich hervor:

„Ich habe eine große Bitte an Sie.“

„Nun?“

„Ich möchte meinen Mann mit nach Hause nehmen.“

Doktor Sinzheimer war aufgefahren und machte eine abwehrende Bewegung.

Der Direktor kniff die Augen noch etwas mehr zusammen und erwiderte trocken:

„Das ist ganz ausgeschlossen, gnädige Frau.“

Einen Augenblick hatte Anna das Gefühl, als wenn in ihrer gepreßten Brust ein Ventil geöffnet würde, durch das all ihre Angst entwich. Wie erlöst atmete sie auf. Aber gleich darauf fuhr der Direktor fort, als wenn er sich eines Besseren besänne:

„Wenigstens jetzt ist nicht daran zu denken. Wir müssen abwarten, welche Folgen der Besuch auf Ihren Herrn Gemahl hat. Dann können wir ja sehen.“

Während Anna, von dem Oberarzt begleitet, in den Park ging, bis ans Ende der langen Allee, dachte sie: Also er kommt doch wieder! Ich habs ja gewußt! Er kommt wieder und wird alles erfahren. . . . Die unerträgliche Angst preßte ihr wieder Herz und Gurgel zusammen. Sie hörte nicht, was der Arzt zu ihr sagte. Sie setzte sich willenlos auf die Bank, die er ihr bezeichnete, und nickte ihm zu, während er sich verabschiedete, um den Ingenieur von ihrer Ankunft zu benachrichtigen. Als er fort war, spähte sie um sich. Hatte er nicht davon gesprochen, daß ein Wärter in ihrer Nähe bleiben sollte? Sie konnte niemand sehen.

Also läßt man mich wirklich hier ganz allein! dachte sie. Haben die Leute denn vergessen, was mir mein Mann gethan hat? Sie sagen, er wäre ruhiger geworden. Sie haben wohl nie seine blutunterlaufenen Augen gesehn! . . Plötzlich hatte sie die ganz deutliche Vorstellung seines Gesichts, dieser aufgerissenen Lippen und der zusammengepreßten Zähne. Sie spürte den Faustschlag, der sie getroffen. Und ich bin hierher gekommen! Ich stürze mich wieder in diese Gefahr! Warum habe ich mich nicht mit Händen und Füßen gesträubt? Ich hätte krank werden sollen. Alles wäre besser gewesen, als daß ich mich hier tot schlagen lasse. Aber sie haben mich ja förmlich hineingezerrt. Ihnen ist es ja gleichgültig, was mir passiert . . . Mit furchtbarer Bitterkeit dachte sie an ihre Verwandten, die ihr keine Ruhe gelassen hatten, an Bert, der mit einem Lächeln Abschied genommen hatte und pfeifend fortgegangen war. Haben diese Menschen denn gar kein Gefühl? Ich

wollte, sie steckten mal in meiner Haut! Was wird er thun, wenn er kommt? Er fragt mich aus, und ich weiß keine Antwort. Ich verwirre mich, und dann erfährt er alles. Und dann ... dann springt er auf und stürzt sich über mich. Er hat ja so viel Grund! Er wäre ja ein Narr, wenn er sich nicht rächte!

Plötzlich schrak sie noch mehr zusammen. Ganz am Ende der langen Allee sah sie jemanden auf sich zukommen. Das ist er! Das ist er! Sie spürte den rasenden Herzschlag bis in den Hals. Vor ihre Augen legte sich etwas wie ein Schleier, und sie zwinkerte, um ihn zu entfernen. Nein, das ist er nicht. Das ist nicht sein Gang. Das ist irgend ein buckliger alter Mann. Gustav ist gut einen Kopf größer. ... Sie fühlte sich etwas beruhigt. Noch war ihr eine kurze Spanne Zeit gegeben. Sie holte mehrmals durch den Mund Atem, um sich von dem furchtbaren Druck zu erleichtern. Sie spähte mit brennenden Augen die Allee hinunter. Der Alte kam immer näher. Er schien rasch zu gehn und kam doch nur langsam vorwärts. Und plötzlich erkannte sie, daß es doch ihr Mann war. Jetzt blieb er stehn, als wenn ihn die Kraft verließe. Er stützte sich auf seinen Stock und grüßte sie mit der Hand. Sie erkannte ihn ganz deutlich. Und während die Angst wie eine hohlgewordene Blase zersprang, ergriff sie ein ganz anderes Gefühl.

Er ist es! Es ist wirklich Gustav, dachte sie. Mein Gott, ist sein Haar weiß geworden! Hat ihn das Leben zugerichtet! Und daran bin ich schuld. Ach mein Gott, mein Gott, das bißchen Glück, das ich genossen habe, er hat es teuer bezahlt!

Sie ging ihm entgegen, drückte ihm stumm die Hand und führte ihn nach der Bank hin. Er nickte ihr zu und sah sie aus seinen von dicken Thränensäcken umränderten Augen an, die noch diesen eigentümlich schwermütigen Ausdruck wie früher hatten.

Sie setzten sich auf die steinerne Bank. Zu ihren Füßen zitterten gelbe Ringe auf der schattigen Erde. Unter dem Baum gegenüber tanzte ein Fliegenschwarm. Irgendwo in der Nähe gurrten Lachtauben. Aus der Ferne, aber doch deutlich hörbar, drang das Geschrei der Irren aus den Tobhöfen zu ihnen.

„Hast du mir verziehen, Anna?"

Sie fuhr auf.

„Was? ... Ja, ja, ich habs längst. Ach, sprich doch nicht davon!"

„Hast du keinen Groll mehr gegen mich?"

„Nein, nein! Wirklich nicht! ... Denk doch nicht daran! Das alles ist doch längst vergeben und vergessen."

„Ich hab immer daran denken müssen," erwiderte er finster. „Jeden Tag hab ichs mir vorgehalten. Und das war gut. Denn es hat mich beruhigt."

Er starrte in finsterem Brüten vor sich hin.

„Ich habe viel durchgemacht ..." sagte er nach einer Weile.

Sie ergriff seine Hand, die in ihrer unförmlichen Größe ausgebreitet auf seinem Knie lag, und drückte sie leise.

„Armer Gustav!"

„Warum bist du nicht früher gekommen?"

„Ich durfte ja nicht. Die Ärzte verboten den Besuch."

„Und du hast ihnen gehorcht," sagte er bitter.

„Ich that es doch in deinem Interesse, damit du wieder gesund würdest."

„Hättest du lieber mir geglaubt, Anna, was ich dir schrieb. Das wäre besser gewesen. Die Ärzte haben was Rechtes gewußt, was mir gut that, und was nicht. Die haben auf mich gehört, so wenig, als wenn ihnen ein Hund was vorbellte."

„Du mußt nicht so sprechen, Gustav. Wir haben doch alle nur dein Bestes im Auge gehabt."

„Ja . . . auch als ihr mich entmündigt habt?"

Eine fahle Röte flog über seine tiefgefurchte Haut. Seine zitternde Hand ballte sich zur Faust unter Annas Hand.

„Daß ihr das gethan habt! .. Ich könnte alles vergessen. Aber das! ... Verflucht! ..."

Er rang mit sich, während die abgerissenen Worte in dumpfes Stöhnen übergingen. Anna wurde von namenloser Angst ergriffen. Sie blickte sich nach dem Wärter um. Sie wollte etwas erwidern, aber die Phrasen blieben ihr im Halse stecken. Allmählich ging sein stöhnender Atem langsamer. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und versank in Schweigen. Gebrochen saß er da, das Feuer, das noch einmal aufgeglüht war, war erloschen. Qualvoll langsam schlichen die Augenblicke hin. Anna starrte gradeaus, ins Leere, um dies gramvolle Gesicht nicht zu sehn.

Wie entsetzlich ist das! dachte sie. So quält man ein Tier nicht, wie ich ihn gequält habe. Warum bin ich nur gekommen? Ich werde immer dies Stöhnen hören. Das wird mich nun verfolgen, heut nacht, morgen, alle Tage .... Ach, warum habe ich ihn so leiden lassen? Ich wollte glücklich sein. Das bißchen Glück! Du lieber Himmel! Ich war ja nicht mal glücklich. Was ist denn eigentlich Glück? Frieden haben — das ist wohl das Beste ... Wenn ich doch nur etwas wüßte, was ich ihm zum Gefallen thun könnte, ein gutes Wort, irgend etwas Liebes.

Horstmann hatte den Stock, der vorhin zur Erde gefallen war, ergriffen. Er schien ruhiger.

„Wie hast du denn die Zeit über gelebt, Anna?"

„Ich? ... Ich war lange krank, das habe ich dir ja geschrieben. Und dann ... dann haben wir ganz still gelebt."

„Wer — wir?"

„Mama und ..."

„Deine Mutter lebt also noch?"

Sie nickte und fuhr rasch fort:

„Und Lotte. Das Kind hängt so an dir. Übrigens hat sie mir auch einen Brief an dich mitgegeben."

Er steckte das Schreiben, das ihm Anna reichte, in die Tasche.

„Ich will ihn später lesen ... Also die hängt so an mir! Und ich habe mich nie um sie gekümmert. Ganz wie ihre Mutter, die hing auch so an mir."

Er schwieg nachdenklich. Dann fragte er:

„Hast du viel Gesellschaften gegeben?“

„Nein. Gar keine.“

„Aber du hast doch deine alten Bekannten wiedergesehen?“

„Ganz wenige nur. Ich sagte ja, wir haben sehr still gelebt.“

„Ist denn Holleder noch in Düsseldorf?“

Einen Augenblick war es Anna, als wenn ihr Herzschlag aussetzte, als müßte sie aufspringen und fliehen. Dann antwortete sie:

„Ich weiß nicht.“

„Hast du ihn nicht gesehen?“

„Die letzte Zeit nicht. Nur früher manchmal auf der Straße.“

„Was? Sonst nicht?“

Sie merkte, wie die Aufregung in ihm wuchs. Seine Hände, die den Stock umklammerten und in die Erde bohrten, zitterten. Die Augen, die weit aufgerissen waren, flogen hin und her. Seine Frage und ihre Antwort folgten hastig aufeinander. Sie wußten beide, um was es sich handelte.

„Sonst nicht, nur auf der Straße.“

„Hat er dich nicht besucht?“

„Nein. Das heißt, ja, einmal. Dann nicht mehr. Ich habe alle Besuche abgewiesen.“

„Wenn das wahr ist?“

„Das ist wahr!“

„Hm . . . wenn ich dir glauben könnte.“

„Du kannst mir glauben, Gustav!“

Er stöhnte und sagte in dumpfer Verzweiflung:

„Wie soll ich dir glauben, Anna?!“

Da ergriff sie seine Hand und sah in sein gramverzerrtes Gesicht. Sie preßte ihre von heißen Thränen nassen Augen an seine Stirn und stammelte:

„Es ist wahr, Gustav! Glaub mir doch! Bitte, glaub mir, es ist wahr! Ich lüge nicht! Ich habe ihn wahrhaftig nicht wiedergesehn.“

Nie hatte sie krasser gelogen, als in diesem Augenblick. Aber sie log viel mehr aus Barmherzigkeit und Mitleid, als um ihrer selbst willen. Mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens wünschte sie, es möcht wahr sein, was sie sagte. Und sie flehte nur um eins: daß er ihre Lüge nie erführe!

Sie fuhr mit ihrer fiebernden Hand über sein Hände. Sie strich ihm über die Backen und strich durch sein weißes Haar. Sie lächelte, und immer neue Thränen quollen aus ihren Augen, und immer wieder stammelte sie:

„Nicht wahr, du glaubst mir?! Lieber Gustav, sag, daß du mir glaubst! Damals in der Wut habe ich gesagt, ich betröge dich. Aber ich thats nur, weil ich dich in dem Augenblick haßte. Hätte ichs wohl gesagt, wenn es wirklich wahr wäre?! . . . Sag doch, daß du mir glaubst!“

Ein tiefer Seufzer rang sich aus dem Allerinnersten seiner Brust los.

„Ja, ich glaube dir.“

Eine lange Weile verging. Direktor Häußer, der durch einen Seitenweg auf die Allee gekommen war,

kehrte behutsam wieder um, als er die beiden in dieser tiefen Versunkenheit sitzen sah.

Nach langem Schweigen sagte Horstmann:

„Ich glaube, ich habe mich manchmal um nichts gegrämt."

„Das hast du!" erwiderte sie leise und innig, in diesem Wunsch, der stärker als alles andre war, seinen Gram zu lindern.

„Von nun ab soll das anders werden. Ich bin hier auch ein anderer Mensch geworden ... Wir wollen unser Leben neu anfangen."

Nachdem der Direktor noch eine Viertelstunde gewartet hatte, kam er endlich.

„Nun, Herr Ingenieur, sind Sie jetzt mit uns zufrieden? Glauben Sie endlich, daß wir Ärzte auch Wort halten?"

„Lange genug hats gedauert!"

„Wie sind Sie mit dem Aussehen Ihres Herrn Gemahls zufrieden, gnädige Frau?"

Aber ehe Anna noch mit einer Lüge antworten konnte, kam Horstmann ihr zuvor, indem er ungeduldig fragte, wann er entlassen würde?

„Sie werden schon noch mal entlassen. Nur dürfen Sie nicht ungeduldig sein."

„Ich möchte wissen, wann?"

„Das weiß ich selbst nicht. Einstweilen freuen Sie sich doch an dem Besuch Ihrer Frau Gemahlin."

„Meine Frau will schon gleich wieder fort."

„Das haben Sie doch vorher gewußt. Der Besuch

war auf eine halbe Stunde berechnet. Und jetzt habe ich Ihnen schon über eine Stunde gelassen."

„Das nächste Mal bleibe ich länger hier," sagte Anna mit schwachem Lächeln.

„Dann komm nur bald. Sonst besuche ich eines Tages unversehens dich."

Da Frau Horstmann vorgegeben hatte, daß sie in Romannshausen den Dreiuhr-Zug benutzen wollte, war es Zeit zum Aufbruch. Horstmann begleitete seine Frau bis ans Thor. Er wollte sie gar nicht fortlassen. Sie mußte sich von ihm losreißen. Eine dichte Staubwolke hatte sich schon hinter dem fortrollenden Wagen erhoben, die sie unsichtbar machte, während er noch immer auf der Landstraße stand und ihr nachstarrte.

Als Anna in dem Romannshausener Gasthaus ankam, fand sie Bert schon in einem Extrazimmer vor dem gedeckten Mittagstisch auf sie warten.

„Hast du dich aber lange aufgehalten!" sagte er. „Ich bin derweil vor Hunger bald gestorben."

Während sie stumm die Suppe aßen, betrachtete er sie.

„Na, wie wars denn eigentlich? Es hat dich wohl ein bißchen alteriert?"

Sie schüttelte sich und sagte finster:

„Bert, wir sind beide Schufte."

Er schlürfte behaglich den Löffel leer und erwiderte:

„Das hab ich schon längst gewußt."

Um vier Uhr bestiegen die beiden den Dampfer, mit dem sie nach Bonn fahren wollten.

Nach dem Mittagessen machte Horstmann mit seinen

beiden Wärtern einen Spaziergang nach Lahmersdorf. Zwischen den Anstaltsmauern war es ihm zu eng. Er nahm in dem kleinen Wirtsgarten der Landungsbrücke gegenüber Platz und bestellte eine Flasche Rüdesheimer. Der Wein sollte sein fieberhaft wallendes Blut kühlen. Die beiden Wärter saßen ihm gegenüber. Mewes rauchte aus einer langen Spitze eine Cigarre und unterhielt sich gönnerhaft mit seinem Kollegen, der wie ein armseliger Kirchendiener aussah. Nur wenig Gäste saßen im Schatten der Kastanien. Hühner scharrten im Sande, ein Hahn hatte sich auf einen Tisch geschwungen und reckte laut krähend den Hals aus. Aus einem vor Anker liegenden Schiff trugen Arbeiter schwere Kornsäcke über schwanke Bretter zum Ufer hin. Am Chausseerand saß ein Steinklopfer mit blauer Brille, zwei andere Arbeiter besserten den Weg aus.

Horstmann ließ sich Papier und Schreibzeug geben und richtete folgende Zeilen an seine Frau:

Innig geliebte Anna!

Du sitzt jetzt schon im Zuge, und wenn ich in meine Gefangenschaft zurückgekehrt bin, wirst Du bald zu Hause sein. Mir kommt es als barer Unsinn vor, daß ich noch wochenlang von Dir getrennt sein soll, wo ich doch weder jetzt krank bin, noch jemals derartig krank war, daß ein Aufenthalt in einem solchen Hause angebracht war. Was das heißt, als Gesunder unter Verrückten eingesperrt zu sein, kann nur der begreifen, der es wirklich erlebt hat. Doch ich will nicht klagen. Ich will gern all meine

Leiden vergessen, da ich weiß, daß mich zu Haus eine treue Frau erwartet, mit der ich von nun ab Freud und Leid teilen werde.

Da kommt die „Loreley“ schon. Eine liebliche Hoffnung gaukelt mir vor, Du säßest im Schiff, und ich könnte Dir die letzten Abschiedsgrüße zuwinken. Ich thue es im Geist. Sei viel tausendmal geküßt von Deinem Dich sehnlichst erwartenden

Gustav.

Nachdem Horstmann den Brief geschlossen hatte, reichte er ihn Mewes.

„Steck ihn in den Schiffsbriefkasten!“

„Wenn er per Bahn geht, kommt er schneller an,“ erwiderte Mewes, der zu träge war, in diesem Augenblick aufzustehn.

„Dann werde ich ihn selbst einstecken.“

Horstmann erhob sich, während Mewes ihm jetzt notgedrungen folgte, und ging zu der Landungsbrücke hinunter, an die der Dampfer antrieb.

An Bord des Dampfers saß Anna, neben ihr, von ihrem Sonnenschirm mit geschützt, Bert. Anna hatte den Kopf aufgestützt und starrte mit schweren Gedanken ins Wasser. Auf der Landungsbrücke stand ein Herr, der einen kleinen Jungen mit einer Botanisiertrommel an der Hand hatte. Die beiden wollten einsteigen. Hinter ihnen stand Horstmann. Die Matrosen hatten das Tau um die Pfosten gewunden, das schwankende Schiff lag schon an die Brücke gepreßt.

Plötzlich sah Anna, wie Bert zusammenfuhr.

„Gottsdonnerwetter!“

Im selben Augenblick rief eine Dame aus:

„Herrjeh, der Mensch ist wohl verrückt!“

Als Anna aufsah, stand kaum fünf Schritte von ihr entfernt, ihr Mann. Er hatte die Arme ausgestreckt und den Mund zum Schreien geöffnet, aber kein Ton kam aus seiner Kehle. Mewes hielt ihn an der Schulter fest und suchte ihn zurückzuzerren. Horstmann drängte nach dem Schiff hin, wurde aber von den Matrosen beiseite geschoben. Da stieß er einen krampfhaften Schrei aus, packte mit einem Griff den Wärter an der Gurgel, schleuderte ihn zu Boden und trat ihm mit aller Kraft ins Gesicht. Nun entstand ein ungeheurer Tumult. Die Matrosen stürzten sich auf Horstmann. Vom Ufer her kamen die Sackträger und Chausseearbeiter herbeigeeilt. Ein dichter Knäuel umdrängte den Wütenden, der von der Brücke geschleift wurde. Auf dem Schiff war alles nach dem Backbord gestürzt. Schon neigte sich der Dampfer, von den Tauen nur noch lose gehalten, bedrohlich dem Ufer zu, als die Matrosen zurückrannten und die Taue lösten. Der Kapitän schrie seine Befehle ins Sprachrohr. Schwerfällig setzte sich die Maschine in Bewegung, während die Passagiere von dem Steward und den Matrosen verdrängt, auf Tische und Stühle sprangen, um das Ufer übersehen zu können. Das Rad warf erst langsam, dann schneller die Wassermassen hoch. Während sich das Ufer mit der Brücke reißend schnell entfernte, schien das Schiff still zu liegen. Bald aber hatte es die Strömung ge-

wonnen und tanzte leicht auf den Wellen dahin. Neckisch tauchte am Bug der nackte Leib der Loreley, von Wasserperlen überrieselt, auf und nieder.

Aber noch immer starrte Anna mit entsetzten Augen auf den dichten, durcheinander wogenden Haufen nacktarmiger Männer, die ihren Mann über die Chaussee hinschleiften.

XVI.

Wenige Tage, nachdem Anna aus Romannshausen zurückgekehrt war, erhielt sie den Besuch des Geheimrat Zimmer.

Das was sie schon wußte, schilderte er ihr so, wie es sich nach der Auffassung der Anstaltsärzte abgespielt hatte. Ihr Mann, aufgeregt durch ihren Besuch, war wieder in seine Hallucinationen verfallen und hatte auf dem Dampfer seine Frau zu entdecken geglaubt. Da der Wärter ihn an dem Besteigen des Schiffes hinderte, hatte er einen Tobsuchtsanfall bekommen. Man hatte ihn mit Gewalt nach der Anstalt zurücktransportieren müssen. Leider war dem Wärter übel dabei mitgespielt worden. Was aber noch schlimmer war, am nächsten Tag hatte der Kranke einen unbewachten Augenblick zu einem Selbstmordversuch benutzt und sich mit einem Tischmesser den Hals aufgeschnitten.

Frau Horstmann hatte schweigend zugehört. Bei den letzten Worten wurde sie noch fahler.

„Ist die Wunde gefährlich?"

Der Geheimrat nickte.

„Ich muß Ihnen leider sagen, daß Lebensgefahr vorhanden ist. Der Direktor schrieb mir, daß nicht alle Hoffnung von der Hand zu weisen wäre, aber eine bestimmte Versicherung kann er mir nicht geben."

Anna blickte unbeweglich aus dem Fenster. Warum wünsche ich mir nicht, daß Gustav stirbt? dachte sie. Warum bin ich so schwach, daß ich vor diesem Gedanken erschrecke? Vielleicht wenn er tot ist, wenn eine Zeit hingegangen ist, werde ich es als Erlösung betrachten... Aber es müßte viel Zeit hingehen. Mir scheint, der Augenblick, wo ich wieder ruhig aufatme, liegt in unendlicher Ferne.

„Wir wollen das Beste hoffen, gnädige Frau," sagte der Arzt. „Ihr Herr Gemahl ist doch eine gesunde Natur. Aber was ich gesagt habe! Ich versprach mir von diesem Besuch von Anfang an nichts Gutes. Und leider hat sich meine Ahnung schlimmer bestätigt, als ich gedacht habe. Nach meiner Meinung läßt man jetzt den Kranken zu viel Freiheit. Man will sie möglichst schonend behandeln und vergißt dabei die nötigsten Vorsichtsmaßregeln."

Er seufzte und fügte hinzu:

„Aber ich will an andern nicht tadeln, worin ich selbst zuerst gefehlt habe . . . Jedenfalls dürfte ein Besuch oder ein Ausgang des Kranken in Zukunft aufs strengste zu vermeiden sein."

Einige Wochen nach diesem Besuch meldete Mewes sich. Er hatte ein böse verstümmeltes Gesicht. Sein Nasenbein war gebrochen, außerdem waren ihm sechs Zähne eingetreten. Er verlangte fünftausend Mark Schmerzensgeld. Damit wollte er in Düsseldorf eine Schankwirtschaft eröffnen und sich verheiraten. Frau Düsbach, mit der er verhandelte, versuchte anfangs seine Forderung auf die Hälfte zu reduzieren, aber Mewes, im Bewußtsein, daß er seine Leute in der Hand habe, zeigte sich halsstarrig und erlangte schließlich das ganze Geld.

Der Winter kam, und die Gesellschaften begannen. Frau Horstmann machte viel mit, aber sie hatte an dem ganzen Treiben die rechte Lust verloren. Es kam ihr plötzlich vor, als ob das alles, was sie in dieser Saison sah und hörte, schon einmal dagewesen sei, und zwar besser, frischer und schöner. Die Gesichter, die Gespräche, die Toiletten der anderen Frauen, die Schmeicheleien, die man ihr sagte, alles erschien ihr langweilig und abgestanden ebenso wie die ewigen Rehziemer, Poularden und Puter. Ihr Ehrgeiz war eingeschlafen. Es dünkte ihr so gleichgültig, ob Frau Oswald oder sie mehr gefeiert wurde, ob sie oder ihre Rivalin oder irgend eine neu auftauchende Erscheinung die Hauptrolle auf dem Malkastenfest oder auf anderen Bällen spielte.

Sie fühlte sich abgespannt und unlustig zu allem. An manchem Morgen, wenn sie erwachte, blieb sie träge im Bett liegen und dachte: Wie bringe ich diesen Tag nur hin? Und dann begann sie an ihrer Unterlippe zu nagen und spann sich eigensinnig in ihre Grübeleien ein. Noch

öfter kam ihr abends, im Augenblick, wo sie sich ins Bett legte, der Gedanke: Jetzt wirds schwarz, und ich kann nicht einschlafen! Sie starrte in die ruhige Kerzenflamme und wagte nicht, sie auszulöschen. Einen Arm unter ihren Kopf legend, starrte sie unbeweglich gegen die Decke, bei jedem kleinen Geräusch zusammenschreckend.

Sie konsultierte Doktor Zimmer, der ihr Ruhe, ein ganz regelmäßiges Leben und frühes Zu-bett-gehen verordnete. Aber wie sollte Anna um zehn zu Bett gehen, wenn sie noch um zwei schlaflos lag?! Sie zog einen anderen, jungen Frauenarzt zu Rat, von dem sie sich Morphium verschreiben ließ. Er nahm ihr das Versprechen ab, das Mittel nur im äußersten Notfall anzuwenden, indem er ihr die verderblichen Folgen auseinandersetzte. Sie versprach es ihm. Aber mit der Zeit gewöhnte sie sich so daran, daß sie alle möglichen Kniffe anwenden mußte, um sich die Medizin nur oft genug in der Apotheke erneuern zu lassen. An die Folgen dachte sie nicht, wollte sie nicht denken. Seitdem ihr Mann fort war, hatte sie verlernt, mit der Zukunft zu rechnen. Sie hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß ihr ganzes Glück gerade in dem gegenwärtigen Augenblick lag; was kommen würde, konnte nur dunkel und schrecklich sein. Diese Sorge um das Wohl kommender Tage, die den Menschen dahin bringt, daß er sät, pflanzt, arbeitet, schafft, die für ihn der notwendige Seelenballast ist, daß er sich nicht gänzlich verliert, war ihrem Leben abhanden gekommen. Deshalb war sie von dieser eigentümlichen Unruhe befallen, von diesem haltlosen Schwanken aus übermütiger Ausgelassenheit zu rettungslosem Trübsinn. Deshalb trieb sie

Raubbau mit ihrem Leben, mit ihrer Gesundheit, mit ihrem Vermögen, mit allem.

Es war ein seltsames Leben der drei Frauen in diesem großen, luxuriösen Hause, worin die Dienerschaft machen konnte, was sie wollte. Alle drei gingen ihren eigenen Weg und lebten fremd neben einander her. Manchmal nahmen sie nicht einmal die Mahlzeiten miteinander ein. Frau Düsbach hatte sich dauernd in Horstmanns Zimmer einquartiert und trieb dort ihre dunkeln Geschäfte. Sie führte noch das Oberregiment im Hause, aber ganz den Blick auf das Große richtend, auf ihre Spekulationen, bei denen Tausende auf dem Spiel standen, hatte sie den Sinn für die Kleinigkeiten des Haushalts verloren. Es herrschte eine heillose Unordnung. An allen Ecken und Enden wurde sie betrogen. Eine Unmenge Rechnungen waren noch zu bezahlen, und manchmal fehlte es an dem notwendigen Geld für die täglichen Ausgaben. Dehwitz ließ sich seltener als früher sehen. Wenn er kam, fuhrwerkte er nervös im Hause herum, schnauzte die Dienstboten an, machte einen furchtbaren Lärm wegen einer Kleinigkeit, indem er auf dies Weiberregiment schimpfte, auf diese Lotterwirtschaft, wo alles drunter und drüber ging. In der letzten Zeit rief er auch öfter seine Schwiegermutter und seine Schwägerin zu einer Beratung zusammen, weil ihm vom Gericht aus Schwierigkeiten wegen seiner Vermögensverwaltung gemacht wurden. Dann rechnete er im Schweiß seines Angesichts und konnte doch nicht angeben, auf welche Weise diese und jene Posten verschwunden waren. Alice saß mit ihrem ironischen Lächeln dabei und sagte:

„Du verstehst eben nichts von Geschäften, mein Lieber!“

Die einzige, die dann Rat wußte, war Frau Regierungsrat. Sie nahm die ganzen Papiere mit auf ihr Zimmer und richtete bei aller scheinbaren Klarheit eine solche Konfusion an, daß auch der Richter nicht mehr klug daraus werden konnte. Da in dieser Zeit die Vormundschaftssachen von stellvertretenden Assessoren geführt wurden, die sich alle Vierteljahr abwechselten, so scheute sich jeder, der Sache tiefer auf den Grund zu gehen, in der Hoffnung, daß der Nachfolger wohl mehr Klarheit in die Angelegenheit bringen würde. Aber Dehwitz, der noch nicht die Kaltblütigkeit seiner Schwiegermutter hatte, wurde oft angst und bange vor deren Machenschaften. Wiederholt kam es zu heftigen Scenen zwischen den beiden. Nur in einem Punkt waren sie untereinander einig. Wenn Frau Horstmann Geld verlangte von ihrer Mutter oder von ihrem Schwager, so fielen sie gemeinsam über sie her und redeten von Sparsamkeit. Anna kümmerte sich nicht um das Geschwätz, sondern ließ einfach die Dinge auf Rechnung setzen.

Die ganze Zeit über hatte sie versucht, sich wieder ihrer Tochter zu nähern, und wenigstens war seit Lottes Rückkehr ein äußerliches Einvernehmen hergestellt. Das junge Mädchen begleitete ihre Mutter auf den Spaziergängen und las ihr abends manchmal vor. Aber in Gegenwart der Mutter fühlte sich Lotte immer gedrückt. Ihre besten Stunden waren, wenn sie allein auf ihrem Zimmer saß, oder wenn sie zu Fernow aufs Atelier ging. Dort hatte sie ein paar Malerinnen kennen gelernt, ältliche

Mädchen, die das junge, hülflos dem Nest entfallene Geschöpf unter ihre Fittiche nahmen und bemutterten.

Lotte hatte sich noch immer nicht ganz damit abgefunden, daß sie in dem Hause geblieben war. Aber ihre ganze Jugend, ihre Lebenssehnsucht bäumten sich dagegen auf, sich wieder in die Krankenstube ihrer Großmutter zu begraben. Und mit der Zeit wurden die nagenden Gewissensbisse abgestumpft. Sie verzieh ihrer Mutter nicht; dies Verhältnis widerstrebte ihrem Gefühl. Aber ihr Verstand, vielleicht auch ihre Nachgiebigkeit, hatte allerhand Milderungsgründe ersonnen. Ihr Vater war geisteskrank, er war tot, wenigstens so gut wie tot, und ihre Mutter konnte sich als Witwe fühlen. So lange er im Hause gewesen war, hatte Lotte nie etwas Unrechtes bemerkt. Das Verhältnis mit Holleder hatte erst begonnen, als er in die Anstalt gekommen war . . . Auf diese Weise fand sie sich ab. Aber die Sorge um ihren Vater blieb doch immer wach. Von Zeit zu Zeit ergriff sie eine wahre Angst um sein Schicksal, sie nahm sich vor, hinzureisen und sich persönlich von seinem Wohlergehen zu überzeugen. Aber sie kam nie dazu, ihren Entschluß auszuführen. Sie begnügte sich, bei jedem Brief, der aus der Anstalt kam, ihre Mutter nach seinem Befinden zu fragen. Diese gab stets die gleichen Antworten. Es ging nicht besser, nicht schlechter. Er lebte zufrieden in Reichenberg und hatte das Interesse für die Außenwelt verloren. Die Folgen ihres Besuches hatte Anna ihrer Tochter verschwiegen. Sie hatte ihr nur gleichgültige Dinge erzählt, die geeignet waren, das junge Mädchen zu beruhigen.

Eines Nachmittags im Januar kehrte Anna von einem kurzen Spaziergang zurück. Es war ein unsagbar trauriger Tag gewesen, ohne Sonne, frostig und doch nicht winterkalt. Als sie nach Hause ging, kräuselte der Abendwind den dunklen Wasserspiegel der Landskrone, ein paar spärliche Schneeflocken schwebten verloren in der Luft, alles war grau und stumpf — ein wahres Grab der Fröhlichkeit.

Zu Haus traf Anna Bert an. Eine Cigarette rauchend, ging er im Zimmer auf und ab. Er hatte ein gutes Diner mitgemacht und verschaffte sich jetzt Bewegung. Nachdem sie unter dem Theekessel die Spritflamme entzündet hatte, rückte sie den Sessel an den Ofen und blickte in die langgeschlitzten Glutaugen.

„Also was giebts neues?“ fragte Bert.

„Ich habe bessere Nachrichten bekommen.“

„Wieso?“

„Nun, es geht ihm besser. Er ist aufgestanden und war auch schon einige Stunden im Freien.“

Bert sah sie spöttisch an und murmelte:

„Das nennst du bessere Nachrichten? Glaub mir, für ihn wie für uns wäre es besser gewesen, wenn die Geschichte anders verlaufen wäre.“

Einen Augenblick schwieg sie.

„Ich hab manchmal auch so gedacht und gewünscht, er wäre tot.“

„Das hätte die ganze Lage ungeheuer vereinfacht.“

„Vielleicht. . . . Jetzt wünsche ich ihm von mir aus alles Gute. Wenn ich ihn glücklich machen könnte, auf Kosten meines eigenen Glückes — ich glaube, ich thäts.“

Bert, der sich vor dem Spiegel gemustert hatte, ging wieder auf und ab. Dann blieb er bei Anna stehen und schüttelte den Kopf.

„Ihr Frauen seid komische Geschöpfe!"

Sie zuckte die Achseln.

„Ich wollte, er käme, nähme sein Haus, sein Geld, alles zurück ... So weit bin ich schon gekommen."

„Und was passiert mit mir?"

Sie nahm seine Hand und legte den Kopf daran.

„Dich müßte ich behalten."

Bert lächelte befriedigt und ging wieder auf und ab. Im Gehen lockerte er sein Westenband.

„Ich bekomme, weiß Gott, einen Bauch!"

„Ja, ein bißchen ... Es ist Zeit, daß du heiratest."

Er pfiff leise vor sich hin, seinen Spaziergang vor dem Spiegel jedesmal unterbrechend.

Die Dunkelheit wurde immer tiefer, die beiden waren nur noch als schwarze Schatten zu erkennen.

„Warst du auf dem Bureau?"

„Ne, da gehts besser ohne mich."

Nach einer Weile fragte er:

„Ist Lotte heute zu Hause?"

„Ich weiß nicht. Sie ging gleich nach dem Essen fort."

Sie sprachen nur hin und wieder ein Wort. Als das Theewasser kochte, löschte sie die Flamme aus und hing das Netz mit den grünen Blättern in den Kessel. Dann setzte sie sich auf das Sofa.

„Komm doch, setz dich zu mir!"

Er nahm in einem Sessel an ihrer Seite Platz. Sie

legte nachdenklich ihre Hand auf seine Schulter. So saßen sie eine Weile, während sie ihn schweigsam ansah.

„Wenn ich dich verlieren müßte . . . Warum bist du gestern nicht gekommen?"

„Ich kann doch nicht jeden Tag kommen. Das fällt auf."

„Du willst bloß nicht. Gestern warst du bei Frau Oswald."

Er runzelte die Stirn.

„Darf ich nicht mehr andere Leute besuchen? Das ist ja langweilig dies Spionieren."

„Ich spioniere nicht . . . Geh nur hin!" sagte sie müde.

Sie erkundigte sich nach dem Bierbrauer, der seit einiger Zeit wieder an Wassersucht litt. Bert meinte, es ginge ihm schlecht, er würde wohl nächstens abkratzen.

„Wenn sie Witwe wird, könntest du sie ja heiraten."

„Was du für Ideen hast!"

„Ich meinte es ja nur im Scherz!" sagte sie mit einem Lächeln.

Dann zog sie seinen Kopf an sich und drückte einen langen Kuß auf seinen Mund.

Es klopfte an der Thür. Bert sprang hastig auf und that ein paar lautlose Schritte zum Fenster. Der Diener kam, trug die brennende Lampe herein und ging dann wieder hinaus.

„Es ist zu dumm, daß man vor jedem Dienstboten Angst haben muß," sagte Holleder mürrisch.

„Das brauchst du wirklich nicht, mein Lieber. Es kommt hier niemand herein ohne anzuklopfen."

„Und wenn er vorher durchs Schlüsselloch sieht?“

Anna zuckte die Achseln.

„Was thut das? Ich kümmere mich wirklich nicht um die Meinung der Dienstboten.“

„Aber ich! Durch deren Klatsch erfahren auch andere Leute, was zwischen uns los ist. Es wird sowieso schon über uns geklatscht.“

„Wer klatscht?“

„All unsere Bekannten! Du würdest schön erstaunt sein, wenn du hörtest, was man sich über unser Verhältnis für Bemerkungen erlaubt. Das paßt mir nicht! Das ist auch höchst gefährlich für dich! Deshalb müssen wir bedeutend vorsichtiger sein als bisher.“

„Soll das heißen, daß du noch seltener kommen willst als früher?“

„Ach was! Hab ich denn das gesagt? .. Schenk mir erst mal eine Tasse ein, mein Schatz!“

Sie goß ihm den goldklaren Thee in die kleine Porzellantasse und träufelte aus einem kristallenen Kännchen einige Tropfen Arrak hinterher. Er sah ihr zu, und während er einen braunen Cakes zerknabberte, fiel ihm plötzlich das Diner ein.

„Es gab da ein Ragout, kleingehackte Schnepfen, Austern, ein paar Körner Caviar waren, glaub ich, auch drin .... großartig. Aber was ich sagen wollte. Sei jetzt mal vernünftig und höre zu. Eine Frau hat gewiß mehr Recht nach ihren Sentiments zu leben, als ein Mann. Aber hin und wieder muß sie doch auch die Vernunft sprechen lassen. Deshalb möchte ich dir mal einen Rat

geben. Ihr lebt alle zusammen so wild drauf los, als ob ihr die Leute geradezu herausfordern wolltet."

„Ich möchte wissen, wieso?"

„Erstens dein Schwager Dehwitz. Der scheint mir ein verflucht komischer Vormund zu sein. Er hat mir selbst gesagt, daß er mit dem Gericht fortwährend Krakehl hat. Vom Assessor Mehnert habe ich gehört, daß er Papiere verkauft hat und nicht angeben will oder . . . kann, zu welchem Zweck. In solchen Dingen sollte man sich wirklich immer tadellos benehmen. Man kann sonst zu sehr hereinfallen. Zweitens deine Mutter. Der würde ich ganz gehörig auf die Finger sehen. Die Leute munkeln, daß sie an der Börse spielt. Und man fragt sich: mit wessen Geld?"

„Was geht das die Leute an?" sagte Anna zornig.

„Um Gotteswillen, reg dich nicht auf! Ich will mich absolut nicht in deine Geldsachen mischen. Ich, als dein Schuldner, habe gewiß am allerletzten ein Recht dazu. Aber in deinem eigenen Interesse sage ich dir, Hand auf den Geldsack — sonst kommt eines Tages der Kladderadatsch!"

„Der kommt ohnehin."

„Unsinn. Deine Zukunft hat sich in letzter Zeit glänzend geklärt. Von deinem Mann droht nicht mehr die geringste Gefahr. Wenn die Ärzte noch ein Körnchen Zweifel an seiner Verrücktheit gehabt haben, jetzt sind sie bombenfest davon überzeugt. Der kann noch zehn Jahre leben, er kann nach zehn Monaten sterben, tot ist er schon heute. Die einzige, die dir unbequem werden kann, ist Lotte."

Anna senkte den Kopf und sah unter den Lampenschirm.

„Die ist mir allerdings unbequem. Aber anders als du denkst."

„Sie macht dir moralische Beschwerden. Ich weiß. Das ist dein Privatvergnügen, und ich würde darüber kein Wort verlieren. Es giebt Frauen, die genießen ihr Glück mit Seelenruhe, andere müssen die Süßigkeit erst mit einigen Thränen salzen, damit sie ihnen schmecken soll. Das ist Temperamentsache, worüber sich nicht streiten läßt. Du bildest dir ein, in den Augen deines Kindes die Ausgeburt der Hölle zu sein, nach meiner Meinung hat die Kleine keine Ahnung. Und wenn sie damals etwas gesehen hat, so wird sie sich höchstens gesagt haben: Alle Wetter, Mama küßt Herrn Holleder, den möchte ich auch mal küssen."

Bert lächelte ein wenig und strich sich durch den Schnurrbart. Dann fuhr er fort:

„Was ich meine, ist ganz was anderes. Lotte ist jetzt neunzehn Jahre alt. In zwei Jahren ist sie mündig und kann ihr Erbteil herausverlangen. Oder sie verlobt sich, was jeden Tag passieren kann. Dann hast du das Vergnügen noch früher. Das solltest du dir gründlich überlegen und bei Zeiten dagegen etwas thun, anstatt dich mit Chimären zu plagen."

„Mit wem sollte sie sich verloben? Sie spricht ja kaum mit jemandem."

„Dazu genügt ein Wort. Daß sie reich ist, weiß jeder Mensch. Daß sie anspruchslos ist, ist noch eine besondere Tugend. Hübsch ist sie ja nicht, aber ich weiß verschiedene Bekannte, denen ihr Gesicht gefällt. Also, ich sage dir — gieb acht!"

„Und was sollte ich nach deiner Meinung thun?"

„Verlobe sie möglichst mit jemand, der dir paßt."

Erstaunt, da sie nicht begriff, wohinaus dieser Vorschlag sollte, sah Anna ihren Freund an. Ihr Gesicht war noch ganz harmlos, sie hatte nicht den geringsten Verdacht. Aber an seinem verschmitzten, spitzbubenhaften Lächeln merkte sie, daß dieser Plan einen tieferen Sinn hatte. Allerhand unmögliche Gedanken verwirrten sie. Da — während ihr plötzlich sein Lächeln verrucht und frech erschien — sagte ihr eine Ahnung, was er wollte. Abwechselnd blaß und rot werdend, stammelte sie:

„Du? . . . Du wolltest? . . . Mein Gott!"

Bert ergriff ihre Hand.

„Jetzt hör mal ganz vernünftig zu. Du träumst immer von einem Glück ohne Löcher, ohne Flecken, ohne — na, ein Glück, wie es einfach keins giebt. In dieser gottverfluchten Welt heißts lavieren. Kleine Unbequemlichkeiten mit in den Kauf nehmen, damit man sich das große Glück erhält. Man muß immer auf dem qui vive sein, sonst sitzt man auf einmal in der Bredouille. Deshalb solltest du dir meinen Vorschlag gründlich überlegen."

Sie drehte blitzschnell ihren Kopf zu ihm:

„Du denkst im Ernst an diese . . . diese Infamie?"

Er zuckte die Achseln.

„Was ist das nun wieder für ein Ausdruck!"

Anna sprang auf, die Hände zusammenschlagend:

„Mein Gott, mein Gott! Ich bin deine Geliebte — nun willst du meine Tochter heiraten. Und das sagst du

so . . . Ach mein Gott, was ihr aus mir machen wollt!“

„Wer ihr?“ fragte er grob.

„Meine Mutter hat mich zu Betrügerin gemacht und du . . .“

„Erlaube!“ sagte Bert aufspringend. „Von dem, was deine Mutter für gut befunden hat, weiß ich nichts. Will ich nichts wissen. Ich kann beschwören, daß ich nichts weiß. Und wenn ich was wüßte, würde ich dir aufs dringendste abgeraten haben. Denn das sind ganz verflucht faule Sachen! Aber was ich dir rate . . . Übrigens war es natürlich nur ein Witz.“

„Was?“

Er brach in Lachen aus.

„Na, hast du es denn für Ernst gehalten? Aber Anna! Ich werde mir doch nicht diese Leberwurst anbinden!“

„Sei doch still, es war dein Ernst! . . . Ach, es sieht dir ja auch so ähnlich!“

Nun wurde er heftig, fuhr sie an, wie sie so etwas denken könne. Er hatte sie nur auf die Probe stellen wollen, die Frauen fielen aber auch auf alles herein.

Sie ließ sich beruhigen — wenigstens zum Schein. Einsilbig hörte sie seine Reden an. Er küßte ihr die Thränen aus den brennenden Augen.

Dann ging er. Sie wollten sich abends auf einem Ball wieder treffen.

Anna setzte sich ans Fenster und starrte auf die Straße. Gleichgültig blickte sie hinter Bert her, der

aus dem hellen Lichtschein einer Laterne im Dunkel verschwand. Ihre Gedanken waren anderswo. Sie sann über sich selbst nach, über das widerspruchsvolle Wesen, das sie war. Zu schlecht, um gut zu sein, und doch nicht schlecht genug, um sich nicht nach dem Guten zu sehnen. Wenn ich die Nerven meiner Mutter hätte! dachte sie. Aber so passe ich nicht für das Leben, das ich mir geschaffen habe. . . . Sie rief sich die Zeit wieder in die Erinnerung, wo sie wie heute aus dem Fenster dieses Zimmers auf die Straße gestarrt hatte. Wenn die Blendlichter einer Equipage aus dem Dunkel tauchten, war sie in die Höhe gesprungen, hatte ihr Gesicht an die Scheiben gepreßt und dem Wagen nachgestarrt. Und wenn er längst verschwunden war, war sie im Geist seinem Lauf gefolgt, in ein Haus, wo es hell war, in dem eine Gesellschaft stattfand. Ihr Blut war in Wallung geraten. Eine unwiderstehliche Sehnsucht, eine fast wahnsinnige Angst hatte sie ergriffen, daß ihre Jugend in dieser Monotonie verrostete und zerfiel, daß sie nie mehr das Leben führen würde, für das sie einzig geschaffen war. Vor ihren heißen Augen hatten die Lichter eines Ballsaals geflimmert. In ihrem Innern hatte es geschrien, daß es nur eins gäbe: Glanz, Luxus, Genießen. . . . Jetzt hatte sie alles und war doch nicht glücklich.

Nein, dachte sie plötzlich, indem sie den furchtbaren Druck fühlte, von dem ihre Brust zusammengepreßt war, ich bin nicht glücklich, sondern so elend und unglücklich, daß ich es am liebsten laut auf die Straße hinausschriee.

Es gab Augenblicke wie jetzt, in denen sie vor ihrem

Geliebten Ekel und Haß empfand. Sie haßte ihn, wie sie zu Zeiten das Morphium haßte. Bis jetzt hatte sie ihn immer entschuldigt. Mit der Gier eines Menschen, dessen Leben davon abhängt, hatte sie nach irgend einem Fleckchen gesucht, das gut und edel bei ihm war. Sie hatte nichts gefunden. Und was ihr am wehesten that, sie merkte, daß er sie ebenso behandelte, wie alle anderen. Er nutzte sie aus, bis er sie eines Tages wegwerfen würde. Die Leidenschaft, die ihn eine Zeit lang durchglüht hatte, daß er leuchtete und schillerte, war verraucht, es blieb nichts zurück, als dieser brutale und gewöhnliche Egoist. Ja, das wars! Er war so gewöhnlich, so entsetzlich gewöhnlich! Wenn er ein Künstler gewesen wäre, ein Fanatiker, der einem großen Ziele nachrennt und dabei blindlings alles unter die Füße tritt, dann hätte sie sich gern geopfert. Aber was war er? Ein Schmarotzer, der vor den Leuten, denen er ein wertloses Bild anhängen konnte, die ihn zu Diners einluden, wie ein Köter kroch. Und seine Menschenverachtung, seine Blasphemie, sein Cynismus, hinter dem sie früher so viel Großes geglaubt hatte, entsprang nur seiner eigenen Niedrigkeit. Nicht, weil er über den Menschen stand, verachtete er sie so, sondern weil er selbst ein so verächtlicher Mensch war.

Sie dachte plötzlich an ihren Mann. Sie verglich ihn mit Holleder. Auch jetzt, in dieser Stunde, wo Gewissensbisse sie quälten, war sie sich klar, daß sie mit ihm nicht hätte glücklich werden können. Doch jetzt, wo sie ihn ohne Haß, ohne Liebe beurteilte, fand sie, wie groß er eigentlich dastand. Sein Gang war ungeschlacht, sein

Gesicht abschreckend, seine Hände die eines Steinklopfers — aber während sie ihn sich vorstellte, erinnerte sie sich, daß in seinen Augen, diesen schweren, ins Ferne starrenden Augen, etwas ganz besonderes gelegen hatte. Und wenn er sprach, war es nie dies fade, ekelhafte Geschwätz der anderen gewesen, das sie nicht mehr hören konnte, das sie an abgestandenen Wein, an Cigarrenreste und sauer gewordenes Eis, an alles, was gestern schon ungenießbar gewesen war, erinnerte. Wie in einem Tunnel noch das dumpfe Brausen des Eisenbahnzuges nachtönt, hatte in seinen Gesprächen etwas widergetönt von den großen Arbeiten, denen seine Gedanken gehörten. Manchmal, wenn er ihr seine Pläne enthüllte, war sie von seiner Begeisterung mit fortgerissen worden. Er hatte sie förmlich schwindelig gemacht, sie war stolz auf ihn gewesen und zugleich von einer ganz körperlichen Zuneigung zu ihm erfüllt. . . . Ich glaube, ich habe ihn wirklich geliebt, dachte sie und lehnte, von schmerzlichen Stichen getroffen, ihren Kopf zurück. Ich hatte ihn lieb und hätte mit ihm glücklich werden können, wenn ich nur etwas klüger gewesen wäre. Nein, nicht klüger, sondern gütiger! Als das Unglück kam, hätte ich ihm beistehen sollen — statt dessen habe ich ihn verlassen und mein Leben verspielt . . .

Anna sah auf die Uhr. Es war halb acht. Sie mußte sich anziehen. Während sie in dem kleinen, bis ins letzte Winkelchen erleuchteten und durchwärmten Toilettenzimmer saß und sich von der Jungfer frisieren ließ, verblaßten allmählich die schwarzen Gedanken. Als sie ins Eßzimmer hinunterging, um ihrer Tochter Adieu zu sagen,

fand sie sie nicht. Der Diener, der ihr den Mantel umlegte, sagte, Fräulein Lotte sei auf ihrem Zimmer. Während der Wagen schon auf der Straße hielt, eilte Anna noch einmal hinauf. Auf ihr Klopfen erfolgte keine Antwort. Nur undeutliches Schluchzen drang aus dem Zimmer.

„Mach doch auf, Lotte! Ich möchte dir gute Nacht sagen!"

Endlich öffnete das junge Mädchen. Erstaunt blickte Anna in ihre vom Weinen geschwollenen Augen, auf die gelösten Zöpfe und bemerkte die zerdrückten Kissen des Bettes.

„Was fehlt dir denn?"

Das junge Mädchen konnte kein Wort herausbringen, so wurde ihr Körper von immer neuem Schluchzen erschüttert.

„Ja, was ist denn geschehen, mein Kind?"

„Großmutter . . . ist schwer krank."

Sie kam nicht weiter.

„Und das hat dich so aufgeregt?"

„Ja."

Anna wollte eintreten, um sie zu trösten und sich näher zu erkundigen, aber Lotte drängte sie hinaus.

„Ich kann niemanden sehen! . . . Bitte, bitte geh! . . . Ich muß allein sein."

„Wann hast du denn die Nachricht bekommen?"

„Heute Nachmittag."

„So?"

Unschlüssig blieb Frau Horstmann stehen. Es schien ihr seltsam, daß die Nachricht von einer Erkrankung der alten Frau sie so aufgeregt haben sollte.

„Du willst wohl hinreisen?“

„Ja, morgen!“

Anna ging schließlich. Aber während sie im Wagen saß, beschäftigten sich ihre Gedanken fortwährend mit dieser plötzlichen Abreise. Erst als sie die mit Menschen gefüllten Zimmer betrat, lenkten andere Eindrücke sie ab.

Die Unterhaltung der Gesellschaft drehte sich an diesem Abend hauptsächlich um den Tod des Bierbrauers Oswald, der ganz plötzlich an einem Schlaganfall verschieden war. Die allgemeine Meinung war, daß die Trauer der Witwe wohl nicht allzu tief sein würde. Bei Tisch kam das Gespräch zufällig auf das Alter der Bierkönigin. Hauptmann von Dehwitz erklärte, sie müsse doch annähernd vierzig sein. Holleder sagte, er wisse ganz genau, daß sie erst fünfunddreißig sei. Professor Seiffert holte aus seinem weißhaarigen Haupt halb vergessene Erinnerungen hervor und erzählte unter Diskretion: er habe ihr schon vor fünfundzwanzig Jahren als Akademiker den Hof gemacht. Damals sei sie ein Backfisch gewesen, siebzehn oder achtzehn. Aber er glaube, schon damals habe sie sich ein bißchen jünger gemacht, als sie wirklich war. Nun wurde der Streit allgemein, ohne daß man zu einem Resultat kam. Schließlich meinte jemand:

„Das ist immer so. . . . Die allernächst liegenden Dinge bleiben ewig Geheimnis. Wie alt die Königin Semiramis geworden ist, lernt man, glaub ich, in der Schule. Aber ob wir je Frau Oswalds Alter erfahren?“

„Jedenfalls ist sie noch jung genug, um sich wieder zu verheiraten,“ sagte Alice. Und boshaft fügte sie hinzu:

„Den Bierbrauer hat sie ja doch nur auf Abbruch genommen.“

Lotte lag die ganze Nacht über wach und wiederholte sich das, was sie erfahren hatte, und was ihr Bewußtsein doch immer wieder von sich gab, so wie der Mund eines Kindes den ersten Schluck Branntwein ausspeit.

Zufällig hatte sie am Nachmittag den Geheimrat Zimmer getroffen. Als sie sich bei ihm nach ihres Vaters Krankheit erkundigte und ihn fragte, warum er nicht zu Haus gepflegt werden könnte, hatte der alte Herr ihr schonend und sehr unbestimmt, wie es ihm einem jungen Mädchen gegenüber angebracht schien, Horstmanns Verfolgungswahn geschildert, zu dem noch in letzter Zeit der Verdacht, daß seine Frau ihm nicht die Treue hielte, gekommen war. Er hatte auf den Vorfall in Romannshausen hingewiesen — und als Lotte davon hörte, war es ihr, als wenn sie plötzlich der Verstand verließe. Scheinbar beruhigt hatte sie sich von dem Arzt verabschiedet. Aber mitten auf dem Weg blieb sie stehen, um sich den Zusammenhang dessen, was sie gehört hatte, klar zu machen.

Ihr Vater hatte auf dem Dampfer seine Frau mit Holleder zusammengesehen. Und das wurde ihm als Wahnsinn ausgelegt. Deshalb wurde er in der Anstalt festgehalten. Aus Schmerz darüber hatte er einen Selbstmordversuch gemacht. . . . Aber was er gesehen hatte, war ja wahr! Holleder hatte ja ihre Mutter nach Reichenberg begleitet, sie selbst hatte ihn im Zuge gesehen. Und der Verdacht, den ihr Vater hatte, war ja berechtigt. Es

war ja alles so, wie er sagte, und also war er auch nicht geisteskrank.

Während sie weiter ging, ohne zu wissen, wohin, und während sie sich ohne Unterlaß immer dasselbe wiederholte, wie etwas, das man zwar weiß, aber doch nicht begreift, traf sie zufällig wieder auf den Wagen des Geheimrats, der vor einem Hause hielt. Bei diesem Anblick kam ihr der Gedanke, sie müsse ihn erwarten und ihm sagen, daß ihr Vater nicht geisteskrank, daß aber ihre Mutter die Geliebte Holleders sei.

Wie gebannt blieb sie in einiger Entfernung von dem Wagen stehen. Als aber dann der alte Herr wirklich aus dem Hause trat, drehte sie sich um, ohne ihn angesprochen zu haben. Sie wußte, daß sie es nie würde sagen können. Aber wenigstens beschäftigten sich ihre Gedanken mit dem, was geschehen mußte, und fanden so einen Halt in der Erschütterung, die für eine Weile ihr Denkvermögen vollständig zerrüttet hatte. Sie kam zu dem Entschluß, am nächsten Tag nach Reichenberg zu reisen und selbst die Befreiung ihres Vaters ins Werk zu setzen. Sie machte einen Plan, in dem zugleich viel Phantastisches und klug Überlegtes war. Sie dachte an Verkleidung, an eine Flucht per Strickleiter und sagte sich gleichzeitig, daß sie ihren Vorsatz vor allem vor ihrer Mutter geheim halten müsse, da diese sonst alles thun würde, um ihn zu vereiteln.

Sie schlief in der Nacht nicht. Ohne das Morgengrauen abzuwarten, stand sie auf und ordnete beim Lampenlicht ihre sämtlichen Sachen, als wenn sie dies Zimmer für immer verlassen wollte. Sobald die Mädchen

auf waren, ließ sie ihren Koffer vom Boden holen. Dann frühstückte sie und ging auf die Bahn, um sich nach den Zügen zu erkundigen. Wenn sie nachmittags um zwei abfuhr, war sie abends gegen sechs in Romannshausen. Der Zug nach Eisenach ging schon kurz nach elf. Da Frau Horstmann, die gewöhnlich nach einer Gesellschaft länger schlief, noch nicht auf war, ging Lotte an ihr Bett, um ihr Adieu zu sagen. Sie war jetzt vollständig ruhig und sagte ihrer Mutter, sie würde spätestens in zwei Wochen wiederkommen. Trotz ihrer Migräne kleidete Anna sich rasch an und begleitete ihre Tochter nach der Bahn. Der unbestimmte Verdacht, den sie hatte, legte sich vollständig, als das junge Mädchen ein Billet nach Eisenach löste und mit dem Zug Hagen-Cassel abfuhr. Lotte stieg jedoch auf der ersten Station aus und fuhr nach Düsseldorf zurück.

Da sie an diesem Nachmittag Malstunde bei Fernow haben sollte, benutzte sie die freie Zeit, um auf sein Atelier zu gehen und sich von ihm zu verabschieden.

Der Maler hatte gerade ein Modell sitzen, einen alten Mann in holländischem Fischerkostüm. Als er hörte, daß sie verreisen wollte, und daß sie vielleicht so bald nicht wieder nach Düsseldorf zurückkäme, bat er sie, noch einen Augenblick zu warten. Während das Modell sich hinter einem Kattunvorhang umzog, betrachtete er sie nachdenklich.

„Es muß doch etwas besonderes vorgefallen sein, daß Sie so plötzlich abreisen."

„Ja. Aber ich kann es Ihnen nicht sagen."

„Das ist schade. Vielleicht könnte ich Ihnen raten. Ein Mann weiß in manchen Dingen doch besser Bescheid."

Sie erwiderte nichts, sondern schüttelte nur den Kopf.

„Es muß etwas Ernstes sein. Wenigstens sehen Sie sehr angegriffen aus."

„Ja."

Während Lotte ihn ansah, dachte sie, daß es gut sein müsse, ihm alles zu sagen und einen Menschen zu haben, an dem sie sich festhalten könne. Aber sie brachte es nicht über die Lippen. Sie bat ihn nur, diesen Besuch ihrer Mutter gegenüber nicht zu erwähnen.

Der alte Mann hatte das Fischerkostüm mit seinen gewöhnlichen Kleidern vertauscht und verabschiedete sich jetzt.

„Also bis morgen um neun!"

„Um neun pünktlich."

„Ich muß nun auch gehen," sagte Lotte, als er draußen war.

Zum letzten Mal sah sie sich um. Dieser Raum mit seinen blaugrau gestrichenen Wänden, seinen Bildern und Rahmen, der holländischen Uhr, die rasselnd wie ein altes Glockenwerk schlug, den hohen, friesischen Schränken, den gelben Küchenstühlen, den Südwestern an der Wand — alles darin war ihr vertraut. Die Luft, dieser leise Terpentingeruch, war ihr vertraut. Die Laurustinus an dem hohen Fenster, von denen sie manchmal die welken Blätter abgepflückt, und die sie begossen hatte, waren ihr vertraut. Die beiden Damen, mit denen sie zusammen ge-

arbeitet hatte, die spindeldürre Ostpreußin, die dicke, kleine Oldenburgerin mit ihrer piepsenden Stimme, die auf einer Fußbank vor der Staffelei stand, waren ihr vertraut. Und er selbst, der sich diese Umgebung geschaffen hatte, war ihr vertraut. Er war ihr im Lauf der Jahre so vertraut geworden, daß sie alle seine Gedanken, seine Sympathieen, Antipathieen, jede kleinste Regung seiner Seele zu kennen glaubte.

Sie stand noch immer in der Thür und starrte das angefangene Bild an, als wenn sie sich nicht losreißen könnte. Der alte Mann saß am Kamin und wärmte sich die welken Hände an der verglimmenden Kohlenglut und hörte aus der Ferne das Meer branden und dachte an vergangene Fahrten, an durchkämpfte Stürme, an erlittene Unfälle, deren Erinnerung sein nun stillgewordenes Herz nur noch leise bewegten. . . . Und während sie sich der Stimmung, die aus diesem Bild sprach, hingab, überkam sie plötzlich mit aller Macht das schmerzliche Gefühl, daß sie den einzigen Fleck, wo sie sich geborgen und sicher fühlte, verlassen müßte. In diesem Raum war sie zum ersten Mal zum frohen Bewußtsein ihrer selbst gekommen, sie hatte ihre Heimat hier gefunden. Und dem Mann, der hier waltete, hatte sie Vertrauen geschenkt. Ihr Herz, das weder Vater- noch Mutterliebe gekannt, das haltlos geschwankt hatte, wie ein Schiff ohne Ballast, hatte sich mit der Liebe zu ihm ausgefüllt. Mit einer Liebe, die ganz verschwiegen war, die sich nur in kaum merklicher Fürsorge, in ganz verstohlenen, unschuldigen Zärtlichkeiten geäußert hatte, die nichts forderte, nichts hoffte, und die

ihr doch bei aller Unruhe einen süßen Frieden gegeben hatte. Und jetzt in diesem Augenblick, wo sie glaubte, ihn zum letzten Mal zu sehen, fühlte sie, wie es sie festhielt, wie es ihre Füße an diese Dielen festnietete, als wenn sich ein Magnet an ein Stück Eisen klammert.

Die holländische Uhr setzte knarrend zum Schlagen ein. Es war halb zwei.

„Ich muß gehen! Es ist die höchste Zeit."

„Also Sie reisen wirklich ab, ohne mir zu sagen wohin, und wann Sie wiederkommen?"

„Ich kann Ihnen das nicht sagen. Ich weiß es selbst nicht."

„Wir kennen uns nun so lange. Daß wir so fremd bleiben würden, habe ich nicht gedacht."

„Wir sind auch nicht fremd," stammelte sie. „Sie wenigstens sind mir nicht fremd. Ich habe wirklich Vertrauen zu Ihnen. Ich muß Ihnen für so vieles danken, für so viel. Ich werde Sie nicht vergessen."

Er hielt ihre Hand fest, indem er mit der andern die schon geöffnete Thürklinke schloß.

„Wenn Sie wirklich etwas für mich übrig haben, dann bleiben Sie noch einen Augenblick. Ich möchte Ihnen etwas sagen, was ich schon lange sagen wollte."

Aber als wenn sie ahnte, was er noch auf der Zunge hatte, riß sie die Thür auf:

„Ich muß ja fort. Ich kann Sie nicht hören. Ich muß fort."

Er ließ mit einem finsteren Ausdruck den Kopf sinken.

Da drückte sie ihm noch einmal mit ihrer ganzen Kraft die Hand und lief hinunter.

Abends kam Lotte in Romannshausen an, übernachtete und fuhr am nächsten Morgen in die Anstalt. Da der Direktor zu einer Konsultation nach auswärts berufen war, wurde sie zum Oberarzt geschickt. Doktor Sinzheimer empfing sie im Konferenzzimmer und bot ihr mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit Platz an. Während er herablassend ihre Bitte anhörte, betrachtete er sie und fand, daß sie mit ihrer Mutter keinen Vergleich aushalten könne. Schließlich sagte er, es sei unmöglich, ihr eine Unterredung mit dem Kranken zu gewähren. Er müßte dazu die Erlaubnis seines Chefs haben, der erst morgen zurückkäme; er glaubte nicht, daß dieser sie geben würde. Als Lotte auf ihrer Bitte bestand, wurde er sehr kühl. Schließlich mußte sie unverrichteter Sache wieder fortgehen. Der Arzt geleitete sie bis auf den Gang, einen Moment schien er die Neigung zu haben, sie noch weiter zu begleiten, rief dann aber einen Wärter, daß er die Dame bis ans Thor bringen sollte.

Während Lotte dem alten Mann, der sich bei jedem Schritt mit dem Schlüsselbund aufs Knie schlug, folgte, betrachtete sie die langen Reihen der vergitterten Fenster.

„Wissen Sie, in welchem Zimmer Herr Horstmann wohnt?“

Der Wärter zeigte auf die beiden Fenster. Lotte spähte hinauf, ohne jemanden zu bemerken.

„Sie sind wohl das Fräulein Tochter?“

„Ja. Wissen Sie, wies meinem Vater geht?“

„Ich weiß nicht, ich bin von einer anderen Abteilung.“

„Könnte ich nicht den Wärter sprechen, der meinen Vater pflegt? Ich möchte genau hören, wie es ihm geht?"

„Warten Sie doch ab, bis morgen der Herr Direktor kommt. Wir Wärter dürfen uns nicht mit den Besuchern einlassen."

Lotte blieb den ganzen Vormittag auf ihrem Zimmer im Gasthof „Zur Post und zur Krone." Während sie auf die hohen Mauern starrte, die den Park umgaben, wurde ihr immer klarer, daß eine Flucht unmöglich sei.

Wie sollte sie sich mit ihrem Vater in Verbindung setzen? Es blieb ihr nichts anderes übrig, als morgen dem Direktor die ganze Wahrheit zu enthüllen. Der aber würde ihr nicht glauben. Er würde erschrocken und empört über sie sein.

Aber sie konnte doch nicht anders! Sie konnte doch ihren Vater nicht in der Anstalt lassen. . . . Während ihr Leib eiskalt war, glühte ihr Kopf wie im Fieber. Je öfter sie an den Augenblick dachte, desto entsetzlicher schien er ihr. Sie hatte das Gefühl, als müsse sie etwas Unmögliches und Unnatürliches begehen.

Nachdem sie zu Mittag gegessen hatte, brachte sie die Zeit bis zum Abendessen mit den gleichen qualvollen Gedanken hin, während der Fieberfrost sie durchschauerte und die dunkelrote Glut ihren Kopf bis zum Zerspringen anfüllte.

Es war schon lange Zeit dunkel in ihrem Zimmer, als ein Mädchen an die Thüre klopfte und meldete, das Abendbrot stände unten bereit.

In einem kleinen, ovalen Raum, von den Herren der

Anstalt die Postkutsche genannt, war für sie gedeckt. Ein Sofa, ein runder Tisch, einige Stühle hatten eben Platz darin, die Hängelampe an der Decke erschien schon viel zu groß.

Als die Wirtin hereinkam, würgte Lotte ein paar Bissen herunter. Sie fragte die dicke Frau nach ihrem Vater. Diese besann sich einen Augenblick und meinte dann, das sei wohl der, der nie einen Ton geredet hätte. Zugleich machte sie eine unbestimmte Bewegung, als wenn sie ausdrücken wollte, der beste Bruder sei das nicht. Gleich darauf wurde sie heraus gerufen. Nebenan im Schenkzimmer saßen schon einige Gäste, deren geräuschvolle Unterhaltung zu hören war. Es sollte wohl gespielt werden, denn verschiedene Stimmen riefen nach Karten. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, und ein bärtiger Mann steckte mit den Worten: „Donnerwetter, sind Sie hier denn?“ den Kopf durch den Spalt. Im Augenblick, wo er Lotte gewahr wurde, fuhr er zurück, aber gleichzeitig flog ein zusammengefaltetes Stück Papier auf ihren Tisch. Sie griff danach und las auf der offenen Seite: „Bleiben Sie morgen auf Ihrem Zimmer. Ich komme dann. Vormittags.“

Sie faltete das Papier auseinander und erkannte ihres Vaters Handschrift.

Er schrieb: „Liebe Tochter! Ich habe gehört, daß du hier bist. Thu alles, um mich zu befreien. Sprich mit dem Mann, du kannst ihm vertrauen. Er meints ehrlich. Ich will nach der Schweiz. In Deutschland bekomme ich mein Recht doch nicht. Man hält mich gefangen, als wenn ich ein Verbrecher wäre. Ich bekomme

niemand zu sehn. Aber ich werde schon Mittel und Wege finden. Nur mußt du Geduld haben. Ein günstiger Augenblick kommt vielleicht erst in Wochen. Das nähere sagt der Wärter. Sorge für Geld! Dein Vater."

Es war dem jungen Mädchen, als wenn bei jedem Wort, das sie las, ein Teil der Last von ihr abfiele. Sie atmete in tiefen, hastigen Zügen, wie jemand, der aus einer Schlinge befreit wird, nachdem er halb erstickt gewesen. Dann verbarg sie den Brief und ging auf ihr Zimmer. Während sie am Rand ihres Bettes saß, genoß sie von neuem das Gefühl der Erlösung. Die Freude, daß ihr Vater bald befreit würde, war nicht so mächtig wie die Freude darüber, daß sie ihre Mutter nicht anzuschuldigen brauchte. Im Bett, begraben unter diesen ungeheuern Bauernkissen, die wahre Berge von Eiderdaunen verbargen, gingen noch allerhand romantische Gedanken über die Flucht durch ihren Kopf. Einen Augenblick dachte sie auch an Klaus Fernow. Dann versank sie plötzlich in einen tiefen, totenfesten Schlaf.

Der Wärter kam gegen Mittag. Er machte einen biederen Eindruck mit seinem braunen, vollbärtigen Gesicht. Er nannte seinen Namen: Aloys Burscheid. Lotte hörte an seiner Aussprache sofort, daß er Westphale war. In der umständlichen Art gewöhnlicher Leute erzählte er seine Lebensschicksale, er war Reitknecht bei einem Gutsbesitzer gewesen, hatte seinen an Gehirnerweichung erkrankten Herrn in die Anstalt begleitet und war nach dessen Tod dort als Wärter geblieben. Aber es gefiel ihm dort nicht, er sehnte sich wieder unter vernünftige Menschen. Der Ingenieur,

dessen Pfleger er seit kurzem war, war nach seiner Ansicht so gesund, daß er nicht begriff, warum man ihn in eine Anstalt sperrte. Von seiner Verwundung hatte er sich ziemlich wieder erholt, nur war er sehr niedergedrückt und traurig, und sein einziger Wunsch war, die Anstalt zu verlassen. Da sie in diesem Bestreben beide sympathisierten, war es ihm als das Beste erschienen, wenn sie gemeinsame Sache machten.

Er setzte ihr dann auseinander, wie er sich die Flucht vorstellte. Das Fräulein sollte Reichenberg verlassen und sich in Romannshausen einmieten. Ihr Vater würde außerordentlich streng bewacht. Seit dem Besuch seiner Frau hatte er die Anstalt nicht verlassen. Aber er hoffte, über kurz oder lang die Erlaubnis zum Besuch der Wirtschaft zu bekommen. An einem verabredeten Tage sollte das Fräulein mit dem Wagen am andern Ende des Dorfes halten. Dann würden sie nach Romannshausen fahren und von da aus möglichst rasch die Grenze zu erreichen suchen.

Lotte reiste noch denselben Tag ab und nahm sich in einem unscheinbaren Hotel ein Zimmer. Die folgenden Tage verbrachte sie in fortwährender Spannung. Sie schrieb an ihre Großmutter, der sie ihr Vorhaben, so weit es ging, auseinandersetzte. Sie bat um Geld und legte zugleich einen andern Brief an ihre Mutter ein, der von Eisenach aus abgeschickt werden sollte.

In dieser Zeit reifte sie sehr. Aus dem hilflosen Ding, das unbewußt immer nach Anlehnung suchte, wurde eine selbständige Person, die ihre eigenen Wege ging.

Sie dachte viel an Claus Fernow. Es that ihr leid, daß sie ihn durch ihren scheinbaren Mangel an Vertrauen verletzt hatte. Eines Tages schrieb sie ihm den Grund ihrer plötzlichen Abreise, indem sie nur das, was ihre Mutter betraf, überging. Seine Antwort kam fast umgehend. Er fragte sie, ob sie seine Frau werden wolle? Wenn er kommen dürfe, solle sie telegraphieren. Sie schickte ein Telegramm ab.

Als Lotte ihn von der Bahn abgeholt hatte, wurden sie von einem Schneegestöber überrascht und mußten sich in den Gasthof begeben. Sie sagte der Wirtin, die ihr das eigene Wohnzimmer zur Verfügung stellte, der Angekommene sei ihr Bruder. Und wer sie zusammen sah, konnte sie wohl für Geschwister nehmen. Sie schwelgten nicht in einem Liebesrausch. Sie waren beide still und ernst. Aber sie hatten das Gefühl, welches sie bis in ihr tiefstes Innere mit Frieden erfüllte, daß es so hatte kommen müssen, und daß es so gut war.

Gegen Abend begleitete Lotte ihren Verlobten an die Bahn. Sie gingen Arm in Arm die von weißem Schnee und schwarzer Kohlenasche bedeckte Chaussee hinunter. Von dem bunten Zeug, dem lärmenden Geräusch, das in der Reisezeit hier die Augen blendete und die Ohren betäubte, war nichts zu spüren. Kein Mensch ließ sich sehn. Im nebligen Dunst spieen die Fabrikessen ihre dunkelrote Lohe aus, die Schornsteine qualmten und mischten ihren Rauch in die tiefhängenden Wolken. Das schwarze Wasser des Stromes glitt unhörbar dahin, eine öde, dunkle Fläche.

Lotte kehrte heim, hoffnungsfroh und gestärkt. Es

vergingen Tage auf Tage. Der Schnee schmolz. Dann wurde das Wetter wieder schlechter. Sie saß am Fenster und wartete. Sie hatte die Berechnung der Zeit verloren. Trotz ihres Glücks drückte sie die Melancholie dieser einsamen, langsam hinschleichenden Tage. Eines Sonntags sah sie einige Kinder auf der Straße mit Masken spielen. Ihr fiel ein, daß Fastnacht sei. Am Abend, bevor sie schlafen gehen wollte, kam ein Telegramm an: „Morgen Vormittag um elf."

In aller Frühe ging Lotte zu dem Hauderer und bestellte den Wagen auf halb neun. Es war kurz nach zehn, als sie an der verabredeten Stelle vor dem Dorf ankam. Lotte stieg die Anhöhe hinauf und setzte sich auf einen Chausseestein. Der scharfe, noch vom Schnee kalte Frühlingswind strich ihr über das Gesicht. Ringsum wellten sich die braunen Äcker, aus denen die ersten Spitzen der Wintersaat hervorsahen. In einem Vicinalweg fuhr mit einem Ochsengespann ein Bauer, dessen Peitschenknallen die klare Luft zerriß. In den nahen Furchen trippelten Haubenlerchen. Unter ihr lag das Dorf, dessen Kirchturm den Schloßbau verdeckte. Sie sah nur die grauen, schnurgeraden und fast endlos sich erstreckenden Parkmauern.

Jetzt tauchten aus der krummen Dorfstraße zwei schwarze Gestalten auf.

Einen Augenblick wartete sie noch, um sich zu überzeugen, daß es die Erwarteten wären. Dann eilte sie ihrem Vater entgegen. Sie wollte ihn umarmen und küssen. Aber sie blieb erschrocken vor ihm stehen und konnte kaum einen Gruß stammeln. Der Wärter hatte ihn

unter den Arm genommen, und während er ihn weiterschleppte, streckte Horstmann schlaff seiner Tochter die Hand hin und murmelte etwas, was sie nicht verstand. Auf Geheiß des Wärters faßte sie seinen andern Arm unter. So eilten die drei die Anhöhe hinauf. Dem jungen Mädchen stürzten bei jedem Schritt unaufhaltsam die Thränen aus den Augen. Aber sie kämpfte ihren Schmerz nieder, bevor sie den Wagen erreichten. Ihr Vater saß neben ihr und blickte mit finsterem Ausdruck vor sich hin. Als er bei einem Stoß des Wagens den Kopf aufrichtete, sah sie die tiefe schartige Narbe an seinem Hals. Aber es war nicht das, auch nicht die Gebrochenheit seines Körpers und sein schlohweißes Haar, was ihr den furchtbaren Eindruck machte, sondern dieser starre, unbewegliche Ausdruck seines Gesichts, als wenn sich der Schmerz darin versteinert hätte. Er sprach kein Wort und schien seine Tochter gar nicht zu bemerken.

Der Wärter war sehr aufgeregt und schwatzte ununterbrochen. Nach seiner Meinung war die Flucht nicht bemerkt worden. Schlimmsten Falles würde ihre Abwesenheit beim Mittagessen auffallen. Wenn es aber gut ging, konnte auch der Nachmittag darüber vergehen. Denn da heute Abend eine große Theatervorstellung stattfinden sollte, herrschte eine ziemliche Unordnung in der ganzen Anstalt.

Der Kutscher fuhr in scharfem Trab, kurz vor zwölf hatten sie den Romannshausener Bahnhof erreicht. Sie benutzten einen Bummelzug bis Köln, von hier wollten sie auf Anraten des Wärters über die belgische Grenze nach Verviers fahren, das sie bequem bis zum Abend erreichen

konnten. Horstmann stimmte zu. Er machte einen vollständig apathischen Eindruck. Nur ließ er sich von seiner Tochter das Geld aushändigen und blätterte im Kursbuch. Da sie in Köln eine Stunde Aufenthalt hatten, gingen sie in den Wartesaal und bestellten sich Mittagessen. Plötzlich stand Horstmann auf. Der Wärter wollte ihn begleiten, aber er sagte, er käme sofort wieder. Als aber der Kellner schon die Suppe gebracht hatte und er noch nicht wieder da war, schickte Lotte beunruhigt ihm den Diener nach. Eine geraume Weile verging. Schließlich kam Burscheid mit rotem Kopf zurück und meldete, daß er seinen Herrn nicht finden könne. Sie suchten nun gemeinsam auf dem großen Bahnhof, in dem Gedränge der ankommenden und abfahrenden Reisenden, fragten alle Beamte, die Frau an der Toilette, die Droschkenkutscher am Ausgang. Niemand konnte ihnen Auskunft geben. Endlich erfuhren sie von einem Schalterbeamten, daß ein Herr, auf den die Beschreibung paßte, sich ein Billet nach Düsseldorf genommen und dabei einen Hundertmarkschein gewechselt habe. Der Zug war gerade abgegangen. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als angsterfüllt auf den nächsten Zug zu warten und dann dem Durchbrenner nachzufahren.

Als Horstmann in Düsseldorf ankam, fand er die Stadt in einem wahrhaft närrischen Taumel. Der Rosenmontagszug hatte, auf dem Heimweg begriffen, eben die Alleestraße passiert. In den Telegraphendrähten, den dürren Ästen hingen noch Papierschlangen und grell bemalte Leinwandfetzen. Ein als Café chantant ausstaffierter Wagen, mit dem Riesentransparent: „Düsseldorf wird Großstadt“,

dessen Deichsel gebrochen war, stand mitten auf der Straße. Die Insassen, als Balletteusen und Chansonetten verkleidete Männer, deren muskulöse Arme von der Kälte lila angelaufen waren, versuchten noch lustig zu sein und Lieder zu brüllen, aber ihre Stimmen gaben kaum ein paar heisere Töne her. Um ihren Witz zu zeigen, schwenkten sie die halbvollen Seidel und gossen das Bier in großem Bogen über die johlende Menge. In der grauen Abenddämmerung machte sich der niedrigste Pöbel auf dem Trottoir breit. Halbwüchsige Burschen in grauen Säcken schlugen mit ihren Schweinsblasen und Pritschen auf die Nichtmaskierten ein. Weiber mit entblößten Schultern und Armen, als Zigeunerinnen oder Königinnen der Nacht maskiert, kreischten einen Vers, der gerade Tagesparole war: „O jöh, wat hammer Freud, heut Abend wird jedeut!“ Herren hatten ihre zweifelhaften Cylinderhüte mit gelben Zetteln beklebt: „Noch zu haben!“ „Ich liebe Sie!“

Horstmann schlich langsam an den Häusern entlang durch die Menge. Er stützte sich auf seinen Stock und blickte finster zu Boden. An der Ecke der Bazarstraße hing sich ein Junge an seinen Überzieher und verprügelte ihn unbarmherzig mit seiner Pritsche, indem er fortwährend schrie: „Mensch ärgere dich nicht! Mensch ärgere dich nicht!“ Horstmann packte den Jungen am Kragen und wollte ihm schon einen versetzen, aber dann ging er gleichgültig weiter. Er bog in die Bolkerstraße ein, wo sich ein Waffenladen befand. Hier kaufte er sich einen Revolver und ging dann in die Hofgartenstraße.

XVII.

Die riesenhaften Kränze, deren innerer Hohlraum beinah den Leibesumfang des Bierbrauers erreicht hatte, waren auf dem Grabe des Toten schon verwelkt. Die meterlange Kreppschleife, die nach rheinischer Sitte an der Hausschelle hing, war vom Wind so zerzaust und vom Regen so verwaschen worden, daß der Diener sie schließlich abgenommen hatte. Frau Oswalds Taschentücher, die sie um den Toten mit Thränen befeuchtet hatte, lagen wieder wohlgeplättet im Wäscheschrank. Ein englisches Räucherkerzchen hatte den widerlichen Leichengeruch aus dem Sterbezimmer entfernt.

Die Witwe hielt ihr Haus streng verschlossen. Nachdem die Condolenzbesuche abgemacht waren, ließ sie sich von niemand stören. Nur Holleder durfte sie manchmal besuchen und, wenn es dunkelte, mit ihr einen Spaziergang durch den Hofgarten machen. Jetzt, wo Frau Oswald sich nicht mehr zu ihrem Mann hinunterzubeugen brauchte, der die Manie gehabt hatte, fortwährend eingehakt zu gehen, war ihre Haltung noch aufrechter und gerader geworden, und diese reitgertenschlanke Gestalt in dem langen Witwenschleier mit dem streng geschlossenen, stolzen Gesicht, das immer geradeaus sah, hatte wirklich einen Zug königlicher Größe.

Auch Bert in seinem dunklen Überzieher von streng englischem Schnitt, mit einem Ausdruck ernster Zufriedenheit auf seinen Zügen, machte einen gesetzten und würdigen

Eindruck. Die beiden wechselten selten ein Wort. An ihrer Seite schlichen die Windhunde, langsam und traurig mit hängenden Köpfen.

An manchen Stellen der einsamen Wege wurde Bert von jähen Erinnerungen verwirrt. Hier war er auch mit Frau Horstmann spazieren gegangen. Auch im Winter, wenn es dunkelte. Da unter dem Strauch, von dem plötzlich der Schneestaub abgefallen war, so daß sie wie in eine weiße Wolke gehüllt waren, hatten sie gestanden, und mit jähem Ruck hatte Anna ihren Schleier abgestreift und ihre zitternden Lippen auf seine gepreßt, daß heiße Schauer bis in seine Fußspitzen rannen. Wundervoll! dachte Bert. Wundervoll! Es war die glühendste Leidenschaft, die ich durchgemacht habe. Niemals habe ich eine Frau so furchtbar geliebt wie Anna. Für sie hätte ich alle Dummheiten machen können. Ich werde diese Augenblicke nie vergessen. Wenn mich das Podagra peinigt und mir längst alle Haare ausgefallen sind, wird die Erinnerung daran noch meine alten Tage verschönern. Aber, du lieber Himmel, eine Leidenschaft ist eben eine Leidenschaft, das heißt, sie kann nicht ewig dauern, je hitziger das Feuer brannte, desto schneller verzehrt es sich. Das ist ein Naturgesetz, dem wir uns alle beugen müssen. Auch Anna wird das mit der Zeit schon einsehen.

Und mit verstohlenem Blick betrachtete Bert die Frau an seiner Seite, deren langer Kreppschleier zweimal um ihren Hals geschlungen war. Die Vorstellung, daß sie plötzlich ihren langsamen Schritt hemmen, ihren Schleier lösen und ihren Arm um seine Brust schlingen könnte, war

einfach eine Geschmacksverirrung. Aber gerade darum, weil sein Verhältnis zu ihr so ruhig, so wohlgesittet war, hatte es eine solide Basis und verhieß ein dauerndes Glück. Und während Bert die leis melancholische Poesie dieser Winterabendstimmung und dieser Erinnerung durchkostete, dachte er: O Jugend! O holder Rausch! Ich habe gelebt und geliebt und das Glück genossen. Nun lenke ich mein Lebensschiff in ruhigere Bahnen. Die da wird mir geben, was ein anständiger Mann zu einem würdigen Dasein gebraucht. Ach, wenn doch Mama das noch erlebt hätte! .. Und dabei sah er träumerisch in die Sterne.

In diesem Jahr sollte im Malkasten am Sonnabend vor Fastnacht ein Fest à la Watteau gefeiert werden. Frau Oswald hatte man die Rolle der Pompadour zugedacht, aber der Tod machte wieder einen Strich durch die Rechnung, und man bestürmte Frau Horstmann die Rolle zu übernehmen. Diese stimmte zu, aber am Tage des Balles wurde sie von einer so tödlichen Melancholie ergriffen, daß sie bis zum letzten Augenblick entschlossen war, dem Ball fern zu bleiben. Erst als am Abend selbst einige Herren vom Comité händeringend baten, sie möchte wenigstens einige Stunden zu den lebenden Bildern erscheinen, ließ sie sich erweichen. Aber sie war so vollständig abgespannt, daß man sie anziehen mußte wie eine Puppe.

Als Anna am nächsten Morgen vom Ball heimkam, sank sie ins Bett und schlief wie eine Tote. An diesem schweren, bewußtlosen Schlummer war nicht die Müdigkeit allein schuld, mehr als Müdigkeit war es die Wirkung des Champagners. Bevor sie aufgebrochen war, hatte sie

mehrere Gläser hinuntergestürzt wie jemand, der einen wilden Schmerz betäuben will.

Jetzt als sie erwachte, war es rabenschwarz im Zimmer. Nur durch einen Spalt der Jalousie schoß ein fahler Blitz. Sie ließ die Uhr auf dem Nachttisch repetieren. Es war halb zwölf.

Sobald sie aufgewacht war, tanzten vor ihren Augen bunte Farbenflecke, sie hörte dumpfes Scharren von Füßen, Walzermusik und schrilles Lachen. Während alles um sie kreiste, drehte sie sich selbst mit. Sie schmeckte noch den faden, süßen Nachgeschmack des Sekts auf ihren Lippen, sie roch den parfümierten Puder auf ihren Wangen, sie fühlte die Stiche in ihrer Brust.

Wenn ich doch wieder einschlafen könnte! dachte sie. Wenn alles nicht gewesen wäre! Wenn ich weit von hier fort wäre. Da wo Lotte ist. Wenn ich mit ihr spazieren gehen könnte, irgendwo in reiner Luft, wo das Herz ruhig wird.

Sie schauderte in physischem Ekel vor der Atmosphäre, die sie heimgetragen hatte. Nachdem sie einige Minuten ruhig gelegen und wider Willen den Geschmack, den Geruch, den dumpfen Lärm, die blendenden Farben konstatiert hatte, besann sie sich. Ich werde ein Bad nehmen und all das abwaschen. Aber diese Stiche in der Brust, als wenn mein Herz immer an eine wunde Stelle schlüge, werde ich nicht los werden. Alles Wasser, alle Eau de Cologne reicht da nicht hin. . . . Ob es wahr ist? Und sie rief sich in die Erinnerung zurück, wie alles geschehen war.

In der Garderobe, als sie gerade den Saal betreten

wollte, hatte Anna sich mit ihrer Schwester gezankt. In der Nervosität sagte sie irgend ein dummes Wort, das boshafter klang, als es gemeint war. Im Augenblick, wo es ihr entschlüpfte, bereute sie es schon, und als sie den gelben Schimmer in den Augen ihrer Schwester sah, hatte sie sofort das Gefühl, daß Alice ihr die Unklugheit mit einer gehörigen Tücke heimzahlen würde. Jedesmal, wenn sie im Gewühl des Tanzes die Schwester erblickte, war ihr erster Gedanke: Wann kommt sie wohl mit ihrem Gift?

Nach Mitternacht herrschte eine tolle Lustigkeit. Vom Ekel so zermürbt, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte, hatte Anna sich gewaltsam zur Munterkeit aufgestachelt. Und endlich durch den Wein, den Tanz, die Musik war etwas von dem Geist in ihr wach geworden, den das Kostüm symbolisierte. Endlich begann ihr tief entblößter Busen schneller zu atmen, ihr Blut in angenehmer Trunkenheit zu kreisen, und während ihre Augen in dem alten Glanz strahlten, zerrannen die grauen Schleier, die um ihre Seele gelegen hatten.

Ein paar Mal tanzte sie mit Bert. Aber er hatte heute, wie so oft in letzter Zeit, seinen schlechten Tag. Sie verhöhnte ihn und meinte, er habe sich wohl überarbeitet. Er drehte ihr gekränkt den Rücken und war dann verschwunden. Das mochte so gegen zwei gewesen sein. Sie war da schon in dieser Galgenstimmung, wo ihr alles gleichgültig war. Während sie am Tisch saß und sich mit einem Sansculotte verbrüderte, kam Alice halb atemlos angelaufen und sagte: „Weißt du, was ich gehört habe?" Aber Anna hielt ihr lachend das Sektglas hin: „Schluck

deine Bosheit herunter!" Gleich darauf, als sie nach einem langen Rheinländer am Arm eines Offiziers stand und Atem schöpfte, hörte sie ein Zwiegespräch zwischen Alice und einem Herrn, den diese förmlich in ihre Nähe gedrängt hatte: „So kurz nach dem Tode! Die Verlobung kann doch nicht offiziell sein." . . . „Sie werden mit der Veröffentlichung natürlich warten." . . „Das wird meine Schwester interessieren!" Anna drehte sich um:

„Wer hat sich verlobt?"

„Herr Holleber mit Frau Oswald."

Und da hatte Anna plötzlich das Gefühl, als wenn ihr jemand einen Stich versetzt hätte, einen Stich mit einem stumpfen Messer, der eine schartige Wunde hinterläßt.

Bis zum Mittagessen blieb Anna im Morgenrock. Mit zerschlagenen Gliedern schleppte sie sich vom Stuhl aufs Sofa, von da zum Fenster, dann wieder in den Winkel am Kamin. Das dumpfe Kreisen im Kopf, die Fieberschwüle ihrer Hände, die Schmerzen, alles blieb sich gleich.

Durch das, was sie erfahren hatte, war sie eigentlich nicht unglücklicher geworden, als sie schon war. Nur war sie sich ihres Unglücks deutlicher bewußt. Außer dem grundlosen Kummer hatte sie jetzt einen ganz bestimmten Schmerz. Aber den, den sie verloren hatte, hatte sie innerlich längst aufgehört zu besitzen. Warum gräme ich mich heut mehr als gestern? dachte sie. Ich war ja klar über ihn. Ich wußte ja, daß er mich opfern würde, wenn es ihm paßte. Ich war für ihn auch nur eine von vielen. Das

habe ich ja gewußt. Jetzt, wo die Bande, die doch nur äußerlich hielten, zerrissen sind, ist es ja viel besser. Ich bin jetzt frei. Ich möchte alle fortschicken und irgendwo in einem stillen Winkel leben. Ich bin jetzt da angekommen, wo Horstmann stand. Ich habe genug vom Leben, von den Menschen.

Sie stützte gedankenschwer den Kopf auf.

Merkwürdig, was ich früher für so gering hielt, für eine quantité négligeable, das ist mit der Zeit ein so wichtiger Faktor geworden. Der innere Frieden, diese ganze harmlose Zufriedenheit, wie sie die gewöhnlichen Leute haben. Das, was man gutes Gewissen nennt ... Ich habe mich verrechnet mit meinem Leben. Aber wie fang ichs an, um das wieder gut zu machen? Nach langem Grübeln sagte sie sich: daß hier nichts besser zu machen sei, daß es in Zukunft nur immer trostloser würde. Das einzige, was ihr blieb, war eine tüchtige Dosis Morphium, von der man nicht mehr aufwacht.

Sie zuckte zusammen, denn plötzlich dachte sie an Bert. In was für einer Stimmung hatte der sich wohl verlobt? Ob ihm wohl ganz geheuer zu Mut war? Ob er nicht etwas wie Gewissensbisse spürte? ... Aber nein. Er war von dergleichen verschont. Er würde sich ins Fäustchen lachen, mit diesem albernen Lachen eines dummen Jungen, dem ein böser Streich gelungen ist.

Nachdem Anna zu Mittag gegessen und dann eine Stunde fest geschlafen hatte, hatte sich ihr Gedankengang ganz verschoben. Sie sagte sich, daß sie doch nicht alle Hoffnung aufgeben dürfe. Vielleicht war das, was man

ihr erzählt hatte, gar nicht wahr. Sie schrieb an Holleder ein Billet und bat ihn, am Nachmittage zu kommen. Sie müsse ihn sprechen.

Von dem Augenblick an war sie mit Ungeduld und Angst erfüllt. Sie fühlte ihre Liebe toben. Zugleich fühlte sie neuen Lebensdrang. Sie wollte kämpfen. Noch ein Jahr, noch elf Monate, dann war ihr Mann drei Jahre lang in der Irrenanstalt. Dann konnte sie sich von ihm scheiden lassen und den Geliebten heiraten. Sie wollte kämpfen und leben!

In den drei Karnevalstagen hielt Frau Horstmann, wie es in Düsseldorf Sitte war, offenes Haus. Es konnte sie besuchen, wer wollte. Im Schutz der Maskenfreiheit kamen oft Leute, die sie ihr Leben nicht gesehen hatte. Sie tranken Sekt, aßen Kuchen, unterhielten sich mit den Damen und zogen dann wieder ab, ohne daß jemand wußte, wer sie gewesen waren. Heute hätte Anna am liebsten ihr Haus verschlossen, aber da sie gestern in der Tonhalle all ihre Bekannten eingeladen hatte, mußte sie die galante Wirtin spielen.

Kurz nach fünf trat die Jungfer ein und sagte, es wäre Zeit zum Anziehen. Von Bert war noch keine Antwort gekommen. Anna fühlte sich wieder trostlos und blutleer. Am liebsten wäre sie in ihren alten Winkel zurückgekrochen. Aber gehorsam folgte sie der Jungfer ins Toilettezimmer. Sie ließ sich die schmerzenden Haare mit Puder bestreuen. Während ihr Mund wie von einem bitteren Geschmack verzogen war, ließ sie sich Schönpflästerchen auf die Wangen kleben. Dann wurde sie in das Watteau-

kleid eingeschnürt und kroch in die riesige Krinoline, auf deren heller Seide bunte Blümchen verstreut waren. Während sie sich im Spiegel betrachtete, dachte sie: das ist die wahre Grimasse der Fröhlichkeit.

Sie mußte sich beeilen. Ein paar Mal hatte schon die elektrische Klingel geschellt. Dehwitz rief, sie möchte endlich kommen. Auf der Treppe traf Anna ihre Mutter. Schmutzig, ungewaschen, ungekämmt, wie sie war, hatte die Alte ihr schwarzes Seidenkleid angezogen, dessen Taille schief zugeknöpft war. Dicker Puderstaub lag auf ihren Runzeln. Was sie an gutem und schlechtem Schmuck besaß, hatte sie angelegt. Ein Paar schwarze Handschuh hielt sie in der tintefleckigen Hand, am Arm hing ihr Pompadour.

„Ums Himmelswillen, Mama, so kannst du doch unmöglich gehen!“

„Was? Warum soll ich nicht so gehen können? Was hast du wieder an mir auszusetzen? Ich habe nicht so viel Geld wie du, um tausend Mark an ein Kostüm zu verschwenden.“

„Aber Schuhe kannst du doch wenigstens anziehen. Es geht doch nicht, daß du in Filzpantoffeln kommst.“

„I, das sieht kein Mensch. Wer guckt einer alten Frau wohl auf die Füße! Ich muß hinunter. Du hast doch auch wirklich gestern abend an Schöbel bestellt, daß er bestimmt kommt. Ich begreife ihn nicht. Ich habe ihm drei Mal geschrieben. Er antwortet nicht. So ein Benehmen ist mir noch nicht vorgekommen bei einem Menschen, mit dem man seit zehn Jahren befreundet ist.“

„Eine teure Freundschaft!“ murmelte Anna.

„Was, willst du mich auch nervös machen? Fang nur an! Dann kannst du was erleben! Ich bin gerade in der Stimmung, mir Vorwürfe gefallen zu lassen. Ich möchte wissen, wo du ohne mich wärst!“

„Herrgott, schrei doch nicht so!“

Aber die Alte erhob ihre kreischende Papageienstimme nur noch lauter, daß es die Treppe hinunterschallte.

„Ich möchte wissen, ob noch ein Stück Möbel im Haus dir gehörte, wenn ich nicht alles zusammen gehalten hätte! Aber das wird nicht anerkannt! Da hackt ihr alle auf mich ein, weil ich Verluste gehabt habe. Giebt es das je auf der Welt, daß man bei Spekulationen immer gewinnt?! Wenn nur Schöbel heute kommt, dem will ich meine Meinung sagen. Man ist zu anständig für diese Welt von Gaunern! Die Menschen sind ja so gemein, so ordinär, so niederträchtig.“

„Jetzt bist du aber still! Sonst schließe ich dich in dein Zimmer ein.“

Anna lief eilig die Treppe hinunter. Der Flur war dicht gedrängt voll Menschen, die sie stumm mit feierlichen, steifen Verbeugungen grüßten. Für den Augenblick fühlten sie sich noch nicht recht wohl in ihrer Haut. Ein Orgeldreher mit langem weißem Bart, blauer Brille und Stelzbein lehnte sich an eine niedliche Italienerin, der der Diener eben den großen Abendmantel abnahm. Das junge Mädchen, eine Tochter des Professor Seiffert, kreischte bei Annas Anblick auf und hielt sich verlegen die Hand vors Gesicht. Aber der Impresario der Gesellschaft, ein Eng-

länder in zeisiggrünem Frack schob die beiden als Dienstleute verkleideten Herren, die an zwei Stangen eine riesige mit einer Mordgeschichte bemalte Leinwand hielten, in den Salon.

„Herein meine Herrschaften! Das Publikum wartet schon! Die obdachlose Liebe oder die rührende Geschichte vom ertrunkenen Ehepaar. Halten Sie Ihre Taschentücher bereit!"

Die Räume waren schon mit Masken gefüllt. Eine Gesellschaft von Akademikern, die auf dem Altmarkt die Ermordung des Caesar dargestellt hatte, durchzog jetzt die Häuser. Sie steckten alle in schlottrigen Trikots und weißen Bettüchern, hatten auf dem Kopf eine straffgezogene Schweinsblase und strohgefüllte Holzschuhe an den Füßen. Ein anderer Trupp karikierte ein bekanntes Damenpensionat. Die Pensionsmutter mit der heuchlerischen Miene und der sanft geröteten Nase war wundervoll gelungen. Unter den Pensionären waren reizende junge Kerle, die kaum den ersten Bartflaum auf der Lippe hatten, deren Männlichkeit nur durch ihre unnatürlichen Bewegungen und ihre heisere Fistelstimme verraten wurde. Dazwischen saßen Offiziere in schwarzem Bratenrock, mit Pappnasen, auf dem Kopf einen roten Fez. Einige Freundinnen Annas, die alle in ihren Watteaukostümen von gestern abend gekommen waren, saßen noch ein wenig schüchtern, gedrängt bei einander, während sich die Herren dazwischenquetschten, um bunte Reihe zu machen. Am Flügel saß Oberstadt, schwarz vom Kopf bis zu den Füßen, ohne die geringste Maskierung, aber gerade deshalb eine tolle Karikatur. Während die

Leute mit der Mordgeschichte ihre Leinwand auseinander rollten, begrüßte Anna ihre Gäste. Sie fühlte sich elend und nicht zum Scherzen aufgelegt. Als ein Bajazzo ihr mit seiner Kindertrompete in die Ohren blies, zuckte sie zusammen. Er lachte über sein ganzes Gesicht und streckte ihr seine Hand hin, es war ein Leutnant von den Husaren. Wie kann der Mensch nur lachen, mit seinen gelben Zähnen! dachte Anna. Sie sah sich um. Bert war nicht da. Ob ers übers Herz bringt, einfach nicht zu kommen? Wie Isidor Schöbel, der meine Mutter im Stich läßt! Ach, sie hat recht, die Welt ist schlecht, lauter Gauner, lauter Gesindel. Aber sind wir selbst nicht das schlimmste Gesindel? Ob die Leute wissen, daß wir einen Menschen ins Irrenhaus gesteckt haben? Daß wir dessen Gut verschlemmen? Ob sie ahnen, daß der Sekt, den sie trinken, ihm gehört?

Immer neue Gäste kamen. Es war gedrängt voll im Salon. Der Orgeldreher trug jetzt in larmoyantem Ton die Mordgeschichte vor, während er nach jedem Vers seinem Instrument ein paar Töne entlockte. Der Engländer schlug dazu mit seinem Stock auf die Leinwand. Das erste Bild zeigte das Ehepaar vor dem Karneval in einem mit Möbeln vollgestopften Zimmer. Auf dem folgenden Bild war es leer geworden, man sah die Frau die Bettdecken und Matratzen fortschleppen, während der Mann das Gestell wegtrug. Dann war das Düsseldorfer Leihhaus dargestellt, ein wahres Völkergewimmel von Leuten, die ihre letzten Habseligkeiten versetzten. Darauf kam das traurige Ende, Mann und Frau standen mit Stricken aneinander

gebunden auf der Brücke, um in die Landskrone zu springen. Auf dem folgenden Bild aber wurden sie gerettet, das leere Portemonnaie des Mannes hatte verhindert, daß sie untergingen. Auf dem Schlußbild stand die Frau am Waschtrog und scheuerte das Portemonnaie aus, darunter stand: „Nach Fastnacht allgemeine Beutelwäsche!"

Als der Orgeldreher mit seinem Lied zu Ende war, drängte alles durcheinander. Die Damen tauten auf. Während sie sich den Hof machen ließen, gaben sie schnippische Antworten und bewegten eifrig die Fächer. Die jungen Akademiker machten von ihren Weiberkleidern Gebrauch und waren sehr zärtlich zu ihren lieben Schwestern, tätschelten ihre Wangen, flehten um ein Küßchen. Die alten Römer dagegen waren ganz feierlich, tranken stumm ihre Bowlengläser leer und blickten den Schäferinnen mit niedergeschlagenen Augen in die tief ausgeschnittenen Kleider.

Plötzlich stürmte ein Bruder Straubinger ins Zimmer, stoppelbärtig, ein verbundenes Auge, Schuhe, aus denen nachgemachte Zehen hervorsahen, einen Knotenstock schwingend und mit dröhnendem Baß: „'n Abend zusammen!" brüllend. Er ging sofort auf Frau Horstmann los, schüttelte ihr die Hand, als wenn er ihr den Arm ausrenken wollte.

„Habt ihr nich e paar abgelegte Stiefel oder en alte Hos? Ich thät Euch auch bis in der Himmel danke."

Dann ging er auf eine Dame zu und ergriff ihr Glas.

„Is dat Schnaps?"

Einer andern nahm er den Kuchen aus der Hand. Als sie lachend protestierte, zog er stumm einen schimmligen Kuhkäse aus der Tasche und hielt ihr den hin. Die

umstehenden Damen kreischten entsetzt auf, sich die Nase zuhaltend, bis sie sahen, daß der Käse von Marzipan war. Der Strolch setzte sich nun mit Kuchen und Bowle zur Erde, Frau von Dehwitz zu Füßen, und begann mit unheimlicher Echtheit zu essen, nur seine wohlgeflegten Hände stimmten nicht zu dem Übrigen. Kaum aber saß er, als die Thür aufgerissen wurde, und ein Gendarm ins Zimmer stürzte, ein wahrer Polizeibüttel von Anno Dazumal, mit einem riesigen Schirm an der Mütze und schwerer Plempe. Der Strolch ergriff die Flucht, der Polizist hinter ihm her. Der Strolch flüchtete sich hinter den Rücken einer Dame, der Polizist umarmte statt seiner die Dame. Es war eine Hetzjagd durch die beiden großen Zimmer. Alles beteiligte sich an der Jagd. Die jungen Mädchen kreischten auf, wenn sie aus Versehen einen Kuß bekamen. Oberstadt saß am Klavier nnd spielte in den wogenden Lärm einen rauschenden Galopp. Hauptmann von Dehwitz hielt sich, nicht mehr nüchtern, an der Thür fest und lallte:

„Nicht alle Gläser . . . meine Herrschaften . . . nicht alle zerschlagen!“

In diesem Augenblick trat Bert ein. Er hatte einen schwarzen Rock an, eine große dunkle Krawatte, aber weder einen Fez auf, noch sonst ein Maskenzeichen. Er blickte sich hochmütig um und nickte dann Anna zu, die angeekelt von der übermütigen Lustigkeit, blaß im Sofa saß. Als ein Herr ihn heranwinkte, ging er auf diesen zu und unterhielt sich mit ihm.

Einen Augenblick schloß Anna die Augen vor unerträglichem Schmerz.

In der Sekunde, wo sie Bert in der offenen Thür gesehn, hatte sie gefühlt, daß ihre Angst recht hatte. Er betrat dies Haus wie ein Fremder, der innerlich alle Beziehungen abgebrochen hat. . . . Sie schämte sich der Maskerade, sie hätte all diese Leute hinauswerfen und sich selbst dies schreiende, beleidigende Kostüm vom Leibe reißen mögen.

Als einige Minuten vergangen waren, ohne daß Bert die Unterhaltung abbrach, ging sie ihm entgegen. Am Spiegel vorbeikommend, glaubte sie zu sehen, wie ihr Gesicht ihr blaß und verzerrt entgegenstarrte. Sie zwang sich ein Lächeln ab und streckte Bert die Hand hin, die er an die Lippen führte.

„Wenn der Berg nicht zu Muhammed kommt, muß Muhammed zum Berge kommen.“

Der Offizier, mit dem Holleder sich unterhalten hatte, war aufgestanden und sagte:

„Denken Sie, gnädige Frau, unser Freund läßt sich nicht bereden, mit auf den Schwoof zu gehen. Dieser Mensch wird doch unheimlich solide.“

„Das finde ich sehr richtig,“ sagte Anna.

Sie trat mit ihm in den Erker.

Im Salon war wieder Ruhe hergestellt. Der Strolch stand mit einem Pensionsfräulein vor einem Bild, das sie, von ihren Malerinstinkten plötzlich fortgerissen, eifrig kritisierten. Der Polizeibüttel hatte einen Kreis von Damen um sich, denen er Steckbriefe entwarf. Die alten Römer rückten ihre kahlen Glatzen zurecht, legten die Toga in ernstere Falten, da gleich die Ermordung Caesars, wie es hieß, zum siebenten und letzten Mal, getreu nach Mommsens

Geschichte, vor sich gehen sollte. Nur Frau Düsbach irrte umher. Sie hatte ihren Pompadour verloren, der wichtige Papiere enthielt.

„Ist was Besonderes passiert?“ fragte Bert.

„Nichts. Warum?“

„Ich dachte, weil du mir schriebst, ich sollte kommen.“

„Ich hatte Sehnsucht nach dir, du hast dich ja eine Ewigkeit nicht sehen lassen.“

„Du weißt auch, warum! Die Leute klatschen ... Übrigens können wir hier unmöglich lange stehen. Das fällt auf.“

„Laß doch die Leute! ... Komm heute Abend! Ich sehne mich nach einem vernünftigen Gespräch.“

„Unmöglich. Ich kann nicht. Ich will heut Abend auf den ...“

„Auf den Ball in die Tonhalle, wolltest du sagen?“

„Nein. Aber ich habe eine Einladung.“

„Zu wem?“

„Zu Frau Oswald.“

„So ...“ sagte Anna, und sie fühlte, wie ihre Augen zu tanzen anfingen, und wie eine tödliche Schwäche sie niederzog.

„Paßt dir das etwa nicht?“

„Doch ... ja ... geh nur hin, du bist ja mit ihr verlobt.“

„Lächerlich!“ murmelte er.

„Ist das so lächerlich?“ sagte sie schwach. „Jedenfalls gratuliere ich dir.“

Er wandte sich um, im Begriff die Stufen hinunter zu gehen. Sie hielt ihn am Arm fest.

„Sag mir ein Wort, Bert! Ob es wahr ist oder nicht? Ich will Klarheit. Ich werde dir keine Vorwürfe machen. Du bist ja frei."

„Das meine ich doch auch," murmelte er.

Anna sah ihn an und wurde totenblaß. Sie setzte sich auf die Bank und fiel zusammen in dem bauschigen Kostüm, so daß sich zwischen ihrer Brust und der Seide ein tiefer hohler Raum bildete.

„Mach keine Scene, Anna! Steh auf! Um Himmelswillen, die Leute sehen ja schon her."

Er lächelte und beugte sich zu ihr hinunter, als wenn er ihr den Arm bieten wollte.

„Also es ist wirklich aus!" murmelte sie.

Im Salon war man im Begriff, die Ermordung Caesars aufzuführen. Dieser war schon von einigen Getreuen auf die Schulter gehoben und hielt eine pathetische, mit Düsseldorfer Ausdrücken gespickte Rede an sein Volk, während die Verschworenen heimlich ihre Messer wetzten.

Anna hatte gänzlich ihre Haltung verloren. Von Zeit zu Zeit öffnete sie die Augen und starrte mit wirrem Blick auf Bert, dann schloß sie die Lider, während ihr Körper sich krümmte wie unter einem unerträglichen Schmerz. Bert hatte sich so gestellt, daß er sie notdürftig verdeckte.

Er verlor nicht sein liebenswürdiges Lächeln und machte Handbewegungen, als wenn er mit ihr in der angenehmsten Unterhaltung plauderte.

„Anna, mach keine Scene! Du hast doch sonst immer mit deiner Selbstbeherrschung geprahlt. Nimm dich zu-

sammen! Es ist ja alles nicht wahr. Zwischen Frau Oswald und mir ist nicht das Geringste passiert."

„Schick doch die Leute fort!" bat sie, immer schwächer werdend.

„Zum Kuckuck nochmal, steh auf!" sagte er rauh.

„Einen Augenblick! Es ist ja alles nichts. . . . Es ist aus. . . . Ja, geh nur. . . . Ich halte dich nicht." . .

Sie preßte die Hand gegen ihre mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn und fuhr über die straffe Seide, die von ihren langen Nägeln knirschte.

Bert zuckte die Achseln und wollte schon hinuntergehen, aber er blieb stehen, da er sah, daß im Salon etwas Besonderes vorgefallen sein mußte. Caesar hatte plötzlich aufgehört zu gestikulieren und starrte nach jemandem hin, den Bert nicht erkennen konnte. Hauptmann von Dehwitz hatte das Bowlenglas, das er gerade angesetzt hatte, sinken lassen, seine stieren Augen traten unnatürlich aus seinem dunkelroten Gesicht hervor.

Horstmann war eingetreten. Eine Weile hatte er vor seinem Haus gestanden, an dessen hell erleuchteten Fenstern bunte Kostüme und fratzenhafte Gesichter auftauchten. Dann hatte er geschellt und war, ohne sich um das öffnende Mädchen zu kümmern, eingetreten. Nun ging er langsam in seiner greisenhaften Haltung, mechanisch den Hut abnehmend, durch den Salon und ließ die Augen umherschweifen. In der furchtbaren Aufregung dieses Augenblicks that er alles wie unter einem fremden Zwang. Er sah die Leute und sah sie nicht. Die, welche er suchte, hatte er noch nicht entdeckt. Die übrigen kümmerten ihn nicht.

„Was ist denn das?"

„I, der ist doch maskiert!" meinte der Orgelspieler.

„Das wäre ein schlechter Witz."

„Weiter im Text! Weiter! . . ." rief Frau von Dehwitz, die nichts merkte. Dabei klatschte sie in die Hände.

„Aber stehen Sie doch auf!" flüsterte eine Dame ihr zu. „Ist das nicht Herr Horstmann!?"

„Sind Sie auch echt, Onkelchen?" fragte im Diskant ein als Pensionärin maskierter Akademiker, indem er an Horstmanns Haare zupfte.

Dieser erwiderte nichts, sondern ging weiter.

„Was ist denn das? Das ist ja keine Maske!" murmelte der Akademiker in seiner natürlichen Stimme, erschrocken zurückfahrend.

„Alter Herr, was wollen Sie?" schrie jemand.

„Kikeriki!" machte ein anderer.

„Prosit! Prosit!" riefen welche und hielten die Gläser hoch.

Plötzlich stand Horstmann Nase gegen Nase vor Frau Düsbach. Diese stieß einen unterdrückten Schrei aus und fuhr zusammen, daß ihr der Pompadour wieder aus der Hand fiel. Horstmann ging hastig weiter zum Fenster hin. Vor dem Erker blieb er stehn und schob die schweren Seidengardinen zurück. In diesem Augenblick stand er vor den beiden. Er sah sie in diesem verräterischen Halbdunkel in einer Stellung, die ihre Intimität verriet. Aber jetzt, wo nichts ihn hinderte, sich auf sie zu stürzen, fühlte er nicht diesen Wutschauer wie damals, als er sie auf dem

Schiff zusammen gesehen hatte. Er schien Bert zu übersehn und nickte finster seiner Frau zu.

Sie starrte ihn an, mit blutlosem Gesicht, und erwiderte kein Wort. Holleder, den der erste Schreck festgenagelt hatte, wollte den Ingenieur jetzt beiseit schieben, um sich davon zu machen.

Im selben Augenblick aber zog dieser den Revolver. Doch ehe der Schuß losknallte, hatte Bert ihm einen Faustschlag versetzt, so daß die Kugel in den Boden ging. Dann riß er ihm mit einem Ruck die Waffe aus der Hand und stieß ihn herunter.

Ein wilder Tumult entstand. Im Nu drängten alle Masken auf Horstmann, so daß er wie von einer Mauer umgeben war. Dehwitz, der aus dem Hintergrund nicht herankommen konnte, schrie:

„Festhalten! Zum Teufel, haltet ihn! Er ist verrückt!"

Alice schrie, Frau Düsbach kreischte, die Diener schrien:

„Festhalten. Er ist verrückt! Haltet den Verrückten!"

Horstmann wurde von Entsetzen gepackt bei diesem Wort. Er vergaß alles andere und suchte zu fliehn. Die, welche unmittelbar vor ihm standen, wichen zurück und hinderten so die übrigen. Immer lauter schrie Dehwitz: „Haltet ihn! Er ist verrückt!" indem er sich mit Faustſtößen Platz zu machen suchte.

Schon wollte Bert Hand an den Ingenieur legen, als Frau Horstmann aufschrie:

„Loslassen!! Rühr ihn nicht an!"

In ihre gellenden Rufe mischte sich das Geschrei der anderen. Die Masken, die zunächst standen, wußten nicht,

was thun; wenn jemand den Ingenieur ergreifen wollte, schlug ein andrer ihm den Arm zurück. Der ganze Teil drängte nach der Thür, Horstmann mitschiebend. Plötzlich stand dieser auf dem Flur. Er stürzte hinaus. Aber das Geschrei: „Haltet den Verrückten!“ tobte hinter ihm her. Der ganze Schwarm der Maskierten wälzte sich auf die Straße, während Horstmann gejagt von dem Entsetzen vor neuer Gefangenschaft in wilder Hast Reißaus nahm. Er wußte nicht, wohin er im Dunkel lief, hörte nur die Rufe, das Klappern der Stiefel auf seinen Fersen. Auch jetzt noch wollten die einen seine Flucht begünstigen und hielten die Verfolger zurück. Aber das Geschrei wurde immer lauter. Vom Corneliusplatz kam jetzt die Menge herbeigerannt, in der Hoffnung, daß es was zu sehen gäbe. In wilden Sprüngen jagten Maskierte und Unmaskierte an Horstmann vorbei, daß ihnen der Schmutz um die Köpfe spritzte. Alles schrie jetzt wirr durcheinander: „Haltet ihn! Den Dieb! . . . O jöh! . . . Schlagt ihn tot! . . . Hurrah! . . . Feuer! Feuer! . . .“ Dazwischen gellten Pfiffe, Schweinsblasen und Pritschen knallten. Jungen sprangen hoch in die Luft. Die beiden Parteien waren gegeneinander geprallt, einen Knäuel bildend. Dehwitz, der seinen Schwager nicht mehr sah, wurde hin und her gestoßen. Plötzlich wurde er von dem Haufen gegen das Gitter einer Häuserecke gedrängt. Dort sah er den Ingenieur zusammengebrochen auf der Erde liegen. Zwei Polizeibeamte, die von verschiedenen Seiten aufeinander zustrebend, mit schnellen Schritten herbeimarschiert waren, schafften sich jetzt mit Rippenstößen Platz und drängten

auch zu dem am Boden Liegenden. Dehwitz richtete mit Hilfe der Pensionsmutter, die im tiefsten Baß fluchte, Horstmann auf und trug ihn in eine Droschke, die vom Corneliusplatz heranfuhr. Er selbst und einer der Schutzleute stiegen mit in den Wagen. Als der Schutzmann fragte, wohin, erwiderte der Hauptmann:

„Auf die Wache! Der muß eingesperrt werden."

Die Gäste waren fort. Nur die beiden als Dienstmänner maskierten Maler kamen zurück und holten ihre Mordgeschichte ab. Anna, ihre Schwester und ihre Mutter saßen allein in dem Salon, in welchem noch alles wirr durcheinander stand. Alice und Frau Düsbach besprachen aufgeregt den Vorfall und die eventuellen Folgen. Etwa nach einer Stunde kam Dehwitz wieder. Er hatte seinen Schwager im Polizeigewahrsam gelassen und mit einem Revierbeamten alles geordnet. Es war nach Grafenberg telegraphiert worden, ob dort Platz sei. Jedenfalls würde Horstmann noch diesen Abend dorthin transportiert werden. Es war nur ein Attest des Geheimrat Zimmer nötig, daß Horstmann ein gemeingefährlicher Geisteskranker sei. Dehwitz war schon bei dem Geheimrat gewesen, der aber erst in einer halben Stunde nach Haus kommen würde. Dann wollte er ihn noch einmal aufsuchen.

Anna sagte, sie fühle sich unwohl und wolle zu Bett gehen. Sie stand auf und ging hinaus, ohne den andern die Hand zu geben. Ihr Zimmer verriegelte sie und setzte sich ans Fenster. Von der Straße klang noch immer das Schlagen der Pritschen herauf. Manchmal pfiff jemand grell, und eine Stimme gröhlte: „O jöh, wat hammer

Freud . . ." Anna hatte den Kopf aufgestützt und starrte an der buntgeblümten Seide ihres Kostüms hinunter. Ihr Lächeln war bitter, ein unsagbar müder Ausdruck lag um ihre Augen.

Nach kurzem Überlegen steckte sie die Lampe an. Dann setzte sie sich an den Schreibtisch und legte den Revolver ihres Mannes, den sie in die Tasche gesteckt hatte, neben sich. Ohne nachzudenken, warf sie folgende Zeilen aufs Papier:

„Herr Geheimrat, mein Mann ist nicht verrückt. Wir haben Sie alle belogen, ich am schlimmsten. Seine Beobachtungen, die Sie für Wahnsinn hielten, sind alle richtig. Es ist mein letzter Wunsch, daß er freigelassen wird. Ich sterbe jetzt. Ich sehe keinen anderen Ausweg. Erfüllen Sie meinen Wunsch! Grüßen Sie meinen Mann, sagen Sie ihm, daß ich nicht glücklich war.

Ihre Anna Horstmann."

Sie klingelte und gab den Brief ihrer Jungfer, mit dem Auftrag, ihn dem Geheimrat selbst zu geben.

„Soll ich gnädige Frau nicht erst umziehen?"

„Nicht nötig."

Sie drückte dem Mädchen, das sie gern gehabt hatte, die Hand und befahl ihr, den Auftrag genau auszuführen.

Sie blieb lauschend auf dem Vorsaal stehen, bis sie die Hausthür gehen hörte. Dann verschloß sie das Zimmer und setzte sich auf ihren gewöhnlichen Platz. Den Kopf

leicht aufgestützt, in derselben sinnenden und eleganten Haltung, wie sie in mancher Dämmerstunde hier gesessen hatte, blickte sie in den runden Spiegel an der Außenseite ihres Fensters, in dem sich die fernen Lichter des Corneliusplatzes spiegelten. Nach einigen Augenblicken ergriff sie mit geschlossenen Augen den Revolver, und während sie die Zähne zusammenbiß und den Kopf krampfhaft gegen das Stuhlkissen preßte, schoß sie sich in die rechte Schläfe. Als man von unten heraufgeeilt war und die Thür gesprengt hatte, lag sie schon in den letzten Zügen. Der Geheimrat Zimmer, der vor dem Haus mit Lotte und dem Wärter zusammengestoßen war, fand sie tot vor.

*

Es war gegen drei Uhr morgens. Bis Mitternacht hatte große Aufregung im Hause geherrscht. Eine Menge Leute waren ein und aus gegangen. Nun war man endlich zu Ruh gekommen. Nach langen Auf- und Abwandern hatte Frau von Dehwitz, die bei der Verstorbenen wachte, sich aufs Bett gelegt und versuchte in einem Buch zu lesen. Der Hauptmann lag im Zimmer nebenan. Er hatte vor Schreck, Kummer und Angst soviel Rotwein getrunken, daß er in einen bewußtlosen Schlaf gefallen war. Auch die Dienstboten waren in ihre Betten gekrochen, nachdem sie den Fall ein langes und breites besprochen hatten.

Die einzige, die noch vollständig munter war, war Frau Regierungsrat. In allem Hin- und Herrennen und Reden hatte sie die klarste Empfindung behalten. Nach-

dem der Geheimrat ihr Annas Brief gezeigt hatte, und er dann mit Fräulein Horstmann auf das Polizeibureau gegangen war, sah sie mit unheimlicher Deutlichkeit die Folgen der Affaire voraus. Der tollen Fastnacht würde ein übler Aschermittwoch folgen.

Ebenso ruhig und nüchtern, wie ihr Schwiegersohn betrunken war, sann sie nach, was zu machen sei. Und als sie das Richtige erkannt hatte, traf sie ihre Maßregeln. Sie schlich die Treppe hinunter in Horstmanns Arbeitszimmer und verbrannte einige kompromittierende Briefe. Dann entnahm sie dem Geldschrank alles, was an barem Geld darin lag und that es in eine Kuriertasche, die sie fest mit einem Stück Wachstuch, das sie früher zu Prießnitzschen Umschlägen benutzt hatte, umwickelte. Darauf verließ sie das Haus.

Draußen war noch finstere Nacht. Schweres Gewölk bedeckte den Himmel, das der Mond mit fahlem Schimmer an manchen Stellen zerriß. Sie schlich die Hofgartenstraße hinunter. Aus der Ferne wurden noch heisere Stimmen laut. Von einer Bank schreckte sie ein Liebespaar auf. Als sie den Hofgarten erreicht hatte, drehte sie sich um, ob jemand sie beobachtete. Aber sie sah keinen Menschen.

Ganz vorn am Eingang, wo die Düssel unterirdisch weiterfließt, um dann in die Landskrone zu münden, befand sich ein dichtes Gebüsch. Sie duckte sich scheu, blickte sich noch einmal nach allen Seiten um und kroch dann hinein. Mitten in dem Gebüsch stand ein Faulbaum, der im Frühjahr weithin duftete, ein mächtiger Baum mit gesundem

Stamm, der hier wohl noch eine Reihe von Jahren aushalten würde. An einer Stelle bildeten seine Wurzeln eine Knorpel, die aus der Erde hervorragte. Genau drei Hand breit von dieser dicken Knorpel entfernt, fing Frau Regierungsrat an zu graben. Sie hatte nichts als einen silbernen Löffel und ein Messer, aber eifrig wie ein Maulwurf warf sie die Erde hoch. Unten war der Boden hart gefroren, sie mußte ihn mit ihrem Messer aufstechen. Der Schweiß lief ihr in Strömen hinunter. Endlich war das Loch so tief, daß sie mit ihrem ausgestreckten Arm gerade noch den Boden erreichen konnte. Sie legte ihr Packet hinein und füllte das Loch zu. Vier tiefe Glockenschläge klangen durch die Nacht, denen noch dröhnender fünf andere folgten, als sie endlich nach Hause eilte.

Während sie die Treppe hinaufhuschte, sah sie durch die Thürritze des Sterbezimmers Lichtschein fallen. Sie konnte nicht unterlassen, einen Blick durch das Schlüsselloch zu thun. Ihr Auge fiel gerade auf das blasse Gesicht der Toten. „Alberne Kröte!" murmelte sie und eilte weiter. Nachdem sie sich oberflächlich die Hände gewaschen, tüchtig frottiert und einen wollenen Shawl umgebunden hatte, um sich von dieser nächtlichen Exkursion keinen Schnupfen zu holen, legte sie sich zu Bett und dachte an das, was kommen würde. Die nächste Zeit würde wahrscheinlich manches Bittere und Böse bringen, aber den Mut brauchte man darum nicht zu verlieren. Die That ihrer Tochter flößte ihr nichts als Verachtung ein. Annas Feigheit war schuld daran, wenn jetzt das Unglück über die ganze Familie hereinbrach. Von diesem schwächlichen Geschöpf, das ihres

Mitleids nicht würdig war, wandte sie die Gedanken ab und richtete sie mit Stolz auf ein vergangenes stärkeres Geschlecht. Sie dachte an ihre Großmutter, an diese humpelnde Greisin, die alle Vierteljahr ihre Zinsen zum Bankier getragen hatte. Was hatte die nicht alles durchgemacht! Ihr Mann hatte sich erhängt, sie selbst hatte im Gefängnis gesessen. Aber sie hatte sich doch durchgebissen! Die ganze Familie hatte vor ihr gekrochen, sie war neunundneunzig Jahre alt geworden und war mit allen Ehren und allem Pomp begraben. Ja, ja, das ist die wahre Weisheit! dachte Frau Regierungsrat. Man muß nur Geduld haben und ausharren. Wenn man mich auch ein paar Jährchen einsteckt, ich habe Zeit. Ich bin noch jung. Nur nicht den Mut verlieren! Nur ruhig bleiben! Wie sagt die Bibel: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

Und während die Alte ihren Shawl fester um die dürre Brust zog, um sich nicht zu erkälten, dachte sie mit schadenfrohem Lächeln an den Augenblick, wo sie wieder in den Busch kriechen und ihr niedliches Packet ausgraben würde.

XVIII.

Da der Geheimrat gutmütig genug gewesen war, ein Attest auszustellen, daß Frau Horstmann in einem Anfall

von Geistesstörung Hand an sich gelegt habe, wurde ihr ein kirchliches Begräbnis gewährt. Ein langer Zug von Leidtragenden folgte den Verwandten auf den Kirchhof. Diese zeigten sich am Grabe etwas nervös und warfen mit ziemlicher Hast dem Sarge die übliche Hand voll Erde nach. Noch am Tage der Beerdigung wurden Hauptmann von Dehwitz und Frau Regierungsrat in Untersuchungshaft genommen. Es stellte sich heraus, daß zwei Drittel von Horstmanns Vermögen nicht mehr vorhanden waren. Auf Veranlassung des Gerichts begab sich der Ingenieur in die Klinik eines Bonner Professors. Nach sechswöchentlichem Aufenthalt dort stellte der Professor ein Gutachten dahin lautend aus, daß, wenn Horstmann nach seiner ersten akuten Erkrankung überhaupt wieder geisteskrank gewesen sei, er jetzt jedenfalls gesund sei. Vor allem könne an seiner Dispositionsfähigkeit nicht gezweifelt werden.

Ehe Horstmanns Entmündigung von Gerichtswegen beschlossen werden konnte, mußte das Urteil im Prozeß von Dehwitz-Düsbach abgewartet werden. Dieser Prozeß verbreitete, bevor er noch an die Öffentlichkeit kam, ein großes Gerede in Düsseldorf. Auch Bert Holleder hatte seit einigen Wochen ein unangenehmes Bewußtsein. Doch ließ er sich nichts merken, zeigte sich überall da, wo er früher verkehrt hatte und sprach von Frau Horstmanns Tode mit Ausdrücken aufrichtigen Bedauerns. Aber je mehr von den früheren Ereignissen ruchbar wurde, eine desto stärkere Antipathie machte sich gegen ihn geltend. Selbst die Leute, die sonst nicht gerade heikel waren, gingen ihm aus dem Weg. Eines Tages, als er Frau Oswald besuchen wollte,

wurde ihm mitgeteilt, die gnädige Frau sei abgereist. Adresse unbekannt. Nachdem Bert sich noch einige Wochen in Düsseldorf still herumgedrückt hatte, nur von Zeit zu Zeit vom Staatsanwalt und von seinen Gläubigern ins Gespräch gezogen, ergriff ihn ein gewisser Unmut, und er sehnte sich nach Luftveränderung. Er ließ einen Trödler kommen, verkaufte, was zu verkaufen war, schloß dann seine Wohnung ab und schrieb an die Thür: „Sic itur ad astra!“ Darauf reiste er nach Paris ab.

Nachdem Horstmann aus der Anstalt zurückgekehrt war, bewohnte er mit seiner Tochter zusammen wieder das Haus in der Hofgartenstraße. Lotte teilte ihrem Vater mit, daß sie sich verlobt habe, er billigte die Wahl. Klaus Fernow kam jeden Tag, und das junge Paar suchte dem alten Mann das Leben so leicht wie möglich zu gestalten. Aber sie mußten einsehen, daß ihre Bemühungen wenig Früchte trugen. Horstmann war ebenso verschlossen und einsilbig wie früher. Am liebsten schien es ihm zu sein, wenn man ihn in Ruhe ließ. Nur wenn er vom Untersuchungsrichter zurückkam, war er so nervös, daß Lotte oft ängstlich wurde. Sie wünschte, dieser Prozeß mit seinen Aufregungen möchte erst glücklich vorüber sein.

Aber am Tage der öffentlichen Verhandlung war Horstmann plötzlich verschwunden.

Im letzten Augenblick hatte ihn ein Grauen gepackt, vor den Richtern zu erscheinen und in langem Hin- und Herreden vor den Ohren der neugierigen Menge das auseinanderzusetzen, was das Unglück seines Lebens ausgemacht hatte. Er fand keinen Haß mehr gegen seine Feinde.

Ihre Strafe, ihr ferneres Schicksal war ihm gleichgültig. Die, welche ihn beschäftigt hatte in den letzten Jahren seines Lebens, der all seine Gedanken, seine Liebe, sein Haß, seine Reue, seine Angst, sein Groll gegolten hatte — lag begraben. Sie hatte ausgespielt, und ihm war, als hätte er auch ausgespielt. Wenn er auf die freundlichen Worte seiner Tochter hörte, die demütig und fast schüchtern um seine Liebe warb, die ihm ein heiteres Zukunftsglück ausmalte, dann dachte er im stillen: Ja, ganz schön! Sie meints ja gut. Sie gleicht ganz ihrer Mutter. Aber das alles lockt mich nicht. . . . Er hatte das Bewußtsein, daß der Ring seines Lebens geschlossen sei, und daß er unter den Menschen nichts mehr zu suchen habe. In der dumpfen Gefangenschaft der Anstalt, auf seinem wurmstichigen Lehnstuhl am vergitterten Fenster, auf der rissigen Steinbank im Park war er langsam vermorscht und vermodert, zerfallen an Geist und Körper. Dort hätte er noch viele Jahre vegetieren können, die Stirn gerunzelt, die Lippen geschlossen, die erloschenen Augen auf die unübersteigbaren Mauern gerichtet. Nun aber, wo man ihn wieder in die Welt hinausgebracht hatte, aus diesem Scheinleben ins wirkliche Leben, fühlte er den inneren Verfall, daß seine Kraft gebrochen war, daß seine Glieder ihm nicht mehr gehorchten, daß sein Gedächtnis gerade für die Ereignisse von heute und gestern ihn verließ, daß sein Herz, vom müde schleichenden Blut kaum noch bewegt, nicht mal mehr im alten Zorn sich aufbäumen konnte. Er war nur noch ein Schatten seiner selbst, ein ausgeglühter Haufen Asche. Die Welt war ihm fremd und ärgerlich. Die Menschen

kamen ihm verändert vor, mit ihrem lästigen Mitleid, ihrer zur Schau getragenen Ehrfurcht, als wenn eine ganz neue Generation die alte verdrängt hätte. Ihm war, als sollte er nach hundertjährigem Traum noch einmal ein Spiel beginnen, das allen Sinn für ihn verloren hatte — und er hatte nur das sehnsüchtige Verlangen, die Glieder auszustrecken und still zu liegen, ganz still, bis die Auflösung kam und das, was nicht mehr zusammenhielt, hierhin und dorthin trug, dem Staube gleich.

Nachdem Horstmann einiges Geld zu sich gesteckt hatte, ging er am Morgen, ohne seiner Tochter Adieu gesagt zu haben, auf die Bahn und löste ein Billet nach Elberfeld. Dort angekommen, schlug er den Weg nach Luringen ein. Es war ein weiter Weg. Er kam durch viele Ortschaften. Manchmal ruhte er sich aus. Dann wanderte er weiter, dem Lauf der Wupper folgend; er sah schwarze Rauchsäulen aus den Schloten steigen, er hörte das Zischen der Wasserdämpfe, das Schnurren der Räder. Er begegnete Fabrikarbeitern, die in dichten Trupps an ihm vorübergingen. Allmählich wurde das Wasser des Flusses heller, zu beiden Seiten der auf und absteigenden Chaussee erhoben sich mächtige Buchen und Eichen im ersten Grün. Aber ihn lockte nicht der Goldglanz in den jungen Blättern, nicht das Schmettern des Buchfinks, nicht der Jubelruf der aus den fernen Äckern aufsteigenden Lerchen. Sein Blick war vorwärts gerichtet, in die Ferne. Er kannte ganz genau die Stelle, wo man die Brücke zum ersten Mal von der Chaussee aus erblicken konnte. Als er sich ihr näherte, fing sein Herz an zu schlagen, sein Schritt beschleunigte sich,

ein Lächeln der Erwartung umspielte seinen gefurchten Mund. Aber als er dann an die Stelle kam — eine Steinbank stand hier unter einem Wallnußbaum hoch über dem Fluß, der in der engen Tiefe rauschte — blieb er enttäuscht stehen. Er spähte aus — er sah sie nicht. In seinem Inneren fing der Groll noch einmal an zu rumoren. Mit aller Kraft seiner müden Augen spähte er in die Ferne. Und dann erkannte er sie endlich: ganz schwach, ganz dünn wölbte sich der eiserne Bogen durch die sonnige Luft wie ein verdichteter Nebelstreif, gleich dem Gebilde eines Traums. Er stand lange in Betrachtung versunken. So hatte sie ihm vorgeschwebt in ihrem ersten, undeutlichen Bild, als er zuerst den Gedanken erwogen hatte, das waldige Thal mit einem einzigen Bogen zu überspannen, und jetzt schien es ihm, als hätte sie ihm immer so vorgeschwebt, schon in seinen Kinderjahren, schon in den Jahren seiner Knechtschaft, als wäre dies blaue Phantom das Bild, dem er nachgejagt war, sein ganzes Leben lang. Langsam schritt er weiter. Bei jeder Biegung der Chaussee tauchte das Bild deutlicher auf. Im Geist machte er alle Phasen ihrer Entwicklung noch einmal durch. Dann erblickte er auch das mächtige Schild mit den goldenen Buchstaben: 18 Luringer Brücke 81.

Gegen Abend hatte er das auf halber Höhe des Bergrückens gelegene Waldrestaurant erreicht. Auf der Terrasse waren noch die Tische gedeckt, Gäste saßen nicht mehr draußen. Als Horstmann Platz genommnen hatte, kam ein Kellner.

„Wünschen Sie vielleicht ein Gläschen Bier?“

Da Horstmann nicht gleich antwortete, sondern unverwandt die Brücke anschaute, trat der Kellner hinter ihn und sagte nach einer Pause:

„Großartig, nicht wahr?“

Der Ingenieur nickte.

Jenseits des Berges ging die Sonne unter, zuerst verschwand sie hinter einer blauen Wolkenwand, aber gleich darauf glühte sie als Feuerkugel aus den schartigen Rändern hervor, und zugleich flammten die bis dahin grauen Eisenkonstruktionen auf, als wenn tausend goldene Flammen einander kreuzten. Es war ein Flimmern und Glühen, weit über die von den breiten Feuerströmen übergossenen Waldkronen hin.

„Sie sind wohl hergekommen, um sich unsere Brücke anzusehen?“ sagte der Kellner wieder. „Originell ist sie ja, das muß man ihr lassen. . . . Also ein Gläschen Bier, nicht wahr?“

„Ja ein Glas Bier und was zu essen.“

„Wenn Sie länger bleiben wollen, gehen Sie doch lieber hinein. Da sitzen Sie doch gemütlicher.“

Horstmann warf einen Blick auf die Thür — er kannte sie so gut, er kannte auch den großen Festsaal.

„Ich bleibe hier.“

Der Kellner kam wieder mit dem Bier und der Speisenkarte. Horstmann bestellte ein Butterbrot. Aber schon nach dem ersten Bissen verlor er den Appetit. Während der Gast aß, fühlte sich der Kellner veranlaßt, auf der Terrasse auf und abzugehen und sich seinen spärlichen Kinnbart zu kratzen, indem er von Zeit zu Zeit nachdenklich

den einsamen Gast anschaute. Als dieser den Teller beiseit geschoben hatte und mit aufgestütztem Kopf in das Thal hinuntersah, kam er wieder an seinen Tisch heran.

„Wenn Sie sich mal die Brücke von unten ansehen wollen, brauchen Sie nur diesen schmalen Weg entlang zu gehen. Da können Sie sich erst überzeugen, wie hoch sie eigentlich ist. Von hier aus sieht sie ja nach garnichts aus. Aber sie hat doch gut ihre vierhundert Fuß Höhe und dreihundert Fuß Länge."

„Ich weiß," murmelte Horstmann.

„Vielleicht nehmen Sie sich eine Photographie mit. Ausgezeichnete Aufnahmen vom besten Elberfelder Photographen, Flasche — wenn Ihnen der Name bekannt ist. Ich will Ihnen mal ein paar zeigen."

„Danke! Ich kenne das alles . . . Bringen Sie mir lieber ein paar Cigarren."

Der Kellner kam wieder und brachte zwei Kisten zur Auswahl. Nachdem Horstmann eine Cigarre angesteckt hatte, stützte er den Arm auf und starrte von neuem die dunkler werdende Eisenkonstruktion an.

„Viele Millionen hat sie gekostet," sagte der Kellner im Vorübergehen.

Der Ingenieur nickte und rauchte weiter.

Der Thalgrund lag jetzt schon in grauer Finsternis. Die Mühle mit ihrem verfallenen Moosdach war kaum noch zu sehen. Über dem Wasser bildeten sich Nebel, die sich langsam von wallenden Flocken zu einem weißen, langen Schleier verdichteten. Am Geländer der Brücke flammten nach und nach Laternen auf.

„Zwei Jahre haben sie daran gebaut. Über vierhundert Arbeiter! Während der ganzen Zeit ist nicht der kleinste Unglücksfall passiert."

„Wer hat denn die Brücke gebaut?" fragte Horstmann.

Einen Augenblick besann sich der Kellner. Dann erwiderte er:

„Der Staat."

Nachdem Horstmann bezahlt hatte, ging er den vom Kellner bezeichneten Weg hinunter, der durch tiefen Buchenwald führte, bis er ans Ufer der Wupper kam. Hier setzte er sich nieder, gegen die eiserne Wand des Brückenpfeilers gelehnt. Über ihm wölbte sich der eiserne Bogen. Er atmete tief auf, in dem Gefühl, daß er an die Stätte gekommen war, wo sein von Groll und Haß und Furcht ermüdetes Herz Frieden fand. Er lehnte den Kopf noch fester an. Es war ihm, als müsse er mit der Hand gegen das Eisen klopfen, wie man einem alten, braven Freunde auf die Schulter klopft.

In einer einfachen, großen Linie wie der Bogen, der sich über seinem Haupte wölbte, lag sein Leben vor ihm ausgebreitet. Jetzt, wo es zum Abschluß gekommen war, hatte er keinen Groll mehr. Von dort, wo aus der Höhe ärmliche Lichter blinkten, war er ausgezogen zur mühseligen Wanderschaft voller Wechselfälle und Schicksale. Alles hatte sich nicht so erfüllt, wie sein Traum es sich gedacht hatte. Aber das Beste war ihm doch beschieden gewesen. Er hatte wacker die Hände rühren dürfen, und die Spuren seines Wirkens vergingen nicht mit seinem

Tode. Mochte man sich nun seines Namens erinnern oder nicht.

Unter ihm rauschte der Fluß, die Sterne blinkten, ein schwaches Säuseln durchschauerte manchmal die zarten Blätter. Er dachte an längst vergangene Zeiten. Kleine Einzelheiten fielen ihm ein aus seinen Kinderjahren, als er hier mit der Angelrute am Wasser gesessen hatte und später, als er ein herumstromernder Arbeitsbursche gewesen war.

In diesen Gedanken hätte er die ganze Nacht sitzen und träumen können. Aber als der Mond aufging, fiel ihm ein, daß es Zeit war, den letzten Weg anzutreten.

Es ist eine alte Beobachtung, daß sich die Selbstmörder am liebsten die Werkzeuge ihres Handwerks aussuchen, um sich aus dem schal gewordenen Diesseits in ein unbekanntes Land zu befördern. Der Kutscher nimmt die Peitschenschnur, um sich daran aufzuhängen, der Barbier benutzt sein Rasiermesser. Es ist eine letzte Ehre, ein letztes Vertrauen, das jeder seinem Handwerk zollt. Horstmann hatte beschlossen, daß ihm die Lokomotive diesen letzten Liebesdienst erweisen sollte.

Langsam, da er wußte, daß er sich noch Zeit nehmen könnte, klomm er den steilen Bergrücken hinan. Bei jedem Schritt kamen ihm Erinnerungen an Vater und Mutter, an Kameraden. Er hatte den Bahndamm erreicht und schritt nun behutsam dem Gleise nach bis auf die Mitte der Brücke. Dann setzte er sich nieder.

Plötzlich, bei dem Gedanken an seinen Tod, fiel ihm Annas Ende ein, und er fühlte die wilden Schmerzen

wieder erwachen. Wieder stand das Bild Holleders vor seinen Augen, und wenn das Leben ihm einen Wunsch unerfüllt gelassen hatte, so war es der, daß er ihn nicht mit der Faust niedergeschlagen hatte. „Du Schuft! Du Hund!" murmelte er und ballte die Hände, in denen die Adern schwollen.

Aber da hörte er plötzlich aus weiter Ferne einen schwachen Pfiff. Gleich darauf war alles still. Er richtete sich auf. Den Hut nahm er ab, der Wind spielte mit seinem weißen Haar. Mit weit aufgerissenen Augen spähte er in die Nacht. Ganz fern am Rücken des Berges sah er zwei glühende Punkte. Standen sie still? Bewegten sie sich? War es die erwartete? Da tönte der Pfiff noch einmal voller und stärker. Ihn durchrieselten brünstige Schauer, während er diesen Tönen lauschte, die ihm süßer und schöner klangen, als das hellste Lied einer Sängerin. Nun hörte er das Rollen der Räder, das sich weithin über die Schienen fortpflanzte. Er hatte eine Stelle zwischen zwei Laternen ausgesucht, wo es am dunkelsten war. Die beiden Augen kamen näher, weite Lichtstreifen auf die Eisenstränge werfend. Immer stärker das Brausen in der Luft, von fernem Rauschen zu betäubendem Donner anschwellend. Horstmann hatte sich erhoben und taumelte vorwärts, die Arme wie zum Willkomm ausgebreitet. Er wußte nicht mehr, was er that. Ein Schauer hatte ihn überwältigt, wie damals vor vielen, vielen Jahren, als die Eisenkolosse zum ersten Mal an ihm vorbeigerast waren. Und nun ein Aufschrei, der ihm durch Mark und Bein ging. Ganz nah gleich riesigen Sonnen

die blendenden Lichter. Jetzt schnaubte das eiserne Tier heran. Er warf sich auf die Kniee. Da im letzten Augenblick schrie es noch einmal auf, markerschütternd, drei, vier Schreie hintereinander, wie ein lebendiges Wesen, das sich vor Entsetzen aufbäumt. Aber die Räder nahmen unaufhaltsam ihren Lauf und zermalmten den, der darunter lag.

Buchdruckerei Roitzsch, Albert Schulze, Roitzsch.